

JACK WILLIAMSON
FREDERIK POHL

LAND'S END

Ein Komet zerstört
die Ozonschicht
der Erde



Science Fiction Roman

**BASTEI
LÜBBE**

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Science Fiction Special Band 24142
Erste Auflage: April 1991
© Copyright 1988 by Frederik Pohl und Jack Williamson
All rights reserved
Deutsche Lizenzausgabe 1991
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co. Bergisch Gladbach
Originaltitel: Land's End
Lektorat: Reinhard Rohn
Titelillustration: David Hardy
Umschlaggestaltung: Quadro Grafik, Bensberg
Satz: Fotosatz Schell, Bad Iburg
Druck und Verarbeitung:
Brodard & Taupin, La Fleche, Frankreich
Printed in France
ISBN 3-404-24142-8
Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Dieses Buch ist dem Gedenken
an Judy-Lynn del Rey gewidmet.
Sie lebte von 1942 bis 1986.
Es war bei weitem nicht lang genug.

Im Geist des Ewigen lebt alles auf ewig.

Im Geist des Ewigen leben Mollusken und Menschen, ein Kapitän, der zur See fährt, und ein Kind. Mit all ihren Freuden und Schrecken und ihrer Liebe leben viele für immer im Geist des Ewigen.

Im Geist des Ewigen leben die Erinnerungen an den Zusammenprall von Welten und dem schrecklichen Tod von Sternen. Planeten erkalten. Rassen sterben aus. Die große Blase des Universums schwillt endlos weiter an. Winzige Teilchen des Seins tanzen umeinander, werden geboren, sterben – all dies im Bruchteil einer Sekunde – , aber sie leben weiter im Geist des Ewigen.

Im Geist des Ewigen gibt es einen Platz für alles, was jemals war, für das Aufragen roher Gebirgsketten und das langsame Abtragen ihrer Wurzeln... für Meere, die sich ausdehnen und zurückziehen.

Im Geist des Ewigen gibt es sogar Platz für Liebe, für eine Liebe, die alles dazu einlädt, einzutreten und auf ewig zu leben... im Geist des Ewigen.

Kapitel 1

Als ihr Riesenkrake den Botschafter von PanMack zu fressen versuchte, hatte Graciela Navarro noch nie etwas vom Ewigen gehört.

Graciela führte ein recht schönes Leben. Sie leitete eine Schule in Atlantica-City, wo Kraken ausgebildet wurden. Sie liebte einen Mann namens Ron Tregarth und lebte in Atlantica-City, der schönsten und freiesten der Achtzehn Unterwasserstädte, und sie war davon überzeugt, daß das Leben unter dem Meer angenehmer war als auf der überfüllten, unterdrückten Erde.

Daß ihr bester Schüler, der Krake Nessus, den fetten Botschafter Dr. Simon McKen Quagger in den großen Krakenteich zerzte, hätte zu keinem schlimmeren Zeitpunkt passieren können. Ihre erste Klasse gezähmter Kraken hatte heute Prüfungsstag, und alle wichtigen Leute waren anwesend. Die sechs Kraken hatten vorgeführt, wie sie die Ernte- und Pflug- und Pflanzmaschinen bedienten, und die Bürgermeisterin Mary Maude selbst hielt eine Festrede. Neben der Bürgermeisterin stand der alte, erhabene Eustace McKen, der Atlantica regelmäßig bei seiner Reise durch die Achtzehn Städte besuchte. Über einhundert Bürger von Atlantica-Stadt drängten sich auf den schmalen Stegen um den riesigen Pool. Selbst Botschafter Quagger, der massige fette Mann mit den boshaften kleinen Augen, hatte Leutseligkeit vorgetäuscht, als er die häßliche, schimmernde kupferfarbene Büste von sich selbst als Andenken an seinen Staatsbesuch überreichte... und dann passierte so etwas!

Es war undenkbar, daß Nessus der Schuldige sein sollte. Nessus war der größte Krake von Gracielas Schützlingen. Außerdem war er der klügste und für gewöhnlich auch der verlässlichste. Graciela war fassungslos, als Nessus ohne Vorwarnung das torpedoförmige Pfluggerät, das er durch den Pool schleppte, fallen ließ und auf den Botschafter zuschnellte.

Bis jetzt war alles so gut gelaufen! Die sechs Kraken sausten auf ihre Befehle hin und her durch den Pool. Durch die ihnen implantierten Vocoder nannten sie ihre Namen und begrüßten die Bürgermeisterin. Ron Tregarth strahlte Graciela voller Stolz an.

Die Angelegenheit hätte völlig reibungslos ablaufen können, wenn Nessus nur nicht versucht hätte, ihren erlauchten Ehrengast, den Botschafter von PanMack, aufzufressen.

Die Bürgermeisterin hielt gerade ihre Verabschiedungsrede, wobei sie am Fütterbrett über dem Krakenbecken innerhalb der Schulungskuppel stand. Die Zuschauer saßen auf Bänken an den Rändern des Beckens. Die sechs Kraken wanden sich ruhelos im Wasser. Nessus hielt sich am Rand auf. Botschafter Quagger saß in der ersten Reihe, streichelte geistesabwesend über seine rötliche Büste, beugte sich vor und starrte stirnrunzelnd in den Pool.

Einen Augenblick später ertönte ein lautes Klatschen.

Dr. Botschafter Quagger lag im Pool und sank in die Tentakel von Nessus. Eine halbe Sekunde später hatten sich alle acht langen und zwei kurze Arme des Kraken um den Botschafter von PanMack gewickelt und zogen ihn auf den großen torpedoförmigen Körper zu. Der Botschafter schrie vor Furcht, als er zu dem riesigen klaffenden Maul gezogen wurde.

Nach einer weiteren halben Sekunde durchstieß Graciela Navarro die Wasseroberfläche mit einem sauberen Kopfsprung. »Nessus!« rief sie. »Nessus, nein! Nessus nicht Menschen schaden!«

Scheinbar widerwillig streckte der Krake seine Tentakel. Der Botschafter durchbrach die Wasseroberfläche mit einem ängstlichen, wütenden Aufschrei. Ein Dutzend Hände halfen ihm aus dem Pool – gerade ausreichend in Anbetracht seiner Masse.

Der Zwischenfall war noch einmal glimpflich abgelaufen.

In diesem fünfundzwanzigsten Jahr seit der Gründung der ersten der Achtzehn Städte gab es keinen besseren Platz auf Erden als in einer Unterwasser Stadt. Mochten die Landratten oben auf der Erde ihre kleinlichen Vernichtungskriege ausfechten und den Boden und die Atmosphäre zerstören! Der Meeresgrund war rein und sauber, und die Städte dort hatten das, was keine Landratte besaß. Sie hatten Freiheit.

Graciela Navarro leuchtete es keineswegs ein, daß dieser Dr. Botschafter Quagger mehr Respekt verdiente als der niedrigste Filterschrubber in Atlantica-City. Als sie zu einer Besprechung mit der Bürgermeisterin aufgefordert wurde – in Gracielas eigenem Büro! – , beeilte sie sich auch nicht besonders. Sie hatte an andere Dinge zu denken, vor allem an ihre Schule. Sie mußte ihre Kraken beruhigen, die nach dem Zwischenfall aufgeregt im Wasser herumtobten. Sobald sich Quagger in Sicherheit befand und der Rest des Publikums sich zu zerstreuen begann, war Graciela wieder im Wasser. Sie schwamm zwischen den Kraken umher, nannte sie bei ihren Namen und strich ihnen sanft über die winzigen Saugnapfe an ihren Tentakeln.

Als die Tiere einen ruhigeren Eindruck machten, führte sie Nessus und einen mittelgroßen Kraken namens Holly in die Druckkammer. Sie ging nicht mit hinein – nicht ohne Druckanzug! – , aber während die Kammer verschlossen wurde, sah sie ihnen durch die Kristallwand zu, als die Schleusen den Druck der Tiefsee hineinließen. Die Kraken rührten sich leicht, als sie die Veränderung bemerkten. Für sie war es weder schmerzhaft noch lästig; ihr Auftrieb wurde anstatt durch die gasgefüllten Schwimmblasen anderer Lebensformen im Meer auf chemischem Wege bewerkstelligt. Sobald die Kammer normalen Tiefseedruck anzeigte, öffneten sich die Tore. Nessus und Holly entfernten sich langsam und schwammen dann mit sanften Tentakelbewegungen auf der Stelle, während die Pumpen den Druck in der Kammer linderten, um die restlichen vier einzulassen.

Als alle draußen waren, schwamm Graciela Navarro an den Rand des Beckens, wo Ron Tregarth auf sie wartete. Neben ihm standen die beiden Frauen, die während seines U-Boot-Kommandos seine ersten Offiziere gewesen waren, Vera Doorn, die ihn auf seiner letzten Reise zum Festland begleitet hatte, und Jill Danner, die auf der nächsten seine Stellvertreterin sein würde. Bei beiden handelte es sich um außergewöhnlich gutaussehende junge Frauen, und manchmal fragte sich Graciela, was Ron Tregarth in ihr sah und allen anderen vorzog.

Tregarths Arme streckten sich ihr entgegen. Sie griff hinauf, umfaßte seine Handgelenke, und mit einer leichten fließenden

Bewegung hob er sie aus dem Wasser. »Die Bürgermeisterin wartet in deinem Büro auf dich, Liebling«, sagte er grinsend.

»Du hast nichts zu befürchten. Schließlich hast du dem fetten Töpel das Leben gerettet«, warf Jill Danner ein. »Sollen wir mitkommen und es bestätigen?«

»Das würde ihr nicht gefallen«, sagte Graciela.

»Hier«, sagte Tregarth, »ich habe dir deinen Mantel mitgebracht, damit du ihr nicht wie ein Besen gegenüberreten mußt.«

Tregarth war einen halben Meter größer als seine Verlobte, er war wikingerblond, während sie dunkelhäutig war, obgleich sie alle ihrer neunzehn Lebensjahre kilometerweit vom Sonnenlicht verbracht hatte. Er half ihr in den Mantel und blieb neben ihr stehen, während sie in ihre Halbstiefel stieg. Sie bemerkte, daß er an den Wänden der Kristallkuppel vorbeiblickte, wo sich die winzigen Lichter der Unterwasserbusse verloren, die einige Gäste zur fernen Hauptkuppel von Atlantica-City brachten.

Sie sagte: »Du würdest lieber auf deinem Schiff sein als hier, nicht wahr?«

Rasch sagte er: »Nicht, solange du hier bist, Graciela. Aber wenn du nicht wärest, dann würde ich lieber auf einem Schiff als in einer Stadt sein. Städte engen mich ein, Liebling. Da könnte ich genauso gut oben bei den Landratten leben.«

Sie nickte ernst und seufzte. Das war das größte Problem, dem sich Graciela gegenüber sah – zumindest glaubte sie das, bevor sie vom Sicara-Kometen und dem Ewigen erfuhr.

Graciela hatte ihre Arbeit in der Schulungskuppel bei den Kraken. Ron Tregarths Arbeit bestand darin, sein großes Langstrecken-U-Boot zu befehligen, um alle Erdmeere auf Reisen zu befahren, die Monate dauern konnten.

Würde es jemals möglich sein, sie zusammenzubringen? Hatte eine Heirat überhaupt Sinn, wenn sie nicht zusammen sein konnten? Falls sie heirateten, wer von ihnen würde dem anderen nachgeben? Konnte Graciela ihre Kraken zurücklassen und sie für das Zigeunerleben als die Frau eines U-Boot-Kapitäns eintau-

schen? War es für Ron möglich, eine Tätigkeit in Atlantica-City oder in der Nähe der Schule aufzunehmen?

Falls es darauf eine befriedigende Antwort gab, hatte Graciela sie noch nicht gefunden.

»Graciela«, sagte Vera Doorn vorsichtig, »ich glaube, die Bürgermeisterin erwartet dich sofort...«

»Ja«, sagte Graciela Navarro. »Ich lasse sie besser nicht warten.« Sie küßte Tregarth flüchtig und winkte den dreien zum Abschied zu, bevor sie sich den Aufzügen zu ihrem Büro zuwandte. Sie dachte nicht an die Bürgermeisterin. Sie dachte an die große Entscheidung, die sie und Ron Tregarth irgendwann würden treffen müssen.

Die Bürgermeisterin funkelte Graciela Navarro wütend an. »Sie haben sich Zeit gelassen«, beschwerte sie sich gereizt.

Der Sessel an Gracielas Schreibtisch wurde zur Gänze von Botschafter Dr. Simon McKen Quagger eingenommen. Hinter ihm stand ein schlanker blonder, junger Mann, den Graciela im Gefolge des Botschafters bemerkt hatte. Jetzt lief er durchs Zimmer und schoß mit einer Handgelenkkamera Bilder von Graciela und seinem Chef.

»Tut mir leid. Ich mußte die Kraken rauslassen«, sagte Graciela.

»Der Botschafter und ich haben auf Sie gewartet, damit Sie sich für die Gefährdung entschuldigen, die Sie ihm zuteil werden ließen. Ist Ihnen klar, daß Ihr Krake ihn hätte auffressen können?«

»Nein. Das ist unmöglich«, protestierte Graciela. »Falls Nessus Mister Quagger hätte auffressen wollen, dann hätte er es ganz sicher auch getan. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie stark er ist?«

»Es sah aber ganz danach aus!«

In um der Diplomatie willen sanfterem Ton sagte Graciela: »Ich kann mir nur vorstellen, daß der Botschafter unabsichtlich Nes-

sus' Freßreflexe angesprochen haben muß. Nessus ist ein voll ausgewachsener männlicher Krake. Wenn er es wirklich darauf angelegt hätte, dann, Herr Botschafter, würden sich jetzt auf Ihrem gesamten Körper Saugnapfmaße von der Größe einer Untertasse befinden. Aber ich entschuldige mich aufrichtig«, fügte sie noch rasch hinzu.

Die Entschuldigung fiel ihr nicht leicht. Graciela konnte Leute aus PanMack nicht leiden – oder von irgendeinem anderen Ort auf der ausgedörrten Erde. Sie waren so gewalttätig! Die Landratten stritten ständig untereinander – die PanMack-Reiche der Land-McKens gegen die AfrAsiaten, die europäischen Staaten gegen die beiden anderen. Selbst die McKens persönlich beglichen gelegentlich ihre Differenzen mit einem inszenierten Aufruhr oder einem Grenzzwischenfall zwischen den vier großen Ländern des PanMack-Reiches. Dabei war es bisher geblieben. Wenigstens hatten die McKens nunmehr seit Jahrzehnten den Ausbruch eines Atomkrieges verhindert.

Graciela dachte mit Schauern daran, daß ein großer Krieg oben auf der Erde auch gewaltigen Ärger für die Achtehn Städte bedeuten würde. Das eine oder andere Reich der Landratten würde sicherlich die Gelegenheit beim Schöpf ergreifen, eine oder zwei Unterwasserstädte ihrem eigenen Imperium einzuverleiben.

Der Botschafter starrte sie an. Sein Blick verriet ein gewisses Interesse an ihr, das Graciela noch weniger gefiel als sein Zorn. Dann glättete sich seine Miene, glättete sich zu einem breiten falschen Lächeln. Er warf einen Blick auf seinen Assistenten, um sicherzustellen, daß die Handgelenkkamera auf ihn gerichtet war, und sagte: »Meine liebe junge Dame, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. So was kommt schon mal vor! Und ganz sicher begreife ich Ihre Anhänglichkeit an dieses, äh, dieses Tier. Ich habe selbst ein liebes Haustier namens Angie, das mir sehr am Herzen liegt; ich kann Ihre Loyalität zu Ihrem – äh – Ihrem Fisch verstehen.«

Während seiner Ansprache achtete er sorgfältig darauf, der Kamera sein vorteilhaftestes Profil zu präsentieren. Graciela be-

merkte, daß der andere Mann zusätzlich zu der Kamera am anderen Gelenk ein Tonbandgerät trug; die Großmut des Botschafters wurde für die Nachwelt erhalten. »Ich sollte Ihnen«, sagte der Botschafter, »meinen Amanuensis vorstellen, Mister Newton Bluestone. Er ist mir bei der Niederschrift meiner Memoiren behilflich; wenn sie fertig sind, werde ich Ihnen eine Ausgabe zukommen lassen. Ich bin sicher, daß Sie sie interessant finden werden. Doch leider«, fügte er seufzend hinzu, »muß ich gestehen, daß ich von diesem, äh, diesem Erlebnis ein wenig angegriffen bin. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich mich in meine Unterkünfte zurückziehen. Kommen Sie, Newt!« Der Mann schaltete Aufzeichner und Kamera aus und eilte herbei, um Botschafter Quagger aus dem Sessel zu helfen. Schnaufend und lächelnd winkte der fette Mann der Bürgermeisterin zu und walzte zur Tür.

An der Tür drehte er sich um und hob einen fetten Finger, mit dem er der Bürgermeisterin schelmisch drohte. »Seien Sie bitte nicht allzu streng mit der jungen Dame, wenn ich gegangen bin, Madame Bürgermeisterin! Ich bin sicher, daß sie es nicht böse gemeint hat. Und ich habe das deutliche Gefühl, daß ich nach einer gut durchschlafenen Nacht wieder ganz auf dem Damm sein werde.«

»Schlafen Sie gut, Herr Botschafter«, sagte die Bürgermeisterin. »Und vielen Dank für Ihr großzügiges Geschenk! Auf Wiedersehen, Sir!«

Und Graciela Navarro spürte die Blicke der Bürgermeisterin auf sich. »Auf Wiedersehen«, sagte sie und fügte widerwillig hinzu: »Sir.«

Als sich die Tür hinter dem Botschafter schloß, stand die Bürgermeisterin auf und lief unruhig durch den Raum, während sie Graciela anstarrte. »Was soll ich bloß mit Ihnen machen?« fragte sie anklagend. »Können Sie nicht anständig mit dem Botschafter reden?«

Graciela ließ sich vorsichtig auf ihrem Sessel nieder, um festzustellen, ob irgendwelche Federn gesprungen waren. »Ich habe anständig mit ihm geredet, Bürgermeisterin. Warum nennen Sie ihn ›Sir‹? Er ist doch bloß ein unangenehmer fatter Mann, der uns alle wie Untergebene behandelt!«

Die Bürgermeisterin ließ sich auf das Sofa neben dem Schreibtisch fallen. »Er ist ein unangenehmer fatter Mann, der hier ist, um einen Handelsvertrag auszuhandeln, Graciela. Und von seinem Standpunkt aus stehen wir tatsächlich unter ihm. Seine Mutter war eine McKen!«

»Sie sind ebenfalls eine McKen«, erwiderte Graciela.

Die Bürgermeisterin schüttelte den Kopf. »Ich habe einen McKen geheiratet. Das war ein Fehler von beiden Seiten, und niemand empfindet dies stärker als Quagger. Was er von uns hält, hat damit nichts zu tun. Wir brauchen diesen Handel, um zu überleben. Haben Sie eine Vorstellung davon, wie schwer die Stahlerzeugung unter Wasser ist?«

Graciela hob die Schultern. »Die Veredlung ist teurer, ja...«

»Sie ist furchtbar teuer, und wir brauchen das Geld für andere Dinge. Daher müssen wir Nahrung und Pharmazeutika an die La... ich meine, an die Oberflächenbewohner exportieren, außerdem noch Erze aus unseren Thermalquellen. Dadurch können wir unseren Stahl und einige von ihren Erzeugnissen kaufen, und damit ist uns allen geholfen. Wir brauchen sie nicht zu mögen, Graciela! Ganz sicher brauchen wir nicht ihre Politik oder ihr dummes Klassensystem zu akzeptieren. Aber wir brauchen den Handelsaustausch. Darum«, sagte sie entschieden, »will ich, daß Sie sich mit dem Botschafter anfreunden.«

»Anfreunden? Mit ihm?«

»Sie werden Botschafter Quagger auf einen Ausflug über den Meeresboden begleiten«, sagte die Bürgermeisterin mit fester Stimme. »Seien Sie nett zu ihm. Bringen Sie ihn dazu, Sie zu mögen. Bringen Sie ihn sogar dazu, Ihre Krakenfreunde zu mögen. Bringen Sie ihn zu der Überzeugung, daß wir, das Volk der

Achtzehn Städte, vertrauenswürdig und anständig sind und wissen, wie man Gefallen mit Gefallen vergilt.«

»Aber Bürgermeisterin«, heulte Graciela auf, »es gibt eine Menge Leute in Atlantica-City, die für diese Tätigkeit besser geeignet sind.«

»Aber Sie haben die Kraken«, sagte die Bürgermeisterin nachdenklich. »Haben Sie nicht gehört, was er gesagt hat? Er hat selbst eine Art Haustier. Er versteht Ihre Gefühle für den Kraken.«

»Meine Kraken sind keine Haustiere!«

»Es wäre besser, wenn Sie ihn in dem Glauben lassen würden, Graciela; das versteht er. Beantragen Sie also ein Paar Druckanzüge und einen Meeresschlitten, und nehmen Sie ihn morgen mit nach draußen. Zeigen Sie ihm unsere Farmen, unsere Kraftwerke, die Thermalquellen – zeigen Sie ihm besonders, wie die Kraken für uns arbeiten. Und vergessen Sie nicht, ihm auf dem Rückweg unser Museum zu zeigen.«

»Das Museum?« Graciela verzog das Gesicht. »Glauben Sie, daß eine Landratte sich für unsere Unterwasserarchäologie interessiert?« Sie holte tief Luft. »Bürgermeisterin McKen, ich habe im Augenblick mehr als genug Arbeit. Die Prüfung der Kraken war nur der Anfang. Ich habe vierzehn weitere Kraken auszubilden, ich muß ihnen Stimmenimplantate einsetzen und sie bei der Anwendung der Kommunikatoren ausbilden. Diese Schule ist für die Zukunft von Atlantica-City wichtig, und die ganze Sache hängt von mir ab!«

»Falsch«, sagte die Bürgermeisterin höflich. »Die Schule hängt vom Budget von Atlantica-City ab. Das Budget hängt von unserer Handelsbilanz mit PanMack und den anderen großen Geschäftspartnern ab. Zum Beispiel von Botschafter Quagger. Und der Inhalt des Budgets, Graciela, hängt davon ab, was ich als Bürgermeisterin beantrage!«

»Aber die Schule ist wichtig für unsere Zukunft! Die Kraken können uns viel mehr einbringen, wenn wir unsere Farmen und Minen ausbauen...«

»Zukunftsmusik, Graciela. Ich muß in der Gegenwart leben.«

»Und in der Vergangenheit!« fauchte Graciela.

»Ah, ich verstehe«, sagte die Bürgermeisterin und nickte. »Sie reden von den kleinen Beträgen, die wir für die archäologischen Vermessungen des Meeresbodens aufbringen. Das jedoch ist zum Guten der Stadt, Graciela. Im Museum befinden sich einige der wunderbaren Dinge, die wir bereits entdeckt haben, Schiffwracks aus den spanischen Schatzflotten, Atom-U-Boote aus dem zwanzigsten Jahrhundert, versunkene Linienschiffe – sogar eine karthagische Trireme! Die Zukunft des Museums wird nicht in Frage gestellt, Graciela. Ihre Schule hingegen doch.«

Graciela holte tief Luft und sagte dann nüchtern: »In Ordnung, ich nehme an, daß irgendeiner zum Botschafter nett sein muß, aber warum ich? Eustace McKen wäre besser geeignet. Schließlich ist er der Großonkel des Botschafters, oder nicht?«

Die Bürgermeisterin schüttelte entschlossen den Kopf. »Zum ersten haben die schlechten McKens nicht viel für Eustace übrig. Das wissen Sie! Und außerdem befindet er sich bereits auf dem Weg nach PanNegra-City. Es liegt also an Ihnen, sich mit dem Mann wieder auszusöhnen...«

Sie zögerte und sah Graciela ernst an. Dann fügte sie widerwillig hinzu, »Es geht nicht nur um Ihre Kraken, Graciela. Da ist noch etwas.«

Graciela wartete geduldig auf das, was als nächstes kommen würde. Sie wußte, daß Bürgermeisterin Mary Maude McKen, so streitsüchtig und mürrisch sie manchmal auch erscheinen mochte, stets einen Grund für das hatte, was sie tat. Die Frau war klein und mollig, ihr Haar und ihre Haut waren so blaß, daß sie fast wie ein Albino aussah, aber in ihr steckte ein mutiges Herz und ein scharfer Verstand.

Die Bürgermeisterin öffnete ihre Schultertasche und zog einen Funkausdruck hervor. »Sehen Sie, meine Liebe«, sagte sie, »er hat bereits einen diplomatischen Protest eingereicht.« Sie warf

den Ausdruck zu Graciela herüber. »Er sagt, daß seine diplomatische Immunität durch ungesetzliche und verbrecherische Durchsuchungen und Entwendungen verletzt worden sei.«

»Das würde doch niemand tun!« schrie Graciela erschrocken auf, aber die Bürgermeisterin schüttelte nur den Kopf und deutete auf den Ausdruck.

Graciela beugte sich vor und las stirnrunzelnd. Der Stil glich irgendwie einem Lexikoneintrag.

Das PanMack-Konsortium

Nach dem Tod ihres Vaters teilten die Brüder Angus und Eustace McKen ihr Vermögen untereinander auf. Danach verschleuderte Eustace McKen auf törichte Weise seine Mittel in dem sinnlosen Unterfangen, die sogenannten ›Achtzehn Städte‹ zu gründen, einem schlechtdurchdachten Programm zur Besiedelung des Meeresbodens, das sich als von keinerlei praktischem Nutzen für die menschliche Rasse erwiesen hat. Auf der anderen Seite widmete sein Bruder Angus McKen seine immensen Talente und Kräfte dem Wohlergehen der Landbewohner der Erde. Die Kinder von Angus McKen, drei Söhne und eine Tochter, erbten sein brillantes Organisationstalent, und ihre Nachfahren haben ihre weisen Verfahren weitergeführt. Das PanMack-Konsortium ist Angus McKens dauerhaftes Vermächtnis an die Völker der gesamten Westlichen Hemisphäre. Es stellt die Vorzüge erleuchteter gesellschaftlicher Einrichtungen mehr als zehn Milliarden Menschen von Grönland bis Tierra del Fuego zur Verfügung. Unter PanMack ist ihr Leben frei von der Furcht vor Gewalttätigkeiten, denn sie werden geschützt durch die nimmermüde Wachsamkeit der PanMackschen Friedensstreitkräfte – der Friedensstaffel in der Luft und im Weltraum, der Friedensflotte, die entschlossen die Meere und Wasserwege durchstreift, und den Friedensgarden, die das Land gegen äußere Feinde und al-

le Arten von subversiven Elementen beschützen. Die Langstreckenflugzeuge der Friedensstaffeln -

Hier brach der Text ab. Graciela sah verwundert auf. »Was ist das? Abgesehen von PanMack-Propaganda, meine ich?«

Langsam sagte die Bürgermeisterin: »Laut Botschafter Quagger handelt es sich hierbei um Geheimmaterial, das auf ungesetzlichem Wege mittels illegaler elektronischer Abhörvorrichtungen durch unser Kommunikationsnetz aus seiner persönlichen Datenbank entwendet wurde.«

»Das ist doch verrückt!«

Die Bürgermeisterin hob die Schultern. »Da ist das Dokument«, warf sie ein. »Es ist echt. Natürlich ist es unvollständig. Offenbar hat ein automatischer Alarm die Übertragung abgebrochen, als der Ausdruck bei den militärischen Einzelheiten angelangt war. Als Quagger das herausgefunden hat, hat er mich heute morgen über das Interkom angebrüllt. Ich habe daraufhin die Sendeaufzeichnungen durchgesehen.«

»Aber wer hat das getan? Und warum? Wer würde sich denn für diesen Mist in die persönliche Datenbank des Botschafters einschleusen?«

»Der Ärger ist nur«, sagte die Bürgermeisterin traurig, »daß es nicht zum ersten Mal vorgekommen ist. Sandor Tisza hat sich schon seit Wochen bei mir darüber beschwert, daß über sein Kommunikationsnetz nicht genehmigte Übertragungen vorgenommen werden. Ich hatte es nicht ernst genommen. Vielleicht sollte ich das auch immer noch nicht tun – vielleicht ist es nur ein aufgewecktes Kind oder ein Spaßvogel. Aber der Botschafter nimmt es ernst, und Sie verstehen sicher, daß es nicht in meiner Absicht liegt, ihm weiteren Grund zu Klagen zu geben. Daher will ich, daß Sie ihn besänftigen, Graciela.«

»Ihn besänftigen?«

»Stellen Sie ihn zufrieden. Nehmen Sie den verdammten Tölpel mit nach draußen, damit er sieht, was wir hier treiben, und lassen Sie ihn nicht ersaufen! Zumindest«, ergänzte die Bürgermei-

sterin, »nicht bei diesem Mal. Falls er jemals als gewöhnlicher Tourist wiederkommen sollte, wäre das freilich eine ganz andere Sache; ich würde Ihnen persönlich beim Leeren seiner Lufttanks behilflich sein!«

Kapitel 2

Am nächsten Morgen ließ Botschafter Simon McKen Quagger sie warten. Alle standen um das Meeresschlittendock herum, nicht nur Graciela Navarro, sondern auch Ron Tregarth und Sándor Tisza, der gekommen war, um sich von ihnen zu verabschieden, und sogar der schlanke junge Mann, der Quaggers Amanuensis war.

Was auch immer ein Amanuensis sein mochte, dachte Tregarth, während er den Mann betrachtete. Körperlich gesehen handelte es sich bei dem Amanuensis um einen jungen Mann. Er hieß Newt Bluestone. Tatsächlich schien er gar kein so übler Kerl zu sein – jedenfalls für eine Landratte. Er versprühte weder die falsche Freundlichkeit noch die Aufgeblasenheit seines Chefs. Von der gebräunten Haut einmal abgesehen hätte er sogar wie jeder anständige Bürger der Achtzehn Städte aussehen können, wenn er nicht eine sonderbare militärische Uniform getragen hätte.

Tregarth hielt den Anzug eher für komisch als für beeindruckend, besonders in Anbetracht ihrer gegenwärtigen Umgebung. In Atlantica-City sah man nicht viele Uniformen. Allerdings hatte Tregarth viele auf seinen Reisen gesehen. Er wußte, wie sie aussahen. Sie wurden aus einem geschmeidigen Karbonfaserstoff hergestellt, der gegen Feindeswaffen eine nahezu panzernde Wirkung besaß. Dazu gab es noch einen Helm, der sich um Kinn und Hals schmiegte. Aber das, was Newt Bluestone trug, sprach einer echten Uniform Hohn! Der Stoff war Seide. Die Handschuhe waren aus weichem Leder. Die ganze Aufmachung ähnelte eher einem Kostüm, das ein Chormädchen für eine Revue tragen würde.

Man mußte es dem Mann anrechnen, daß es ihm peinlich zu sein schien, so angezogen zu sein. »Werden Sie mitkommen?« wandte sich Graciela höflich an ihn, und der Mann grinste und schüttelte den Kopf.

»Nein, ich werde hier bleiben müssen und die Fotodokumentation des Besuches des Botschafters vervollständigen müssen – das bedeutet, ich muß von allem, was er gesehen oder berührt

hat, eine Aufnahme machen«, erklärte Bluestone. »Aber ich wünschte, daß ich mitkommen könnte! Das Meer hat mich immer fasziniert, und das ist meine erste Gelegenheit, es zu sehen.«

Der Mann hatte das Zeug zu einem anständigen menschlichen Wesen, dachte Tregarth. Barsch sagte er: »Es sehen? Herrgott, Mann! Sie sehen nicht ein Millionstel des Meeres! Haben Sie überhaupt eine Vorstellung, wie groß das Meer ist?«

»Nun, natürlich muß es groß sein...«

»Es ist riesig«, berichtete Tregarth ihn. »Um Ihnen eine Vorstellung zu vermitteln: Wenn Sie die Landfläche eines jeden Kontinents miteinander addieren, macht die Gesamtsumme etwas über einhundertdreißig Millionen Quadratkilometer aus. Allein der Pazifische Ozean ist schon größer! Das sind einhundertfünfundsechzig Millionen, und selbst das sind nur zwei Fünftel der Fläche, die das Meer bedeckt.«

»Das ist eine Menge«, gab Bluestone höflich zu, »aber...«

»Aber das ist nur der Anfang. Das Meer hat drei Dimensionen! Auf dem Land besetzt das Leben nur eine dünne Haut auf der Oberfläche. Verstehen Sie, was ich damit sage? Wir haben Platz. In allen Achtzehn Städten zusammen leben nur einige hunderttausend Menschen. Deswegen sind wir auch frei, und Sie sind...«

»Es ist genug, Ron«, unterbrach ihn Graciela. »Du bist nicht ganz fair. Die Hälfte des Meeres weist eine Tiefe von mehr als drei Kilometern auf, und weiter können wir noch nicht herunter.«

Tregarth machte ein überraschtes und entrüstetes Gesicht. »Aber das wird sich schnell ändern! Wir bereiten uns gerade darauf vor! Vera Doorn wird ein Forschungs- U-Boot heruntersuchen, um einige Tiefen zu erforschen, sobald es ausgerüstet ist!«

»O ja.« Graciela nickte. »Wir versuchen weiter zu forschen, nicht viel und nicht sehr erfolgreich. Aber zumindest zur Zeit können wir nicht lange unterhalb der Drei-K-Grenze bleiben.« Sie lächelte Newt Bluestone an. »Nicht, daß das viel von dem

ändert, was Ron Ihnen gesagt hat. Ich meine, wir haben tatsächlich eine Menge Platz!«

Bluestone hatte sich nicht beleidigt gefühlt. »Das beneide ich«, sagte er nachdenklich. »Auf dem Land ist es – nun – anders. Wir sind so viele, wissen Sie. Und so viel Streit und...« Dann sah er auf und unterbrach sich plötzlich. »Da kommt übrigens der Botschafter«, sagte er statt dessen. Er schaltete seine Kamera ein. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, Miss Navarro? Sie beide zusammen, Sie und der Botschafter, für ein paar Bilder? Und dann sollte ich mich besser auf den Weg machen, um meine Dokumentation fertigzustellen!«

Falls Newt Bluestone einen etwas besseren Eindruck gemacht hatte, als Tregarth es erwartet hatte, so verhielt es sich bei dem Botschafter selbst umgekehrt. Der Mann war lästig und zudem auch noch ein Ärgernis. Als Graciela ihn höflich als Mister Quagger ansprach, korrigierte er sie heftig: »Ich bin Botschafter Quagger, junge Dame! Mit allen diplomatischen Vorrechten!« Als Tregarth es fertig brachte, ihn höflich zu fragen, ob er anständig gefrühstückt hätte, beschwerte sich der Mann darüber, daß alles zu salzig gewesen war. Als die Helfer von der Krakenschule versuchten, ihn in einen Anzug zu zwängen, stellte er sich so dumm und komisch an, wie in dem Moment, als Nessus ihn in den Pool gezerzt hatte.

Nur war er eigentlich überhaupt nicht komisch. Er war unangenehm. Er war der einzige Sohn der einzigen Tochter von Angus, dem schlechten McKen. Natürlich schlug er nach seinem Großvater; er war ein unförmiger Mann von über zwei Meter Größe. Zu einer grotesken Erscheinung machten ihn seine Gesichtszüge, die einem viel kleineren Mann zu gehören schienen. Er hatte eine kleine hochgerichtete Nase und einen Schmollmund, der sehr nett ausgesehen haben mochte, als er noch ein kleines Kind gewesen war.

Aber das war vor langer Zeit gewesen. Jetzt war Quagger nur noch fett. Als die Helfer den größten verfügbaren Anzug heranzubrachten, beschwerte er sich, daß er immer noch um Arme und

Beine spannte. Kurzangebunden entließ er Newt Bluestone, sobald der Amanuensis genug Bilder aufgenommen hatte, und wandte sich dann mit einem öligen Lächeln Graciela zu. »Er hat bei der Fotodokumentation über meinen Besuch hier viel zu tun«, seufzte er. »Ich bin schon häufig gebeten worden, meine Lebensgeschichte der Welt zu offenbaren, und Newt ist sehr nützlich gewesen. Und dies sollte ein recht interessantes Kapitel ergeben – mein Besuch bei dem Meeresvolk am Grunde der See.« Dann drehte er sich um und funkelte Tregarth böse an. »Aber sagen Sie mir doch, was dieser Mann hier macht? Sie haben mir nicht gesagt, daß die Liebespaare hierbei Arm in Arm mitspazieren!«

Graciela stellte erschreckt fest, wieviel der Botschafter über ihr Privatleben wußte, aber dennoch sagte sie mit fester Stimme: »Kapitän Tregarth ist ein qualifizierter Pilot, Botschafter. Bei der Begleitung einer so berühmten Persönlichkeit wie Ihnen gehört es zum Standardverfahren, mit zwei Piloten hinauszugehen.«

»Aha«, sagte er, aber er klang ein wenig besänftigt. Dann quiekte er auf, als ihn etwas kniff, und wandte seinen stechenden Blick zu Graciela. »Sie haben mir weh getan«, sagte er anklagend.

»Das tut mir leid«, entgegnete sie und versuchte ihm die Meeresstiefel über seine massigen Füße zu ziehen.

Er grunzte ein weiteres Mal. Dann fragte er schmollend:

»Müssen wir diesen ganzen Blödsinn machen? Ich habe schon oft in Seen und Flüssen getaucht, aber so etwas habe ich noch nie machen müssen!«

Tregarth grinste, als er sah, wie sich seine Freundin gerade noch zurückhielt. Sie sagte so höflich, wie sie konnte: »Aber das hier ist kein See, Herr Botschafter. Die Taucheranzüge müssen sehr stark sein. Vielleicht wissen Sie nicht, welche Art von Druck der Anzug für Sie auszuhalten hat. Wir befinden uns zweitausendzweihundert Meter unter der Meeresoberfläche. Das bedeutet, daß Ihr Anzug stark genug sein muß, um eine Wassersäule auszuhalten, die zweitausendzweihundert Meter hoch und so

dick wie der dickste Teil Ihres Körpers sein muß – oh, entschuldigen Sie«, sagte sie und verbarg ein Grinsen, als der Botschafter ein indigniertes Gesicht machte. »Damit wollte ich nichts angedeutet haben. Aber das bedeutet, daß etwa vierzig Tonnen Wasser auf Sie herabdrücken. Das einzige, das diesen Druck davon abhält, Sie zu zermalmen, ist Ihr Anzug, und falls er leck werden würde...« Sie hielt inne; Tregarth hörte interessiert zu. Wollte sie Quagger wirklich sagen, was passieren würde, wenn zweitausendzweihundert Meter Wasser in seinen Anzug hämmerten, um diesen schlaffen Körper zu einem dünnen Schmierfilm zusammenzupressen? Sie sagte es nicht. »Es wäre augenblicklich tödlich«, schloß sie.

»Nun gut«, seufzte Quagger. »Lassen Sie die Diener dieses Ding versiegeln.«

Tregarth mußte ein weiteres Lächeln unterdrücken, als er den Ausdruck auf den Gesichtern der ›Diener‹ sah. Rasch glitt er in seinen eigenen Anzug und nickte Sandor Tisza zu, der als Schleusenwächter fungierte.

»Bereit zum Eintritt«, rief Tisza.

Bei Tiszas Worten sah der Botschafter rasch auf. In Quaggers Augen stand ein Ausdruck, den Tregarth nicht so recht zu deuten wußte. Kannte er Sandor Tisza? Und wenn ja, woher? Aber dann betraten die drei die Schleuse, die zu den Tiefen außerhalb der Kuppel führten.

Vor der Kuppel der Krakenschule versuchte Graciela Navarro, Botschafter Quagger auf ihrem Seeschlitten unterzubringen. Der Botschafter murmelte etwas, als er sich umblickte. Die Dunkelheit schien ihm nicht zu gefallen.

Die größere Kuppel von Atlantica-City schimmerte in schwachem Grüngelb in der Ferne. Hinter ihnen leuchtete die geschäftige Schulkuppel in hellem Schein, und zwei Unterseebusse, deren rote und grüne Navigationslichter an ihren Seiten blinkten, fuhren von der Stadtkuppel heran. Über der fernen Stadtkuppel vermochten sie kaum die drei schmalen Säulen aus blaugrünem Licht auszumachen, die vom Kommunikationszentrum auf der

Spitze der Kuppel so weit aufstiegen, wie das Auge folgen konnte. »Unser Kommunikationssystem«, erklärte Graciela stolz. »Unter Wasser können wir keinen Funk verwenden, also benutzen wir Laserstrahlen im blaugrünen Bereich. Wir werden einem davon folgen.«

»Machen Sie schon!«, sagte Quagger gereizt. »Diese Dunkelheit gefällt mir nicht.« Es gab nirgends Licht. Über ihnen hätte die Sonne herunterbrennen können, aber kein Bürger der Achtzehn Städte sah sie jemals. Das Meer verschluckt das Licht. In zehn Metern Tiefe gibt es kein Rot mehr. Gelb ist bei zweihundert Metern immer noch schwach zu erkennen, und die blaugrünen Wellenlängen der Sonne reichen beinahe einen Kilometer in die Tiefe; aber Atlantica-City und ihre Satellitenkuppeln befanden sich mehr als zweimal so tief unter der Oberfläche.

Botschafter Quagger grunzte, als Graciela ihn an dem Schlitten festschnallte, und fand schließlich den Schalter seines Helmlautsprechers. In nervösem Tonfall fragte er: »Warum gibt es keine Fische hier? Ich dachte, daß einige davon leuchten sollten!«

Tregarth zuckte unter dem Ansturm auf seine Trommelfelle zusammen. Graciela flehte: »Bitte, Herr Botschafter! Schalten Sie Ihre Lautstärke herunter!« Die Außenlautsprecher der Helme ermöglichten im Wasser eine Verständigung über einen halben Kilometer hinweg; auf kurze Entfernung und mit voller Kraft waren sie ohrenbetäubend.

Quagger grunzte leise vor sich hin, während er an der Lautstärkeneinstellung herumfummelte. Dann wiederholte er seine Frage, wobei seine Stimme nur noch unangenehm laut klang: »Warum gibt es hier keine Fische?«

Ron Tregarth lachte leise. »Früher gab es welche, Herr Botschafter«, sagte er, »aber sie kommen nicht mehr in die Nähe. Gracielas Kraken fressen sie.«

»Aber sie fressen nur Fische«, versicherte Graciela schnell. »Keine Menschen. Für uns besteht überhaupt keine Gefahr. Für den Fall der Fälle – Ron, zeige ihm deinen Luftbogen – ist Kapi-

tän Tregarth bewaffnet, obgleich er die Waffe bisher noch nie hat einsetzen müssen. Oder, Ron?«

»Es gibt immer ein erstes Mal«, stellte Tregarth fröhlich fest. Obwohl Graciela sein Gesicht nicht sehen konnte, vermochte sie doch seine Belustigung aus seiner Stimme herauszuhören. Sie dachte: Wenn ich dich in der Kuppel zufassen kriege...

»Machen Sie weiter«, befahl der Botschafter mürrisch. »In diesem dummen Anzug fühle ich mich sehr unwohl.«

Und uns ist deinetwegen noch viel unwohler, dachte Graciela düster, als sie dem fetten Mann in den Schlitten half. »Schlüpfen Sie unter die Plane – genau so«, keuchte sie und drückte mit aller Kraft zu. »Jetzt werde ich die Gurte festschnallen und das Interkom einstöpseln...« Daß sie seinen Körper berühren mußte, ließ sogar durch den Druckanzug einen Juckreiz auf ihrer Haut entstehen. Der Schlitten war ein sehr einfaches Fahrzeug; es handelte sich im wesentlichen um eine einfache hohle Röhre, die einen Turbinenantrieb enthielt. Die durchsichtige Plane darum schützte die Insassen vor dem vorbeiströmenden Wasser, während die Anzüge sie vor dem zermalmenden Druck der Abgrundtiefe bewahrten.

»Fertig«, sagte sie. Sie atmete angestrengt, als sie die letzte Schnalle zuschnappen ließ. Sie stöpselte die Interkommabel ein und verkündete: »Das ist besser; wir können nun ohne die Außenlautsprecher miteinander reden. Und jetzt machen wir uns auf den Weg zu unseren Farmen, unseren Energiequellen und einigen anderen interessanten Orten, aber zuerst haben wir noch etwa sechs Kilometer zurückzulegen.«

»Sechs Kilometer!« rief Quagger indigniert. »Warum so weit weg? Waren Ihre Leute zu dumm, um ihre Städte in der Nähe der Kraftanlagen zu errichten?«

Graciela verschluckte die ersten Worte, die ihr in den Sinn kamen, und drehte den Kopf herum, um Tregarth einen warnenden Blick zuzuwerfen. Zwischen zusammengebissenen Zähnen sagte sie: »Das ist keine Dummheit, Herr Botschafter. Sondern eine Vorsichtsmaßnahme. In der Nähe der hydrothermalen Schächte

gibt es tektonische Aktivitäten – daher kommt unser heißes Wasser, verstehen Sie. Es gibt ein Risiko kleinerer Erdbeben, und das ist nichts, was man selbst in der Nähe einer Nexo-Kuppel haben möchte!«

»Nexo?« wiederholte der Botschafter zweifelnd.

»Das glasähnliche Material, aus dem unsere Kuppeln bestehen. Sonst gibt es nichts, was stark genug wäre, das Wasser bei diesem Druck abzuhalten. Nicht einmal Stahl.«

Er grunzte. »Machen Sie schon weiter«, befahl er.

»Ja, ja«, ahmte Tregarth ihn nach, als er sich neben Graciela festschnallte. »Wir dürfen die kostbare Zeit wichtiger Leute nicht verschwenden, Graciela, also mach schon!«

Graciela seufzte. Vielleicht war es doch keine besonders gute Idee gewesen, den U-Boot-Kapitän mitzunehmen – obwohl der Gedanke, mit dieser Landratte alleine zu sein, ihr den Magen umdrehte. Sie drückte den Geschwindigkeitshebel nach vorne. Der Schlitten erzitterte und setzte sich dann langsam in Bewegung.

»Was Sie auf dem Weg sehen werden, Herr Botschafter«, begann sie ihre Erläuterung, »ist im wesentlichen unberührter Meeresboden. Er sieht tot aus, aber tatsächlich befinden sich zahllose Organismen in ihm, die von organischer Materie leben, die von den lichtdurchsetzten Schichten zweitausendzweihundert Meter über uns herabtreiben...«

Tregarth entspannte sich, als er der vertrauten Lektion zuhörte. In den Achtzehn Städten lernte jedes Kind sie in den ersten Schuljahren. Die Nahrung der Wesen, die auf dem Meeresgrunde lebten, waren die Abfälle der Organismen über ihnen. Fische sind schlampige Esser. Wenn ein Fisch eine Krabbe erwischt, läßt er Blut und andere Flüssigkeiten sowie einen Teil seiner Beute fallen. Das alles treibt im Meer und wird von Mikroorganismen aufgenommen oder von bestimmten Geschöpfen eingefangen. Einige Organismen starben eines natürlichen Todes, aber für gewöhnlich wurden sogar sie irgendwann auf ihrem langsamen

Weg zum Grund gefressen; die kleinsten davon waren vielleicht Jahre unterwegs.

»Ah ja«, dröhnte Botschafter Quagger, »aber wenn das so ist, warum sehen wir dann keine Knochen unter uns? Schließlich werden die Knochen eines Wals von nichts gefressen, oder?«

»Eine sehr gute Frage«, schmeichelte Graciela dem Mann. »Aber wir befinden uns unterhalb der Schwelle, die die Kohlenstoffkompensationsstufe genannt wird, verstehen Sie? Das bedeutet, daß bei diesen Druckverhältnissen sich sogar die Knochen auflösen und nichts mehr übrig ist...«

Tregarth gähnte, während er sich wünschte, daß er den Gesichtsausdruck von Botschafter Quagger sehen konnte. Tregarth selbst fühlte sich wohl; er war es zufrieden, die Führung des Meeresschlittens Graciela zu überlassen. Er war sich wohl bewußt, daß Graciela weit mehr Stunden in einem Meeresschlitten verbracht hatte als er. Er empfand ein beinahe nachsichtiges Gefühl für diesen unangenehmen Mann von der Erde. Landratten konnten nichts dafür, daß sie Landratten waren, dachte er großmütig. Es lag in der Natur von Landratten, einem gegen den Strich zu gehen. Solange Quagger es nicht schlimmer trieb als bisher, beschloß Tregarth, ihn nicht zu provozieren. Schließlich war der Mann ein McKen! Wohl von der schlechten Seite der McKens, aber immer noch ein Blutsverwandter jenes wunderbaren Eustace McKen, der die Achtzehn Städte überhaupt erst möglich gemacht hatte.

Also gestattete Ron Tregarth es sich, zu entspannen und sich mit der Welt im Einklang zu fühlen.

Und warum auch nicht? Die Welt war sehr gut zu Ron Tregarth – immer mit Ausnahme des Bündels an Scheußlichkeit, das Graciela wie einen anständigen Menschen zu behandeln hatte. Das an der durchsichtigen Plane entlangrauschende Wasser war beruhigend; er war bei der Frau, die er liebte; er stand kurz vor Beginn einer großen Reise in seinem U-Boot – nun, so dachte er erfreut, er hatte wirklich ein wunderbares Leben! Und das hatten auch alle anderen in diesen leichten Tagen in den Achtzehn Städten unter dem Meer... und keiner dachte auch nur im Traum

daran, daß es sich je ändern könnte, da sie noch nichts vom Sicara-Kometen und dem Ewigen erfahren hatten.

Als sie sich der westlichen Erhebung des großen Atlantischen Mittelkamms näherten, begann sich Tregarth etwas weniger wohl zu fühlen. Über der schwarzen und ungastlichen Tiefe dahinzugleiten bereitete Tregarth Unbehagen. Er hatte genauso viel Zeit seines Lebens zweitausend Meter unter dem Meer verbracht wie jeder andere durchschnittliche Einwohner der Achtzehn Städte auch, aber Tregarth war ein Schiffskapitän. Obgleich es die Tiefen der Meere waren, die er befuhr, befand sich stets die starke Wandung eines Unterseeboots zwischen ihm und dem zermalmendem Druck der blinden Finsternis. Tregarth vermochte sehr gut mit dem Wissen um diesen Druck und jenem kleinen klastrophobischen Prickeln umzugehen, das die Nerven fast eines jeden Menschen durchzog, der sich gestattete, über die zweitausend Meter Ozean zwischen sich und der Luft nachzudenken. Wenn man das nicht konnte, dann wurde man einfach kein U-Boot-Kommandant.

Aber das hier war etwas ganz anderes! Der kleine Meeresschlitten schob sich zwischen zackige kilometerhohe Unterwassergipfel! U-Boote blieben nicht in der Nähe des Meeresbodens, wenn es sich vermeiden ließ. Wer konnte denn wissen, wann irgendein unvermutetes Meereskliff plötzlich in den Sonar sprang und einem die Platten aufriß? Unbehaglich starrte er in die schwarzen Tiefen und dann wieder auf die riesigen Umrisse, die auf dem Sonarschirm vorbeiglitten.

Der Botschafter hatte sich während der letzten vier Kilometer beinahe unaufhörlich beschwert. Als er einen Blick auf die großen Gipfel erhaschte, die vor ihnen auf dem Sonarschirm zu sehen waren, brüllte er los: »Halt! Versuchen Sie uns umzubringen? Wir werden in diese Dinger hineinrasen!«

»Wir sind ziemlich sicher«, versicherte Graciela ihm fröhlich. »Nicht wahr, Ron? Sag ihm, daß wir einfach nur dem Laserstrahl folgen müssen...«

Tregarth brachte ein bestätigendes Krächzen heraus, als er auf den Schirm starrte. Vor ihm ragten Gipfel in die Höhe, wie es die Rocky Mountains vor den alten Planwagenpionieren getan haben mußten, furchteinflößend, riesig. Aber diese Gipfel waren weit- aus tödlicher.

Graciela warf ihm einen verwirrten Blick zu und sagte dann: »Dort ist der Paß, den wir durchfahren. Nur noch einen Augenblick Geduld...« Mit schlafwandlerischer Sicherheit führte sie den Schlitten durch die Klippen. Tregarth brauchte den Sonar nicht mehr; im bloßen Licht der Scheinwerfer konnte er die riesigen Zacken sehen, durch die sie sich schlängelten. Der Meeresschlitten wand und drehte sich...

Und dann befanden sie sich wieder in den großen Tiefen.

Auf dem Sonar zeigte sich die Bergkette, die sie gerade passiert hatten, hinter ihnen. Schwach vor ihnen war die östliche Erhebung erkennbar, genauso riesig und bedrohlich.

Sie befanden sich im großen Zentraltal des Atlantischen Mittelkamms.

Graciela schaltete den Antrieb aus. Sie hingen in ihren auftriebsneutralen Anzügen und schwebten über dem Nichts. Sie schaltete die Schlittenlampen ab. Abgesehen von dem blaugrünen Strahl seitlich von ihnen entstammte die einzige Beleuchtung dem schwachen Glühen der Instrumente.

Es war, als ob sie lebendig begraben waren.

Sie waren allein in einem leeren Universum der Schwärze. Tregarth konnte nicht sehen, was Graciela tat, aber er konnte spüren, wie der Meeresschlitten erzitterte, als die Ventile Seewasser in die Flutkammern entließen und dadurch den Auftrieb verringerten. Er spürte, wie das kleine Fahrzeug sank und sie mit sich nahm....

Dann sagte Graciela: »Schauen Sie! Dort können Sie allmählich die Farmen unter uns erkennen!«

Aus dem Dunkel unter ihnen schälten sich allmählich schwache rötlichgelbe Lichter heraus. Graciela gab gerade genug Be-

schleunigung, daß sie den Kurs halten konnte. Sie brachte sie in Spiralen tiefer. Die Lichter wurden zu riesigen freischwebenden Kugeln aus strahlender Energie mit der Leuchtkraft der Sonne, und darunter lagen das Farmland, das Atlantica-City am Leben erhielt.

Die Unterwasserfarmen befanden sich in den breiten Hochtälern zwischen den Erhebungen des Atlantischen Mittelkamms. Sie lagen hoch genug, um die tödlichen Druckverhältnisse der großen Tiefen selbst zu umgehen, in die sich selbst Ron Tregarths Unterseeboot nicht wagte. Der Untergrund bestand aus Schlamm, der äonenalte Ablagerungen organischer Partikel enthielt, die von den Meeresvögeln und dem Plankton und den Unmengen lebender Wesen in den lichtdurchfluteten Zonen nahe der Meeres-Oberfläche herabgetrieben waren. Der mit lebensspendenden Chemikalien angereicherte Schlamm war in der Schüssel dieses Tales gefangen und wartete nur noch auf Licht, um durch das Wunder der Photosynthese etwas wachsen zu lassen.

Dieses Licht hatten die Menschen der Achtzehn Städte zum Meeresboden gebracht.

Durch elektrische Energie, die von Thermalquellen erzeugt wurde, verteilten sie ›Sonnenlicht‹. Zwölf Stunden Licht, zwölf Stunden Dunkelheit; selbst der Meeresgrund hatte jetzt seinen Tagesrhythmus. Im Augenblick herrschte gerade die Tageshälfte des Zyklus. Unterwasserpflanzen gediehen anders als Landorganismen. Bei Licht und anständiger Bebauung produzierten diese Unterwasserfarmen mehr Erträge pro Hektar als jedes beliebige Weizenfeld in Kansas.

»Also«, sagte Botschafter Quagger. »Was sind diese Metalldinge da? Sie sehen gefährlich aus.«

Er starrte auf die schweren Maschinen, die die Farmarbeiter verwendeten – und die bald die Kraken bedienen würden –, um Kraftwerkteile zu reparieren und um die Farmen selbst zu versorgen. Sie sahen beinahe wie Waffen aus, dachte Graciela, beeilte sich jedoch Quagger zu beruhigen. »Nein, das sind nur Werkzeuge«, begann sie, aber der Botschafter hörte ihr nicht zu.

»Und was ist das Ding auf Rädern?« wollte er wissen.

Er deutete mit einem fetten Arm auf den Radschlauch, der sein Material auf den Farmen ablad.

»Oh, das ist Dünger, Botschafter Quagger. Das sind die Abfälle von Atlantica-City, wissen Sie. Wir ergänzen die Mineralien, die wir dem Boden entziehen.«

»Mit Kloake?« schrie er schreckerfüllt auf. »Um Himmels willen! Ich habe immer gewußt, daß Schwimmhäutler schmutzig sind! Aber das ist furchtbar; ich glaube nicht, daß ich hier noch einen Bissen zu mir nehmen kann!«

»Aber Botschafter Quagger«, erklärte Graciela und versuchte angestrengt einen höflichen Ton beizubehalten, »daran ist nichts Ungesundes. Alles Material wird vor Verlassen der Kuppel bestrahlt. Kein einziger Krankheitserreger bleibt am Leben.«

»Das ist ekelhaft«, sagte Quagger streng. »Gibt es noch viel, was ich mir ansehen muß?«

Tregarth schluckte die Bemerkung herunter, die er gerne ausgesprochen hätte. Dieser Tölpel war nicht nur beleidigend, er war auch noch gelangweilt! Er brachte weder die Klugheit noch das Verständnis auf, um zu begreifen, welch einen Triumph diese Unterwasserfarmen darstellten! »Auf diesem Streifen befinden sich allein zehntausend Hektar Farmland«, erzählte Graciela stolz. »Fünf Ernten im Jahr – hier unten gibt es keinen Winter, wissen Sie. Die Früchte müssen keine Energie darauf verwenden, starke Stengel und Wurzeln zu entwickeln, um dem Zug der Schwerkraft entgegenzuwirken; an dem, was wir heranziehen, gibt es nur wenig, das wir nicht verwenden können!«

»Ja, ja«, bemerkte der Botschafter gereizt, »das ist alles sehr interessant, aber ich fühle mich in diesem verflixten Anzug wirklich nicht wohl! Können wir beim nächsten Punkt weitermachen?«

Der nächste Punkt schien den Botschafter jedoch kaum mehr zu interessieren. Graciela brachte sie zu dem Gebiet, in dem die

Thermalquellen an die Oberfläche brachen. »Da kommt unsere Energie her«, sagte sie und deutete auf die Nexoblase, die einen halben Hektar des Meeresbodens bedeckte. »In dieser Kuppel fangen wir das heiße Wasser aus den Thermalquellen auf. Die Energie verwenden wir zur Elektrizitätserzeugung, die in den Oxymetallhydridzellen gespeichert wird, die alle unsere Aggregate betreiben; außerdem sind die Quellen sehr mineralhaltig, und...«

»Und diese Mineralien kaufen wir von Ihnen«, ergänzte der Botschafter, »weil Sie natürlich nicht über die Technologie verfügen, die Erze selbst zu veredeln. Aber sagen Sie mir eins. Wenn Sie die von den Quellen erzeugte Elektrizität für alle Lebensbereiche verwenden, warum wollen Sie dann Uraniumbrennstoff von uns haben? Stellen Sie insgeheim Bomben her?«

»Bomben?« keuchte Graciela. »O nein, Botschafter Quagger! Es ist nur so, daß einige unserer U-Boote immer noch nuklear angetrieben werden. Wir würden ganz sicher keine Bomben bauen.«

»Das hoffe ich auch nicht.« Der Botschafter warf ihr einen bösen Blick zu. »Das wäre ausgesprochen unklug.«

Graciela nickte und versuchte ihren Vortrag fortzusetzen. »Die Erze aus diesen Quellen sind besonders reich an...«

»Ach, ersparen Sie mir das!« grunzte Quagger gereizt. »Die Bürgermeisterin hat mich bereits mit ausführlichen Studien über die Quellen und alles andere versorgt. Junge Frau, gibt es denn nichts Sehenswertes? Bisher haben Sie mir nichts gezeigt, das ich nicht schon kannte!«

Eine Pause trat ein, bevor Graciela antwortete. Aus ihren Worten hörte Tregarth die Anstrengung heraus, höflich bleiben zu wollen, und durch ihren Helm konnte er den angewiderten Ausdruck auf ihrem Gesicht erkennen. Aber sie sagte nur: »Also gut, Herr Botschafter, wir machen uns auf den Heimweg. Da gibt es nur noch eine Sache, die ich Ihnen gerne zeigen möchte, und das ist eine weitere Farm – die tatsächlich bebaut wird.«

Sie schob den Geschwindigkeitshebel nach vorne und führte den Schlitten von der Quellenkuppel fort. Auf dem Sonarschirm sah Tregarth wieder die Unterwassergipfel aufragen. Dann entdeckte er etwas anderes und rief: »Graciela! Was ist das?«

Das Mädchen blickte ihn verwirrt an und neigte dann ihren Helm, um einen Blick auf den Schirm zu werfen. »Ja, da ist ein helles Abbild«, sagte sie. »Oh, warte mal – das ist nur ein Verstärker für das Lasernetz, siehst du?«

»Ist es nicht!« beharrte Tregarth. »Gerade eben war da noch etwas anderes – ein kleines Arbeitsunterseeboot, glaube ich.«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte Graciela zweifelnd. »Das sind meine Farmen, Ron. Zur Zeit sollte sich keine Arbeitsmannschaft hier aufhalten.«

»Etwas habe ich gesehen«, beharrte er grimmig, aber was immer es auch gewesen sein mochte, er konnte es nicht mehr auf dem Sonarschirm entdecken.

Und die Gipfel ragten noch höher vor ihnen auf. Graciela schien sie kaum zur Kenntnis zu nehmen, als sie ihre Ansprache für den Botschafter wieder aufnahm: »Um den Meeresboden zu bestellen, muß er abgeerntet werden, und natürlich müssen die heranwachsenden Pflanzen geschützt werden – sonst würden die hier lebenden Organismen sie ebenso rasch fressen, wie sie heranwachsen.«

»Anzunehmen«, grunzte der Botschafter geistesabwesend. »Ist es noch weit?«

»Nur noch wenige Minuten, Herr Botschafter«, versprach Graciela. »Dann kommen die Kraken ins Spiel.«

Tregarth grinste innerlich, als er den wechselnden Tonfall in Graciela Navarros Stimme bemerkte. Jetzt sprach sie über ihr Lieblingsthema, und ihre Stimme war aufgereggt und erfreut – es war ihr gleich, daß ihr Publikum nur aus Tregarth und ihrem aufdringlichen Besucher vom Lande bestand. Stolz sagte sie: »Wir haben sie bereits zürn Patrouillieren der Farmen ausgebildet, während die Pflanzen heranwachsen. Die Kraken sind keine

Pflanzenfresser; sie essen die Lebewesen, die für uns Schädlinge sind. Aber weil wir jetzt einigen von ihnen Kommunikation beigebracht haben, können wir sogar noch etwas anderes tun! Bisher wurden die Anpflanz- und Erntearbeiten von Menschen erledigt, die den Meeresboden mit Traktoren und Dreschmaschinen befahren haben. Aber bald werden die Kraken das für uns tun! Und bald – aber da sind wir, Herr Botschafter. Einen Augenblick noch...«

Und sie schaltete auf die Außenlautsprecher um und rief: »Nessus! Graciela hier! Du komm, ja!«

Sie hatte den Antrieb abgeschaltet. Sie hingen über den schwebenden Lichtern dieser Farm, deren reife Pflanzen weit unter ihnen zu sehen waren.

»Ich sehe keine Kraken«, knurrte der Botschafter, als er nach unten spähte.

»Sie sind noch nicht da«, erklärte Graciela, wobei sie wieder die Anzugsprecher verwendete. »Hinter der Erhebung dort fällt der Boden steil ab; dort gibt es Tiefen, die wir noch nicht aufsuchen können, aber die Kraken leben dort. Einen Moment...« Und als sie wieder die Außenlautsprecher einschaltete, dröhnte ihre Stimme durch das Meer: »Nessus! Du komm, ja!«

Obwohl sie die Richtlautsprecher verwendete, tat ihre verstärkte Stimme Tregarth in den Ohren weh. Er zuckte zusammen; und über die Anzugverbindung jaulte der Botschafter: »Wollen Sie mich taub machen?«

»Entschuldigung, Herr Botschafter«, sagte sie höflich. »Ich rufe nur einen Farmarbeiter herbei.«

»Farmarbeiter«, schnaubte Quagger. »Sie meinen wohl Monster! Und warum lügen Sie mich an?«

»Lügen?« wiederholte Graciela fragend. Ihre Stimme klang nicht zornig oder beleidigt, lediglich verwundert.

Aber Tregarth war wütend; wie konnte dieser Kerl es wagen, die Frau, die er liebte, eine Lügnerin zu nennen?

»Sie sagen, daß Sie ihn heranzurufen«, sagte Quagger mit einem hämischen Lachen. »Sie halten mich für so unwissend, daß Sie glauben, mir alles mögliche aufzutischen zu können, aber zufällig weiß ich, daß Kraken taub sind. Man hat mich sehr wohl davon in Kenntnis gesetzt, daß sie überhaupt nichts hören können!«

»Oh«, sagte Graciela und versuchte ein Kichern zu unterdrücken. »Das stimmt in der Tat, Herr Botschafter. Sie sind wirklich taub. Sie haben nicht nur keine Ohren, in ihren Gehirnen gibt es noch nicht einmal ein akustisches Nervenzentrum. Einem Kraken ist es unmöglich irgend etwas zu hören – tatsächlich ist das für sie sogar ein evolutionärer Vorteil gewesen.«

»Welch ein Mist«, schnaubte der Botschafter. »Für welchen Narren halten Sie mich eigentlich? Wie kann Taubheit ein evolutionärer Vorteil sein?«

»Wegen der Wale«, erklärte Graciela kurzangebunden. »Die Kraken haben einen großen natürlichen Feind, nämlich die Zahnwale. Sie ernähren sich, wo immer es geht, von Kraken – sowie von allem anderen, das sie fangen können. Kraken sind ihre bevorzugte Beute, aber die Kraken haben die natürliche Verteidigung der Taubheit. Sehen Sie, die Zahnwale fangen ihre meisten Beutetiere dadurch, daß sie laute Schallwellen ausstoßen – Sie haben doch sicher gehört, wieviel Lärm Wale unter Wasser erzeugen können? Kraken sind schwieriger zu fassen, weil sie taub sind. Der Schall lahmt die Kraken nicht, wie es bei Fischen geschieht. Falls Kraken hören könnten, würde der starke Schall sie ebenfalls lahmen, und vielleicht hätten die Wale sie dann schon vor langer Zeit bis zur Ausrottung gejagt.«

»Aha«, knurrte der Botschafter. »Wenn Sie zugeben, daß sie nichts hören können, warum erwarten Sie dann von mir, Ihnen zu glauben, daß Sie eine der Bestien heranzurufen?«

Dieses Mal konnte Graciela ihr Lachen nicht unterdrücken. »Tut mir leid, Herr Botschafter«, entschuldigte sie sich, »aber ich dachte, daß Sie über die Implantate Bescheid wüßten. Alle unsere Krakenschüler haben ein Schallumwandlungsimplantat. Das ist diese Metallerhebung an ihren Zwischenhäuten; Sie müssen sie gesehen haben. Die Implantate wandeln Schall in elektrische

Nervenimpulse um, die direkt in das Gehirn des Kraken eingespeist werden. Natürlich nehmen sie sie nicht als Schall wahr – sie wissen noch nicht einmal, was Schall ist. Aber sie nehmen komplexe Reizmuster auf, und durch die Ausbildung lernen sie, sie zu interpretieren. Wie Sie gehört haben, können sie sogar antworten.«

Der Botschafter gab ein zorniges Schnauben von sich. Allerdings hatte er wie Tregarth eine halbe Sekunde vor ihm auch bemerkt daß sich unter ihnen etwas tat.

Auf dem Sonarschirm tauchte ein Bild auf. Es wurde heller, raste zu ihnen herauf und vergrößerte sich rasch.

Es bewegte sich so schnell, daß Tregarth instinktiv nach dem Harpunenbogen griff, der an seiner Seite hing. Er zog ihn nicht. Er hätte auch nicht die Zeit dazu gehabt. Sechs Meter schieferblaues Fleisch schossen aus dem Abgrund hervor und gesellten sich zu ihnen. An der Stelle, wo die Tentakel in den großen Kopf mündeten, betrachtete ein starrendes Auge, das größer als Tregarths Helm war, die drei Menschen auf ihrem Meeresschlitten.

Einer der kurzen Tentakel rollte sich zurück, um Schaltungen an einem in der Zwischenhaut eingelassenen Metallgegenstand vorzunehmen. Aus dem Gerät sprach sie eine unmenschliche Stimme an.

»Nessus hier, Graciela«, verkündete die Stimme ihres Lieblingsschülers. »Quallenmann hier, warum?«

Der Botschafter gab ein wütendes Prusten von sich, das unter Tregarths Gelächter unterging. Quallenmann! Der Name paßte nun wirklich!

Aber Quagger war gar nicht amüsiert. Bevor er vor Wut losbrüllen konnte, sagte Graciela hastig: »Nessus! Mann Freund, ja! Du bist auch Freund, ja!«

Das große starre Auge betrachtete sie, und die Tentakel wanden sich langsam hin und her, um ihren Besitzer auf gleicher Höhe mit ihnen zu halten, während der Krake darüber nachdachte. Tregarth fiel auf, daß es sich bei Nessus im Schulbecken und

Nessus hier im offenen Meer um zwei verschiedene Wesen handelte. Hier war Nessus' eigenes Territorium, und menschliche Lebewesen, selbst die Bewohner aus Atlantica-City, waren nur Eindringlinge. Dann strichen die Tentakel über den Kommunikator, und die Stimme verkündete: »Quallenmann Freund nicht! Stinkt schlecht heiß, ja!« Und mit einer leichten Bewegung der verkümmerten Flossen wirbelte der Krake davon. Er blieb am Rande des Sichtfeldes auf der Stelle schweben, während die großen Tentakel locker umher schwangen.

»Graciela«, bat Tregarth, »laß ihn nicht gehen! Frage ihn, ob er irgend etwas über das U-Boot weiß.«

Graciela sah ihn verwirrt an. »Welches U-Boot? Ach, du meinst das, das du dort hinten zu sehen glaubtest? Aber ich habe dir doch schon gesagt, mein Lieber, da konnte gar kein U-Boot sein...«

»Frage ihn«, sagte Tregarth schroff.

»Na gut.« Sie verstellte ihren Sprecher und rief dem Kraken zu: »Nessus! Ich stelle Frage, ja! Du siehst Menschstahlfisch heute, ja?«

»Nessus sieht Menschstahlfisch nicht«, erwiderte der Krake, dessen hohle Stimme wie aus dem Grab hallte.

»Frage ihn, ob er sicher ist«, sagte Tregarth, aber Graciela schüttelte den Kopf.

»Natürlich ist er sicher«, sagte sie. »Nessus würde niemals lügen.«

»Bringe ihn doch wenigstens dazu, etwas näher zu kommen...«

Aber da fand der Botschafter endlich seine Stimme wieder. Er schlug auf die Außensprecherkontrollen, und seine wütenden Worte donnerten in das Meer. »Wagen Sie es ja nicht!« bellte er. »Lassen Sie ihn nicht näher kommen! Was sollte das überhaupt, diese gefährliche Kreatur herbeizurufen?«

»Ich wollte Sie nur den Kraken im freien Meer sehen lassen«, sagte Graciela entschuldigend. »Ich verspreche Ihnen, daß kei-

nerlei Gefahr besteht – obwohl ich nicht ganz verstehe, was Nessus meint. Trotzdem dachte ich...«

»Sie haben überhaupt nicht gedacht! Dieses Monster hat mich bereits einmal angegriffen. Ich warne Sie, sollte mir irgend etwas zustoßen, wird meine Regierung ganz sicher Vergeltung üben!« Der Krake kam interessiert näher und lauschte den unbekanntenen Worten. Quagger zuckte zurück. »Bringen Sie mich sofort zur Kuppel zurück!« befahl er. »Ich werde darüber einen Bericht verfassen. Ich verspreche Ihnen, diese Beleidigung des PanMack-Konsortiums werden Sie bereuen!«

Kapitel 3

Sobald sich Nessus ihnen angeschlossen hatte, schien er nicht mehr gehen zu wollen. Er begleitete sie, während sie im Meereschlitten dahinfuhren, den ganzen langen Weg nach Atlantica-City. Tregarth machte es nichts aus. Botschafter Quagger verharrte in sturem Schweigen, ganz gleich, was ihm von Graciela an höflicher Unterhaltung angeboten wurde. Ein wahrer Erbe der schlechten McKen-Linie, dachte Tregarth, jene Leute, die die Regierungen der gesamten westlichen Halbkugel tyrannisiert hatten.

Als sie die gelbgrünen Lichter der Kuppel sahen, sagte Tregarth: »Graciela? Laß uns am Dock vorbeifahren. Ich würde gerne einen Blick auf mein Schiff werfen – falls es dem Botschafter nichts ausmacht.«

Trotzig sagte Quagger: »Dieser Ausflug ist nicht zu Ihrer Belustigung gedacht, Kapitän Tregarth! Ich wünsche so rasch wie möglich wieder in das Innere zu gelangen.«

»Aber es ist kein Umweg«, erklärte Graciela und veränderte den Annäherungswinkel geringfügig. »Sehen Sie, wir sind schon fast da.«

Und tatsächlich konnten sie das Gefüge aus Röhren und Säulen sehen, das die große Nexokuppel umgab. In dem Gewirr kauerten ein halbes Dutzend Unterseeboote, kleine Fähren und riesige Ozeantransporter, die über Schleusenverbindungen mit der Kuppel verbunden waren. Das nächstgelegene Fahrzeug war das größte: ein schlankes dunkles Schiff, das mehr als einhundert Meter lang war.

Die Lichter waren eingeschaltet, was bedeutete, daß sich eine Mannschaft an Bord befand und daß die Nuklearmaschinen zu Überprüfungen angelassen worden waren.

»Das ist mein Schiff!« verkündete Tregarth mit Stolz. »Die Atlantica Queen. Sie wird gerade beladen, und in vierundzwanzig Stunden fahre ich mit ihr in den Hafen von Baltimore ein. Wollen Sie nach Hause mitgenommen werden, Botschafter?«

»Ganz sicher nicht«, stellte der fette Mann empört fest. »Wenn ich zurückkehre, wird es mit meiner eigenen Luftjacht geschehen, der Quagger Eins. Und ich werde nicht nach Baltimore gehen – das gehört zum Imperium meines Vetters General Marcus McKen. Ich werde ohne Zwischenlandung in meine eigene Hauptstadt fliegen.«

Aber er sah gar nicht richtig auf das Frachtschiff. Er spähte daran vorbei auf ein kleines Fahrzeug, das mit dem hellen Schimmer von Nexopanzerung erglänzte. Darum bewegten sich Gestalten in auftriebsneutralen Anzügen, die jede Naht im Rumpf gewissenhaft überprüften. Der Botschafter holte Luft.

»Verrat! Schande!«, schrie er. »Sie haben dort ein gepanzertes Fahrzeug! Das ist eine illegale Angriffswaffe! Sie haben Ihr vertragliches Wort gebrochen, daß keine der Achtzehn Städte jemals eine Kriegsflotte unterhalten wird!«

Der Mann schien kurz vor dem Schlaganfall zu stehen. Tregarth sagte besänftigend: »O nein, Botschafter, das ist keine militärische Panzerung. In den Achtzehn Städten haben wir keine Kriegsschiffe – wofür sollten wir sie verwenden?«

»Ich kann es doch mit meinen eigenen Augen sehen!« schrie Quagger. »Als nächstes werden Sie es für verräterische Angriffe auf unsere friedlichen PanMack-Schiffe verwenden!«

Friedliche Schiffe! Wo doch jeder wußte, daß die PanMack-Flotte mit Raketenwerfern und Laserkanonen ausgerüstet war! Tregarth öffnete den Mund, um eine heftige Antwort zu geben, doch Graciela kam ihm zuvor. »Die Thetis ist ein Forschungsschiff, Herr Botschafter«, sagte sie gelassen. »Sie wird tiefer tauchen, als es unsere gewöhnlichen Schiffe könnten – Rons eigener Erster Offizier Vera Doorn wird es befehligen. Um die Tiefen zu studieren, wissen Sie, wird die zusätzliche Panzerung benötigt. Jedes andere Schiff würde sofort zermalmt werden.«

»Wirklich?« höhnte der Botschafter. »Nehmen wir einmal an, daß es stimmt, was Sie da sagen: Können Sie denn garantieren, daß keines Ihrer unzufriedenen Elemente es kapern und für militärische Zwecke einsetzen könnte?«

»Wir haben keine unzufriedenen Elemente«, sagte Graciela nur. Tregarth mischte sich ein: »Das könnte nicht passieren«, sagte er im Brustton der Überzeugung.

»Aber ich bin der Meinung, daß es geschehen könnte«, sagte der Botschafter. »Ihr seid hier unten schrecklich nachlässig. Wo sind die Sicherheitskräfte? Jeder könnte hier einfach herein. Schließlich haben Sie bereits einige unbekannte Personen ein Arbeits-U-Boot stehlen lassen!«

Der Mann steckte voller Überraschungen, dachte Tregarth düster. Unbehaglich sagte Graciela: »Oh, das dürfen Sie nicht glauben. Es stimmt zwar, daß eines der Arbeits-U-Boote vermißt wird, aber dabei handelte es sich vermutlich um einen mechanischen Fehler – die Halterungen müssen sich gelöst haben, und es muß abgetrieben sein. Das war vor Wochen...«

Aber Tregarth hatte eine noch wichtigere Frage. »Woher haben Sie das erfahren?« fragte er grob.

»Oh, man hört so dieses und jenes«, sagte Quagger ausweichend. »Und Sie hatten ein starkes Interesse an dem U-Boot, das Sie draußen in den Tiefen zu sehen glaubten, nicht wahr?«

»Ich dachte allerdings, daß es sich um das vermißte Boot handeln könnte«, gab Tregarth zu.

»Jedenfalls«, warf Graciela ein, »hätte es nicht gestohlen sein können. Dazu hätte es jemand stehlen müssen, und in Atlantica-City wird niemand vermißt.«

»Aha«, sagte der Botschafter; offenbar war das sein Lieblingswort. Dann keuchte er auf: »Ihr Fisch da – was macht er denn jetzt schon wieder?«

In seiner Stimme war ein deutliches Unbehagen zu hören. Als Graciela und Tregarth sich umdrehten, sahen sie, daß Nessus auf die Thetis zugeglitten war und sich recht eigenartig benahm. Die langen Tentakel zuckten unkontrolliert, als er gefährlich nahe an die Arbeiter herankam, die Meßinstrumente über die Hülle des Forschungsschiffes manövierten. Aber es waren nicht die Arbeiter, auf die Nessus' große Augen gerichtet waren; es war der

stumpfe Treibstoffzylinder, der in die Schleuse des Maschinenraumes eingelassen wurde.

»Nein, Nessus!«, schrie Graciela. »Nicht anfassen! Gefahr hier, ja! Geh fort, ja!«

Der Krake wand sich krampfhaft. Der torpedoförmige Körper wandte sich um, die großen Augen waren auf Graciela gerichtet, aber die Tentakel strebten immer noch dem Treibstoffzylinder entgegen.

Dann drehte sich Nessus langsam um und glitt davon.

Graciela holte tief Luft. »Das Schiff wird neu aufgetankt«, erklärte sie. »Dabei handelt es sich um hochkonzentrierten Nukleartreibstoff, und aus irgendeinem Grund reagieren die Kraken in letzter Zeit sehr empfindlich auf die Gegenwart von Radionukliden. Sie scheint ihre Reflexe durcheinander zu bringen. Es tut mir wirklich leid, falls es Sie erschreckt haben sollte, Herr Botschafter...«

Aber Quagger war sehr schlechter Laune. »So wie es Ihnen leid getan hat, als mich die Bestie am Becken angegriffen hatte! Ich habe genug davon, junge Frau! Ich will auf der Stelle in die Kuppel zurück!«

Als sie über die Frachtdocks hineingegangen waren, nutzte Tregarth den Augenblick, um einen kurzen Besuch bei der Atlantica Queen zu machen; er versprach Graciela, sie im Unterwassermuseum wiederzutreffen.

Als er im Museum eintraf, hatte sich sein Blick verändert. Er hörte in aller Ruhe Gracielas Kommentar zu den Ausstellungsstücken zu, aber seine Augen wandten sich keine Sekunde lang von Quagger. Der Botschafter war sichtlich gelangweilt. Er sah immer wieder auf seine Uhr, als Graciela auf einen im Ozean geborgenen Schatz nach dem anderen hinwies. Als sie zu der siebten Amphore gekommen war, brach es aus ihm heraus: »Keine Töpfe mehr, ich bitte Sie! Kein verfaultes Holz, das vielleicht einmal ein Schiffskiel gewesen ist, kein rostiges Metall. Müll ist Müll, junge Frau. An Land sind wir klug genug, um ihn wegzwerfen. Wir füllen damit keine Museen.«

»Aber Herr Botschafter«, protestierte Graciela, »diese Relikte sind wertvoll. Sehen Sie nur einmal diese Darstellung!« Und sie zeigte auf eine holographische Aufnahme eines nur ungenau wahrnehmbaren Objekts. Was immer es war, es funkelte in abgrundtiefer Finsternis. Ganz sicher handelte es sich um ein Artefakt, aber das Bild war so unscharf, daß keiner so recht sagen konnte, was es war. »Von einem Robot-U-Boot aufgenommen«, sagte Graciela stolz. »Es ist vielleicht ein Jahrhundert alt oder älter – vielleicht ein Stück eines auseinandergebrochenen Mari- neunterseeboots aus einem der großen Weltkriege!«

Der Botschafter starrte mürrisch darauf. »Ich frage mich, ob die atomaren Sprengköpfe immer noch funktionieren«, sagte er. »Aber Sie wissen gar nicht, ob es sich um ein Kriegsboot handelt, nicht wahr? Sie rätseln bloß herum.«

»Wir werden nicht mehr lange rätseln«, behauptete Graciela. »Dies gehört zu den Dingen, die Vera Doorn untersuchen soll, wenn sie die Thetis tiefer herunterbringt, als irgendeines unserer U-Boote jemals hinabgetaucht ist...«

Ron Tregarth hörte beinahe schon nicht mehr zu. Es gab nur noch eine Frage, die er Quagger stellen mußte. Gedankenverloren blieb er zurück, als Graciela und die fette Landratte sich weiter durch die Reihen mit den Ausstellungsstücken bewegten. Er sah auf das Hologramm des geheimnisvollen aufgegebenen Fahrzeugs, das das Robot-U-Boot fotografiert hatte. Es lohnte ganz sicher eine Untersuchung. Beinahe beneidete er Vera Doorn um die Gelegenheit, die Thetis auf ihrer Forschungsreise zu befehligen. Aber seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit dem, was ihm Jill Danner auf seinem kurzen Besuch bei der Atlantica Queen mitgeteilt hatte. Was hatten die PanMacks diesmal vor?

Er holte die anderen ein. Graciela zeigte Quagger die karthagische Trireme, die sie erst im vorigen Jahr auf der Iberischen Tiefebene weit an der Ostflanke der Erhebung geborgen hatten. »... ein Kriegsschiff«, sagte sie, »das vermutlich einen Galeerenkonvoi von den Zinnminen in Cornwall begleitet hat. Das ist Geschichte, Herr Botschafter! Ihr Großonkel Eustace McKen hat

dieses Museum begründet. Er nannte die Tiefen die Grüfte der Welt – kälter und ruhiger als die seichten Meere.«

»Mein Großonkel Eustace McKen«, sagte Quagger kalt, »war verrückt. Genau wie Ihre Leute mit ihrem dummen Museum und ihren närrischen Tiefseerkundungen.«

»Aber – aber das ist wissenschaftliche Forschung.« erklärte Graciela. »Es gibt Dinge im Meer, die niemals richtig untersucht worden sind, besonders nicht unterhalb der Drei-Kilometer-Grenze. Unsere Wissenschaftler sagen...«

»Wissenschaftler!« höhnte er, und sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse des Absehens. »Kein Wunder, daß Sie so zurückgeblieben sind! Sie verschwenden Ihre Ressourcen auf die Befriedigung eitler Neugier.« Er starrte Graciela böse an. »Wir verwenden unsere Wissenschaftler sinnvoll«, bellte er. »Keine Wissenschaft um der Wissenschaft willen. Wir wollen Ergebnisse. Besseren Treibstoff! Neue Maschinen! Stärkere Waffen! Dafür ist Wissenschaft gut, nicht um Zeit und Geld zu verschwenden, um in Dingen herumzustochern, die keinem vernünftigen Menschen wichtig sind.«

Tregarth sah seine Chance. Er trat vor und räusperte sich. Höflich fragte er: »Ist Raumfahrt wichtig?«

Die Wirkung dieser Frage auf Botschafter Dr. Simon McKen Quagger war erschütternd. Sein feister kleiner Unterkiefer klapperte herunter. Seine kleinen Augen traten hervor. »Wovon...«, keuchte er und versuchte es dann noch einmal: »Wovon, zum Teufel, reden Sie eigentlich?«

»Ich habe nur einige Gerüchte gehört«, sagte Tregarth leicht hin. »Meine Freunde auf der Atlantica Queen erzählten mir von Funkberichten von einem unserer Schiffe. Sie sagen, daß Ihre Leute wieder eine Raumerkundungsrakete starten, nur schicken Sie das Schiff diesmal zu einem Kometen.«

Er sah, daß Graciela ihn mit großen Augen anstarrte. »Eine Weltraumsonde, Ron? Nach all den Jahren? Und zu einem Kometen? Aber nein, die Landratten würden doch nicht...«

Tregarth schüttelte ganz leicht den Kopf. Sie hielt mitten im Satz inne und wartete ab, was Quagger darauf erwidern würde.

Der fette Mann explodierte förmlich: »Wo haben Sie das gehört? Das sind Geheiminformationen, junger Mann! Für das bloße Erwähnen des Kometen Sicara könnten Sie verhaftet werden. Das ist eine klare Verletzung jedweder Sicherheitsbestimmungen ...« Erbrach ab, als er sich daran erinnerte, daß er sich an einem Ort aufhielt, wo die Sicherheitsbestimmungen der PanMack Corporation keinerlei Wirkung besaßen.

Sofort änderte er seine Taktik und bemühte sich, gute Laune zu zeigen. »Nun, jedenfalls«, sagte er salbungsvoll, »sind wir natürlich nicht bestrebt sämtliche wissenschaftliche Forschung einzustellen. Wir bestehen einfach nur darauf, daß sie relevant ist.«

»Und dieser Komet, Sicara«, drängte Tregarth weiter. »Gibt es einen Grund, warum er relevant sein könnte?«

Der Botschafter hatte seine Fassung zurückerlangt. Das kleine Schweinegesicht war ausdruckslos, als er leichthin meinte: »Ach, Sie wissen ja, wie das ist. Man kann sich nicht alle technischen Details merken. Aber es gibt einen Grund, warum er die Kosten wert ist. Ich bin mir allerdings nicht sicher, daß ich mich an den genauen Grund erinnern kann.«

Dann warf er wieder einen Blick auf seine Uhr. »Mein Gott«, sagte er leutselig, »es ist wieder Zeit für mich. Eine weitere kleine Büste von mir wird als Dank für Ihre Gastfreundschaft überreicht werden.«

Ron Tregarth folgte dem Botschafter nicht, als der davon watschelte. Er war tief in Gedanken versunken. Zum ersten Mal hatte er den Namen des Kometen Sicara gehört.

Und weder er noch irgend jemand sonst hatte je von dem Ewigen gehört... obgleich sie es beinahe gesehen hatten.

Kapitel 4

Graciela Navarros Dienst als Fremdenführerin für den Botschafter endete, als der Mann seinen letzten offiziellen Auftritt hatte. Wundersamerweise beschwerte sich Quagger über gar nichts. Er erschien vor einer kleinen Versammlung der führenden Bürger von Atlantica-City und richtete einen besonders höflichen Dank an Graciela. »Sie zeigte mir nicht nur alles, was von irgendwelcher Wichtigkeit war«, stellte er fest, »sondern Miß Navarro war zudem nicht nur anhaltend höflich und durch und durch anregend – sondern auch noch außerordentlich schön.« Graciela rutschte unruhig herum; ihr gefiel die Art nicht, wie der Mann sie ansah. Tregarth, der neben ihr saß, gefiel es noch weniger.

Quagger fuhr fort: »Da ich früh am Morgen aufbrechen muß, möchte ich Ihnen allen für Ihre wunderbare Gastfreundschaft danken. Und daher würde ich Ihnen gerne ein kleines Pfand meiner Wertschätzung überreichen – eine Büste, die von einem unserer begabtesten Bildhauer geschaffen wurde. Newt!« Der Botschafter schnippte mit den Fingern, und Newt Bluestone trat mit dem schimmernden Metallgegenstand vor.

Tregarth wußte nicht, ob er ein erheitertes oder ein böses Gesicht machen sollte. Die Unverschämtheit dieses Mannes! Als ob irgend jemand tagein, tagaus das schmollende kleine Gesicht ansehen wollte! Die Büste war eine exakte Kopie derjenigen, die er in der Krakenschule aufgestellt hatte, und in gleicher Weise bestand Quagger darauf, sie dort aufzustellen, wo er gerade stand. »Nicht auf einem sogenannten Ehrenplatz in Ihrem Museum«, sagte er und richtete sein öliges Lächeln an sein gesamtes Publikum, »sondern hier, an der Basis Ihrer Kuppel als Symbol, wie lebenswichtig es für uns alle ist, daß unsere Beziehungen in Freundschaft und Zusammenarbeit auf ewig fortbestehen sollten! Bilder, Newt!« fügte er scharf hinzu und winkte die Bürgermeisterin und Graciela heran. »Wir dürfen unsere Verantwortung der Nachwelt gegenüber nicht vergessen! Paß auf, daß du gute Bilder von mir mit den beiden hübschen Damen machst....«

Eine Stunde später waren Graciela und Ron wieder in der Krakenschule, und Graciela schwamm im Pool herum und versuchte,

die Erinnerung an Quaggers Arm loszuwerden, der sich so vertraulich um ihre Hüfte gelegt hatte. Nur zwei Kraken waren bei ihr, Holly, das junge Weibchen, und ein noch jüngeres Männchen, das noch keinen Namen erhalten hatte.

Tregarth wartete geduldig. Er hatte bereits sein Schiff aufgesucht und wußte, daß auch ohne ihn alles seinen geregelten Gang lief. Er brannte darauf, wieder an Bord zu gehen – allerdings war er nicht so ungeduldig, daß er auch nur eine der letzten wenigen Stunden mit der Frau, die er liebte, aufgegeben hätte. Sie war so hübsch, wie sie zwischen den wimmelnden Tentakeln ihrer Schüler herumschwamm! Tregarth staunte darüber, wie wichtig Graciela Navarro in so kurzer Zeit für ihn geworden war. Es war weniger als sechs Monate her, seit sie auf irgendeine persönliche Art und Weise das erste Mal miteinander gesprochen hatten. Sie hatten auch bei weitem keine sechs Monate miteinander verbracht, denn vier Monate war er auf einer seiner Reisen gewesen.

Graciela sprach laut mit den Kraken. Gehorsam begannen sie mit dem schweren Landwirtschaftsgerät zu üben. Sie zog sich vor Tregarth in die Höhe, schüttelte Wasser aus ihrem Haar und sagte: »Ron, ich habe nachgedacht...«

»Das habe ich auch«, unterbrach er sie. »Laß uns heiraten. Heute noch!«

Und wieder, wie schon bei anderen, ähnlichen Unterredungen sagte sie zärtlich, aber dennoch bestimmt: »Ach, Ron. Wenn wir das doch nur könnten! Aber du hast dein Leben, und ich habe meines... Nein, ich meine, ich habe über Botschafter Quagger nachgedacht. Er hat irgend etwas vor, da bin ich ganz sicher. Es gibt einen anderen Grund, warum er hierher gekommen ist.«

»Quagger«, sagte Tregarth überzeugt, »ist ein abscheuliches Tier. Ich würde ihm nicht über den Weg trauen. Aber was könnte er hier vorhaben?«

Graciela sagte entschlossen: »Ich weiß es nicht. Was ist mit dieser Weltraumrakete? Damit stimmt doch irgendwas nicht. Ich weiß, daß es kein reiner Forschungsflug ist, ganz gleich, was er

dazu sagt. Und dann bohrt er immer wieder in den Dingen herum. Woher wußte er von dem fehlenden Arbeits-U-Boot?«

»Das hätte irgend jemand erwähnt haben können«, sagte Tregarth. »Es ist nicht unbedingt ein Geheimnis. Jedenfalls habe ich meine mögliche Entdeckung Sandor Tisza mitgeteilt, er wird es in das Kommunikationsnetz eingeben, und alle werden die Augen offenhalten.«

»Nun«, sagte Graciela, »ich mag ihn einfach nicht. Ich bin froh, wenn er wieder weg ist und wir — o verdammt, Holly!« schrie sie, als sie sah, wie ein Krake einen Meerespflug aus den sturen Tentakeln des kleineren zu nehmen versuchte. »Bin gleich wieder da!«

Und sie schwamm davon und rief Befehle an ihre Schützlinge.

Tregarth sah ihr sehnsüchtig hinterher. Sie ging mit den Kraken so wunderbar um - nun, eigentlich mit allem, aber besonders mit den Tieren. Sie gehorchten ihr, wenn sie auf keinen anderen hören wollten.

Und sie antworteten! Das war das wirkliche Wunder. Zum ersten Mal seit Anbeginn der Zeit hatte die menschliche Rasse eine andere Spezies, mit der sie reden konnte! Die Menschen hatten es mit Hunden, Affen und Delphinen versucht, sie hatten sich bemüht, die einfachen Sprachen der Zugvögel und das Nahrungsanzeigende Tanzvokabular der Honigbienen zu entschlüsseln. Aber mit den Kraken konnte es einen echten Dialog geben!

Die Sprache war teilweise aus Ameslan¹ und teilweise aus Symbolen entstanden — die natürliche Kommunikation von einem Kraken zum anderen geschah offenbar fast ausschließlich durch Färb Wechsel auf der Haut. Aber sie hatten es gelernt, sich mit Symbolen und Farbkarten zu verständigen.

¹ Ameslan = *american sign language*, landläufig als Taubstummensprache bezeichnet; wird in den letzten Jahren auch als Verständigungsmittel zwischen Menschen und Primaten verwendet. Anm. d. Übers.

Tregarth fragte sich, ob die Kraken eine Vorstellung davon hatten, worauf sie sich eingelassen hatten, als sie endlich die Verständigung mit der Menschheit aufgenommen hatten. Die Kraken waren die Könige der Tiefsee; nur die Zahnwale waren für sie gefährlich, und die Kraken konnten dorthin gehen, wohin ihnen selbst die Wale nicht folgen konnten. Er sah Graciela zwischen den beiden Kraken herumflitzen, sie zerrte den Pflug aus Hollys Tentakeln und schrie dabei Befehle. Er wußte, daß jeder der beiden sie in einem Augenblick auseinanderreißen konnte. Diese riesigen unmenschlichen Körper waren so stark! Und sie schienen beinahe unverletzbar zu sein. Jedesmal, wenn ein Krake durch die Schleuse in die Schulkuppel kam, erlitt er einen Druckverlust von zweitausend Meter Tiefe auf Meereshöhe. Warum explodierten ihre Körper dabei nicht? Ein Mensch würde bei einem derart drastischen Übergang sofort sterben, ebenso wie jedes andere Meerestier, Fisch oder Qualle oder Schalentier ...

Er drehte sich um und sah Jill Danner, seinen neuen Ersten Offizier, mit einem Bündel Frachtlisen auf ihn zukommen. Als sie ihn begrüßte, fiel ihr Blick auf die Büste von Botschafter Quagger. »O Gott«, rief Jill, »hat er auch hier so ein Ding aufgestellt?«

»Fürchte ja, July«, sagte Tregarth. »Gibt's was Neues von der PanMack-Weltraumsonde?«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Bürgermeisterin hat die Überwacher auf der Oberflächenplattform ersucht, alle Nachrichtenlogs der letzten zwei Tage durchzusehen. Vielleicht gibt es dort etwas. Aber wenn es so ist, dann habe ich noch nichts davon gehört, nur den ersten Bericht von einem PanNegra-U-Boot vor Port Canaveral, den die Leute von der *Atlantica Princess* weitergegeben hatten. Sie wußten nur, daß eine Weltraumrakete für den Start vorbereitet und daß über einen Kometen gesprochen wurde.«

»Also haben die Landratten es geheimzuhalten versucht«, sagte Tregarth nachdenklich.

»Das nehme ich an«, sagte Jill. »Kapitän? Vielleicht haben sie das mit dem Kometen falsch verstanden. Ist es nicht möglich, daß es eine ganz normale Versorgungsrakete für eines der O'Neill-Habitate war?«

»Auf keinen Fall«, sagte Tregarth entschieden. Von den ursprünglichen Habitaten waren nur vier gestartet worden, von denen wiederum nur eins, Habitat Walhalla, völlig fertiggestellt und bemannt worden war. Wenige der frühen Weltraumsiedler hatten es gelernt, sich mit all den Begrenzungen und Unbequemlichkeiten in den Raumstationen anzufreunden, die sie Blechdozen nannten; die meisten hatten den Mut verloren und waren wieder zur Erde zurückgekehrt. Sogar in Walhalla waren nur wenige hundert zurückgeblieben, obwohl es Platz für Zehntausende gegeben hätte. »Du hast den Bericht doch selbst gesehen«, sagte er. »Das ist ein großes Raumschiff. Wo immer der Bestimmungsort auch sein mag, er liegt hinter dem Mond. Die Jagd auf einen Kometen ist so wahrscheinlich wie alles andere. Und«, fügte er hinzu, »wenn es ein ganz normaler Start gewesen wäre, dann wäre Quagger nicht so durcheinander gewesen.«

»Ich glaube, wir sind alle ein wenig durcheinander«, seufzte Jill. »Was war das mit dem Kraken, der vor der Atlantica Queen durchdrehte?«

»Ach, nichts Ernstes. Ihr hattet gerade eine Treibstoffkapsel verladen, und ich nehme an, er spürte die Radioaktivität. Also wurde er ein wenig verrückt, das werden sie alle, wenn sie in den Bereich von Strahlung kommen.«

Er sah stirnrunzelnd über das Becken, in dem Graciela die beiden Kraken davon überzeugt hatte, die Pflüg- und Erntewerkzeuge fortzulegen. Sie nahmen eine Reihe von Sensorinstrumenten an sich – Schallverstärker, die an die Stimulatoren in ihren Zwischenhäuten angeschlossen wurden, und stumpfe Teleskope, die entsprechend der Augenstruktur eines Kraken gebaut und mit optischen Filtern für Maximalsicht in den trüben Tiefen ausgerüstet waren.

Graciela schwamm herbei. Sie begrüßte Jill Danner und hob ihr Gesicht an Tregarths zu einem feuchten Kuß. »Ich brauche noch ein paar Minuten«, sagte sie entschuldigend. »Irgend etwas hat sie erschreckt, und ich will sie erst beruhigen, bevor ich gehe.«

»Ron wird noch eifersüchtig auf sie werden«, lachte Jill Danner und wurde dann ernst, als sie Tregarths Gesichtsausdruck bemerkte.

Die zwei Kraken waren Graciela wie zwei Welpen zur anderen Seite des Beckens gefolgt. Jetzt verhielten sie sich wirklich sonderbar. Der junge Namenlose hatte sein sonisches System fallen lassen und zuckte krampfhaft wie ein Mensch, der vor Wut zittert. Der andere, Holly, war direkt zum Rand des Pools unter die häßliche Büste Simon McKen Quagger geschossen, und die langen Tentakel krochen aus dem Wasser auf das grinsende Ebenbild des Botschafters zu.

»Holly, nein!« schrie Graciela. »Bleib in Pool, ja! Faß Metallding nicht, nicht!«

Sie schwamm zu den Kraken und scheuchte sie zum anderen Ende des Beckens, dann kam sie zu Tregarth und Jill Danner zurück. »Irgendwas stimmt nicht«, erklärte sie. »Ich habe niemals gesehen, daß sie sich so verhalten, außer in der Nähe von Strahlung wie an der Treibstoffkapsel gestern...«

Sie brach ab, drehte sich um und starrte auf die Büste von Simon McKen Quagger.

»O Ron!« schrie sie auf.

»Was ist denn?«, fragte Jill Danner ängstlich, und Tregarth sagte grimmig: »Es ist Strahlung, Jilly.«

»Strahlung? Meinst du die häßlich kleine Büste? Glaubst du denn...?«

Aber Tregarth war schon aufgestanden. »Was ich glaube, ist unwichtig«, sagte er. »Wir werden es herausfinden.«

Neunzig Minuten später trafen sie sich mit der Bürgermeisterin an der Schleuse der Kuppel von Atlantica-City. Die Bürgermeisterin kochte vor Wut. Noch bevor Tregarth und die anderen ihre Helme abgelegt hatten, schrie sie schon los: »Hier hat er es also auch getan! Sobald ich Ihre Nachricht erhalten hatte, habe ich die andere Büste überprüfen lassen. Überall das gleiche Ergebnis! Da ist ganz sicher eine Atombombe drin. Eine Atombombe!

Vorsichtig, Frank«, sagte sie warnend, als Frank Yaro, der Chief-Tech von Atlantica-City, Tregarth die häßliche Kupferbüste abnahm.

»Kleinigkeit«, sagte Yaro knapp. »Ich bring's in die Werkstatt, und dann haben wir es genau wie die andere in fünf Minuten entschärft. Aber es ist ganz sicher eine Atombombe. Wenn sie gezündet worden wäre, hätte sie die Kuppel weggeblasen.«

Jill Danner erschauerte. »Das wird allmählich ekelhaft«, beschwerte sie sich. »Ich gehe besser zum Schiff, Kapitän – wir sollen in zwei Stunden auslaufen!«

»Mach das«, bemerkte Tregarth, als er Frank Yaro den tödlichen Gegenstand behutsam wegtragen sah. »Wenigstens wird Quagger es nicht hochgehen lassen, solange er sich noch in der Kuppel befindet.«

Die Bürgermeisterin nickte. »Er wartet in meinem Bürovorzimmer. Hatte auch noch den Nerv sich zu beschweren, daß er mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen worden sei! Aber er hat gar nicht geschlafen; er schickte über das Kommunikationszentrum verschlüsselte Nachrichten an sein Flugzeug, das ihn abholen wird.« Sie ging zum Aufzug voran und sagte über die Schulter: »Ach ja, und ich habe eine Antwort von der Princess bekommen; ich habe bei ihnen angefragt, als Sie mir von dieser Kometensache erzählten.«

Sie reichte ein dünnes blaues Blatt Papier an Tregarth weiter, der es rasch überflog. Die Atlantica Princess war ein Schwesterschiff seiner Atlantica Queen-, sie war zwei Tage zuvor aus Port Canaveral ausgelaufen.

Mit verwunderter Stimme las Tregarth die Antwort: »Sie wissen lediglich, daß man eine Rakete gestartet hat, um einen Kometen namens Sicara abzufangen. Es gibt ein Gerücht, daß die Rakete mit Atomwaffen bestückt ist. Einer von der Mannschaft erinnert sich, etwas von einem Tunguska-Fall gehört zu haben, was immer das auch sein mag.« Mürrisch sah Tregarth von dem Zettel auf. »Atomwaffen! Und was ist ein Tunguska-Fall?« fragte er, als der Aufzug auf der obersten Kuppel Ebene anhielt.

Die Bürgermeisterin führte sie durch ihren privaten Zugang in ihr Büro. »Die gleiche Frage habe ich auch gestellt«, sagte sie nüchtern. »Also hat Frank mir die Daten aus dem Terminal gezogen. Sie stehen schon auf dem Schirm.«

Auf dem Schirm des Datenterminals der Bürgermeisterin befanden sich drei Einträge. Der erste trug die Überschrift ›Tunguska-Fall‹ und war recht kurz. Er besagte lediglich, daß im Jahr 1908 ein wandernder Kleinasteroid oder ein großer Meteorit auf die Erde gestürzt und in der Nähe von Tunguska in Sibirien eingeschlagen war. In der langen Geschichte der Erde war das an sich kein besonders seltenes Ereignis; Krater auf der gesamten Planetenoberfläche zeigten, wo derartige Objekte schon viele Male zuvor eingeschlagen hatten. Der Eintrag endete mit Siehe Einschläge außerirdischen Ursprungs.

Die Daten zu Einschläge außerirdischen Ursprungs waren weit umfangreicher. Auf dem Ausdruck waren Tausende von Kratern verzeichnet – einige waren auf der Oberfläche immer noch sichtbar, die meisten waren durch Regen und Wind ausgelöscht worden, so daß der einzige Hinweis auf ihre Existenz in bestimmten, auffälligen Mineralien bestand. Als Querverweis wurde ein Eintrag mit der Bezeichnung K-T-Auslöschung angeführt.

K-T-Auslöschung bezog es sich auf die Übergangszeit von der Kreidezeit bis zum Tertiär, in der drei Viertel aller großen Tiere auf der Erde ausstarben. Und diese Auslöschung stand im Zusammenhang mit einer kleinen dünnen Ablagerung von Iridium, die sich überall auf der Welt zeigte. Dieses Iridium schien aus dem Weltraum gekommen zu sein, aller Wahrscheinlichkeit von einem Objekt, wie es in Tunguska eingeschlagen war, nur viel größer.

Tregarth schaute Graciela an. »Komet Sicara«, keuchte er.

»Genau«, sagte die Bürgermeisterin ernst. »Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, Quagger und der Rest der Landratten – diejenigen, die hoch genug stehen, daß sie alles wissen dürfen – haben vor Angst wegen dieses Kometen Sicara beinahe den

Verstand verloren. Ich glaube, er hat diese Bomben gelegt, um uns zu zwingen, sie aufzunehmen, falls sich die Gefahr als real erweisen sollte.«

»Bastard«, sagte Tregarth tonlos.

»Ich hole ihn jetzt rein«, sagte die Bürgermeisterin. »Aber seien Sie bitte vorsichtig – denken Sie daran, daß er trotz allem diplomatische Immunität genießt.«

Botschafter Simon McKen Quagger kam mit einem überfreundlichen Lächeln herein, als ob niemand seinen Schlaf gestört oder ihn in seiner Würde gekränkt oder ihm irgendwelches Unbehagen bereitet hätte. »Meine liebe Bürgermeisterin«, rief er und stürzte vor, um ihre Hand zu ergreifen. Mit der anderen drohte er ihr schelmisch. »Es war gar nicht nett von Ihnen, mich von Wachen hierher bringen zu lassen! Denken Sie daran, ich bin ein Botschafter.« Er wandte sich zu den anderen und rief: »Ah, da ist ja die süße junge Graciela! Und, äh, Kapitän, äh – heute habe ich gute Nachrichten für Sie! Der Bedrohung durch den Kometen Sicara wurde dank des Mutes und des Geschicks der PanMack-Friedensstaffel ein Ende gesetzt!«

Die Bürgermeisterin, deren Mund sich schon geöffnet hatte, um eine heftige Beschimpfung loszulassen, blinzelte und schloß ihn wieder. Ron Tregarth war weniger höflich. »Wovon, zum Teufel, reden Sie eigentlich?« verlangte er zu wissen.

»Ich rede vom Kometen Sicara«, bemerkte Quagger freundlich. »Oh, er hat uns schon Schwierigkeiten bereitet, das gebe ich zu. Das Ding war ein Ungeheuer! Es hätte außerordentliche Zerstörung ausgelöst, falls man ihm gestattet hätte, auf der Erde aufzuschlagen. Glücklicherweise war uns das Problem schon seit einigen Wochen bewußt gewesen, und...«

»Moment mal«, schnappte Tregarth. »Wenn sich die ganze Erde in Gefahr befand, warum haben Sie es dann nicht bekannt gegeben?«

»Nun, wegen der Gefahr einer Panik«, sagte der fette Mann, dessen Blick einen überraschten und verletzten Ausdruck angenommen hatte. »Wir wollten doch keine Panik verbreiten. Um Himmels willen, können Sie sich vorstellen, was die unteren Klassen getan hätten, wenn sie gewußt hätten, daß möglicherweise das gesamte Landgebiet der Erde vernichtet worden wäre? Aufruhr! Plünderungen! Ein Ende jeglicher Ordnung! Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf, »wir konnten es nicht riskieren, die unteren Klassen zu informieren, solange noch Gefahr bestand.«

Als Mitglied der unteren Klassen war Tregarth sich dessen nicht so sicher. »Wieso sagen Sie ›bestand‹?« wollte er wissen.

»Nun, weil die Gefahr vorbei ist«, sagte Quagger mit Stolz. »Der Raketenstart, nach dem Sie gefragt haben, war erfolgreich. Unsere tapferen Raumfahrer haben den Kometen erreicht und ihn vollständig zerstört!«

»Mit Atomwaffen«, sagte Tregarth.

Auf Quaggers Gesicht erlosch das Lächeln. »Ich sehe, daß Ihnen nicht viel entgeht«, sagte er zu Tregarth. »Jemand ist sehr unachtsam mit Geheimangelegenheiten gewesen, und ich werde es ganz sicher überprüfen lassen, wenn ich zurückkehre. Jedenfalls ist das schreckliche Ding weg. Es wurde vor einigen Wochen entdeckt. Ein riesiger Klumpen aus gefrorenen Gasen – zahlreiche Millionen Tonnen, behaupten die Wissenschaftler.« Er runzelte leicht die Stirn. »Tatsächlich sagen sie, daß einige Partikel des zerstörten Kometen auf die Erdatmosphäre treffen werden«, fügte er hinzu, »aber die meisten werden einfach verglühen und verschwinden.« Quagger strahlte wieder. »Nun, Madame«, sagte er fröhlich, »ich nehme an, das war es, was Sie mich fragen wollten. Also gibt es keinen weiteren Grund für mich, hier unten in dieser... in Ihrer schönen Stadt zu verweilen. Falls Sie keine weiteren Fragen haben, dann...«

Die Bürgermeisterin hob eine Hand. Sie war plötzlich nur noch eine hohe Beamtin, die die gestrengen Pflichten ihres Amtes ausübte. »Ich habe allerdings eine Frage«, sagte sie.

»Ach, wirklich? Nun, vielleicht kann Ihnen mein Amanuensis weiterhelfen, aber ich persönlich bin recht müde nach diesem doch außerordentlich...«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht Ihr Amanuensis, Botschafter Quagger. Dies werden Sie selbst beantworten müssen. Sagen Sie mir, warum Sie in meiner Stadt Bomben gelegt haben.«

Schweigend blieb Quagger stehen und starrte sie an. Für einen Moment trat eine unheimliche Stille ein. Dann sagte er leise: »Bomben, Madame?«

»Atombomben«, wiederholte Tregarth. »Die in Ihren häßlichen Büsten verborgen waren. Vielleicht interessiert es Sie zu erfahren, daß sie jetzt entschärft sind.«

»Ich verstehe«, sagte Quagger nachdenklich und nickte. Dann lächelte er säuerlich. »Ich denke, daß es wirklich keinen Grund für mich gibt, mit meiner Abreise noch bis zum Morgen zu warten, nicht wahr? Wenn Sie mich also entschuldigen wollen...«

»Nachdem Sie unsere Fragen beantwortet haben«, sagte die Bürgermeisterin bestimmt. »Atombomben sind die Waffen von Terroristen. Menschen sind schon für weit weniger erschossen worden.«

Quagger zuckte zurück. »Vergessen Sie nicht meinen Diplomatensstatus!«

Grimmig erwiderte Bürgermeisterin McKen: »Ihr diplomatischer Status gibt Ihnen nicht das Recht, unsere Städte in die Luft zu jagen. Allerdings«, fügte sie hinzu und sah dabei Tregarth an, »dürfen Sie ihn wirklich nicht anfassen.«

Der Botschafter holte tief Luft. Dann verzog sich das fette kleine Gesicht zu einem herablassenden Grinsen. »Das Schlimmste, was Sie machen können«, stellte er fröhlich fest, »ist, mich auszuweisen. Das ist mir ganz recht, da ich sowieso gehen wollte. Natürlich leugne ich offiziell alle Ihre Anschuldigungen.« Quagger hielt einen Augenblick lang inne und betrachtete sie ausdruckslos. Dann verhärtete sich sein Gesichtsausdruck. »Aber vielleicht

sollte ich jetzt offiziell, die Frage Ihres ungesetzlichen Verhaltens zur Sprache bringen.«

Die Bürgermeisterin schnappte entrüstet nach Luft. »Unseres gesetzlosen Verhaltens?«

»Ich beziehe mich dabei«, quakte Quagger geheimnisvoll, »auf Ihre Praxis, entflohenen Verbrechern Zuflucht zu gewähren.«

Die Bürgermeisterin blinzelte ihn an. »Welche Verbrecher?« wollte sie wissen.

»Der berüchtigte Terrorist Sandor Tisza!« rief Quagger triumphierend. »Er wird wegen vielerlei Schandtaten von den Regierungen des Vereinigten Europas gesucht sowie wegen Ausschreitungen gegen meine eigenen Kollegen im PanMack-Konsortium. Leugnen Sie nicht, daß Sie ihn hier verbergen. Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen!«

Die Bürgermeisterin sagte scharf: »Wir haben kein Geheimnis aus Dr. Tizas Anwesenheit gemacht. Er ist kein Terrorist. Er ist ein Flüchtling.«

»Er ist ein Verbrecher!« kreischte Quagger. »Er hat in Budapest friedliche Bürger angegriffen!«

Mit fester Stimme entgegnete die Bürgermeisterin: »Er ist aus ihren Gefängnissen entflohen, ja. Dabei hat ihn die Geheimpolizei wieder einzufangen versucht, und es gab einen Kampf. Er hat niemanden getötet, Botschafter Quagger! In jedem Fall ist das eine Angelegenheit der Europäer und nicht Ihre.«

»Ganz und gar nicht! Als er das PanMack-Konsortium verlassen hat, hat er sich des Betruges schuldig gemacht!«

»Nein«, sagte die Bürgermeisterin und schüttelte den Kopf, »auch das trifft nicht zu. Auf der Flucht ist er Ihren Grenzwachen entwischt, aber das ist in Atlantica-City kein Verbrechen. Ihr Ersuchen um Auslieferung haben wir bereits zurückgewiesen. Das ist alte Geschichte. Jetzt besteht die Frage, welche Entschuldigung Sie dafür haben, in meiner Stadt Bomben zu legen.«

Quagger starrte sie einen Augenblick lang wütend an.

Dann zuckte er die Achseln. Sein Ausdruck wandelte sich erneut zu einem leeren Lächeln. Er sagte: »Aber ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich nichts über irgendwelche Bomben weiß, Madame! Nein«, sagte er und hob eine Hand, um ihre Proteste zu ersticken, »ich kann nicht sicher sein, daß sich keine Explosivstoffe in den Büsten meiner selbst befanden, die ich Ihnen überreicht habe. Schließlich habe ich die Dinger ja nicht selbst gegossen! In den unteren Klassen finden sich stets Unzufriedene. Vielleicht hegt irgendein verräterischer Fabrikarbeiter einen Groll gegen Atlantica-City...«

»Das ist eine Lüge«, sagte Tregarth scharf.

Quagger warf ihm einen forschenden Blick zu. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, dann lächelte Quagger. »Lassen Sie mich Ihnen eine erfundene Geschichte erzählen. Sie sollte recht interessant sein – wenn sie wahr wäre, aber sie ist es natürlich nicht. Ich denke sie mir aus.«

»Sie haben uns bereits gezeigt, daß Sie gut im Erfinden von Geschichten sind«, schnappte Tregarth.

Quagger zuckte die Achseln. Die Bewegung wallte durch seine schwabbeligen Arme und Schultern und erinnerte beinahe an die wogenden Tentakel von Nessus. »Ihre Meinung ist doch wirklich nicht wichtig, nicht wahr?« fragte er in zuckersüßem Ton. »Hören Sie sich lieber meine Geschichte an. Stellen wir uns einmal vor, daß zu einer gewissen Zeit die souveränen Staatsoberhäupter einer gewissen Macht Grund zu der Annahme hatten, daß sie von einer großen Naturkatastrophe bedroht waren. Sie hatten eine Verpflichtung, ihre Länder zu retten, würden Sie nicht auch meinen? Und diese Leute hätten es vielleicht als notwendig erachtet, sicherzustellen, daß bestimmte, äh, andere Gebiete, die sich nicht in der gleichen Gefahr befanden, ihre natürliche humanitäre Verantwortung annehmen sollten, den Bedrohten Zuflucht zu gewähren. Interessiert Sie die Geschichte noch?« fragte er höflich.

Tregarth antwortete nicht, aber Quagger fuhr fort, als ob er auch keine Antwort erwartet hätte. »Also hatten sie vielleicht zwei Möglichkeiten. Die eine wäre gewesen, sich zu den Orbitalhabitaten einzuschiffen. Vielleicht hatten sie darüber nachgedacht, aber das Leben würde dort sehr beschwerlich und unerquicklich sein; es wäre ein allerletzter Ausweg. Da war es doch besser, Orte zu finden, an denen sie einige Jahre leben konnten, während sich der Ärger an der Oberfläche langsam legte...«

»Was ist mit den Bomben?« fragte Bürgermeisterin McKen scharf.

Quagger s Augen weiteten sich. »Bomben? Ich habe nichts über irgendwelche sogenannten Bomben gesagt. Ich habe mir nur eine Geschichte ausgedacht.... Aber wenn es Bomben gäbe, oder sagen wir, einen Weg, Gerechtigkeit durchzusetzen, würden Sie dann sagen, daß dazu kein Grund bestünde? Gibt es auf See nicht ein Gesetz über dergleichen? Wenn Sie ein Schiffswrack sichten, sind Sie da nicht verpflichtet, den Überlebenden zu helfen? Vielleicht wäre es Ihnen unangenehm, aber hätten die Überlebenden nicht das Recht, darauf zu bestehen? Natürlich«, fügte er großmütig hinzu, »würde niemand erwarten, eine Waffe gebrauchen zu müssen, um bloße Gerechtigkeit zu erlangen! Man würde erwarten, daß jene, die Hilfe anzubieten hätten, dies fraglos auch tun würden... aber man würde gut daran tun, nur für den Fall der Fälle eine Waffe bereitzuhalten.«

Bürgermeisterin McKen hatte die Nase voll. »Das reicht, Quagger«, erklärte sie. »Sie werden formell als persona non grata aus Atlantica-City ausgewiesen. Sie haben sofort mit all Ihren Besitztümern abzureisen.«

»Aber natürlich, Madame«, lächelte Botschafter Quagger. »Ich war jetzt ohnehin dabei zu gehen.«

Das Ewige hatte ausgeruht.

Eine zweifache Notwendigkeit hatte es hierher gebracht: die vorhergesehenen Gefahren, daß sich das Leben des Planeten in den Schatten der Auslöschung hineinentwickelte, und seine eigenen dringenden

Zwangslagen. Es selbst war wahrlich unvergänglich, da seine Muster der Erinnerung und des Verstandes sicher in Zellen gespeichert waren, die der Zeit und dem Wandel gegenüber immun waren, aber sein großes interstellares Fahrzeug bestand aus bloßem Metall, die alte Hülle war von zu weiten Reisen vernarbt und abgeschabt, der Antrieb und die Navigationsausrüstung waren abgenutzt und irreparabel beschädigt, selbst der Nottreibstoff war verbraucht.

Während es wartete, daß sich Geist entwickelte, daß benötigte Hilfe eintraf, war es auf den Boden einer ozeanischen Tiefe gesunken, die sich von allen zufälligen Gefahren des Landes weit abgelegen befand. Die eisige See deckte sich wie ein Tuch darüber, ein Schutz vor den Gefahren des freien Weltraums und die Wellen und Gezeiten des oberen Meeres, eine Zuflucht vor Sonnen und Stürmen.

Fast eine Zuflucht vor der Zeit selbst.

Kein Licht konnte es erreichen. Berührt wurde es nur von dem langsamen Teilchenregen kosmischen Staubes und dem vom Wind herangetragenen Sand aus den Ödlanden, die sich aus dem Meer erhoben, und den mikroskopischen Abfällen sterbenden Lebens, das aus den Gewässern über ihm heruntertrieb. Dieser sich ansammelnde Schlamm verdickte sich, bedeckte es und ließ die Narben heilen.

Dort wartete es, ruhte sich aus, während sich flüchtige Generationen auf dem trocknenden Land entwickelten. Es wartete, doch war es niemals ungeduldig, denn diese Ruhepause war der allerflüchtigste Augenblick in seinem ewigen Dasein.

Als es das Regen erwachenden Geistes in den dunklen Gewässern über sich und die neue Gefahr spürte, die sich durch noch dunkleren Weltraum näherte, war es bereit. Das Warten hatte ein Ende.

Kapitel 5

Die Bürgermeisterin begleitete Botschafter Simon McKen Quagger persönlich zu der Unterwasserfähre, die ihn von Atlantica-City fortbringen würde. Sie waren nicht allein. Sie befanden sich in dem Dock. Vor der durchsichtigen Nexokuppel schwebte die Fähre neben Tregarths Atlantica Queen sowie neben Vera Doorns Thetis und einigen kleineren Fahrzeugen. Die Hälfte der U-Boot-Mannschaften stand beieinander. Sie wußten, was sich ereignet hatte. Die Nachricht hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Tregarth hielt Graciela Navarro an der Hand und nickte Vera Doorn ernst zu. Seine eigene Abreise würde sich in weniger als einer Stunde ereignen.

»Leben Sie wohl, Herr Botschafter«, sagte die Bürgermeisterin förmlich. Sie streckte ihm sogar die Hand zum Abschied entgegen.

Quagger versuchte nicht länger höflich zu sein. Er schüttelte der Bürgermeisterin nicht die Hand. Er sprach überhaupt nicht mit ihr. Er blaffte einfach nur seinen Sekretär an: »Schaffen Sie schon diese Taschen an Bord, Newt! Oh, ich kann es kaum erwarten, wieder die freie Luft des Landes zu atmen!« Newt Bluestone stolperte mit dem letzten Gepäck des Botschafters an ihm vorbei und drehte sich um, um der kleinen Gruppe aus Atlantica-City einen sonderbar entschuldigenden Blick zuzuwerfen.

Bluestone, so dachte Tregarth, hätte ein einigermaßen anständiger Mensch sein können, wenn er zufällig in einer einigermaßen anständigen Welt gelebt hätte.

Als sich die Schleuse hinter ihnen schloß, fauchte Tregarth: »Gut, daß wir ihn los sind. Der Mann verdient es, wie jedes gefährliche Tier abgeschafft zu werden.«

Die Bürgermeisterin sah ihn nachdenklich an. »Er ist böse«, räumte sie ein. Dann sagte sie traurig: »Die schlechten McKens! Sie sind alle gleich – sogar...«

Sie hielt inne und schloß den Mund. Die Bürgermeisterin sprach selten über den McKen, den sie geheiratet hatte und dessen Namen sie immer noch trug. Vor der Kuppel verließ Quaggers

Fähre ihr Dock und stieg steil zur Ansichtsplattform an der Oberfläche auf, wo sein Flugzeug wartete. Mit blinden Augen starrte sie dem Fahrzeug hinterher.

Zögernd sagte Graciela: »Was auch immer ihre Gründe gewesen sein mögen, glaubst du nicht, daß wir ihnen etwas schulden?«

»Wofür? Für den Versuch, uns zu vernichten?« wollte ihr Geliebter wissen.

»Für das, was sie im Weltraum getan haben, Ron. Falls dieser Komet Sicara so gefährlich war, wie sie sagen, haben sie doch auch uns geholfen.«

»Das haben sie getan, um sich selbst zu retten! Die Landratten hätten doch gelitten, nicht wir!«

»Das denke ich nicht, Ron«, sagte sie. »Vielleicht wären wir nicht sofort betroffen worden, aber gewiß bestand Gefahr. Wenn der Komet in unserer Nähe im Meer aufgeschlagen wäre...« Sie vollendete den Satz nicht. Sie hob nur die Hand und berührte die kühle kristallklare Nexokuppel, die wenigen Zentimeter, die sie vor dem zermalmenden Meer schützten. Sie alle sahen im Geiste das gleiche Bild, wie die Kuppel aufbrach und zwei Kilometer Ozean auf sie einhämmerten, um ihre Welt zu zerstören.

Tregarth schüttelte den Kopf. »Vergiß diese Bomben nicht! Wir schulden ihnen gar nichts.«

Die Bürgermeisterin seufzte und lächelte ihnen zu. Sie legte ihre Hand auf Tregarths Arm. »Jetzt ist es vorbei, Ron«, sagte sie. »Wir können uns wieder um unsere Angelegenheiten kümmern. Und meine erste Angelegenheit wird darin bestehen, den anderen Bürgermeistern der Achtzehn Städte einen vollständigen Bericht über diese Sache zu geben! Ich frage mich, wie viele von ihnen in dieser Woche von hochrangigen Landratten besucht worden sind!«

Und dann war die Atlantica Queen bereit, die Docks zu verlassen.

Als Graciela durch die breite Nexonscheibe nach draußen spähte, sah sie den Kraken Nessus davor schweben. Sein großes Auge betrachtete sie ohne Emotionen. Sie grüßte ihn, aber der Krake reagierte nicht, und einen Augenblick später verschwand er.

Graciela seufzte. »Ich wünschte, ich wüßte, was mit ihnen los ist«, murmelte sie. »Es liegt nicht nur an der Radioaktivität.«

Tregarth drehte sie herum und gab ihr einen Kuß, den sie erwiderte. Dann sah er ihr in die Augen.

»Es gibt etwas, das ich ganz sicher weiß, Graciela«, sagte er. »Ich will dich heiraten. Sag ja!«

»Ach, Ron«, seufzte sie.

»Gib mir eine Antwort, Graciela!«

»Du weißt, daß ich dich liebe. Ich glaube doch nur nicht, daß es vernünftig wäre...« Das Elend in seinem Blick ließ sie verstummen. »Ron Tregarth«, sagte sie förmlich, »Sie haben gewonnen. Ich nehme Ihren Antrag an. Ich glaube, jetzt können wir eine Zukunft planen.« Sie schloß ihre Augen. »Wenn nicht alles innerhalb der nächsten fünf Wochen zum Teufel geht, werden wir Bürgermeisterin Mcken dazu bringen, uns hier in Atlantica-City zu trauen!«

»Dem Himmel sei Dank«, stöhnte Tregarth. »Und es wurde auch Zeit!« Und für die nächsten fast zwanzig Minuten, bis Jill Danner in der Schleuse auftauchte, um zu verkünden, daß die gesamte Checkliste vollständig überprüft sei, waren sie so glücklich, wie zwei Menschen es nur sein können. Fünf Wochen waren eine Ewigkeit, dachte Ron Tregarth, aber die Wahrscheinlichkeit war sehr groß, daß die Welt in fünf Wochen immer noch dieselbe sein würde; darauf würde er wetten...

Kapitel 6

Simon McKen Quagger war schon früh ein Problemkind gewesen. Ein boshafter Bengel, wie seine Mutter ihrem Psychiater eingestand. Als er im Alter von sechs Jahren in das Büro des Arztes gezerrt wurde, überschüttete er den Mann mit Schimpfworten und trat ihn gegen die Schienbeine. Als er während der Beratung allein gelassen wurde, pinkelte er dem Doktor auf die Couch.

Dem bekannten Arzt war sehr wohl bewußt, daß Gloria Quagger das älteste Kind des alten Angus McKen war. Er wußte von ihrer Heirat mit einem mittellosen Dichter, wußte von dem Wutanfall ihres Vaters, der sie enterbt hatte, und von der bitteren Familienfehde, als der alte Mann starb.

»Der kleine Simon ist kein schlechter Junge«, versicherte der Arzt ihr. »Ich sehe, daß er Ihren starken Willen hat. Vielleicht hat ihn sein Vater verwöhnt. Vielleicht ist er zu oft daran erinnert worden, daß er zu einem der reichsten und mächtigsten Männer der Welt heranwachsen wird – natürlich neben seinen Vettern. Vielleicht werden einige Wochen Therapie von Nutzen sein. Natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind.«

»Wenn er es ist«, sagte sie. »Was schlagen Sie sonst noch vor?«

»Ich würde auf seine Eßgewohnheiten achten. Besonders auf süße und fette Sachen. Versuchen Sie die Wutanfälle zu ignorieren. Schimpfen Sie nicht, wenn er ins Bett macht. Und versuchen Sie, kein Aufhebens aus seinem wechselhaften Verhalten zu machen. Nichts Anomales, wenn man bedenkt, daß er Ihr Sohn ist. Lassen Sie ihn nur erwachsen werden.«

Die privaten Aufzeichnungen des Arztes waren weit offener. Nach einer unruhig verlaufenen Sitzung versandte er eine Rechnung über zerschlagene Lampen und beschmutzte Teppiche und setzte Gloria Quagger klugerweise davon in Kenntnis, daß der kleine Simon keine weitere Therapie benötigte. Quagger war in den Jahren seit jenem Gespräch größer und fetter geworden, aber im stillen zweifelte der Doktor daran, daß er jemals erwach-

sen werden würde. Niemand wußte, ob er noch immer ins Bett näßte.

Als ihn jetzt die Quagger Eins von Atlantica-City zu seiner Festung in Mount Quagger brachte, war seine Stimmung ziemlich schlecht. Der Pilot hatte zehn Minuten lang Turbulenzen durchflogen – dafür würde er bezahlen! Und seine Mission war auch nicht gerade ein Erfolg gewesen.

Diese schmutzigen kleinen Schwimmhäutler hatten die Bomben doch gar nicht entdecken sollen. Quagger war ziemlich sicher, daß seine Kollegen – nun, um die Wahrheit zu sagen: seine Vorgesetzten – in der Führungsspitze des PanMack-Konsortiums nicht erfreut sein würden.

Was für Simon Quagger ein ständiges Ärgernis darstellte, war die Tatsache, daß es keine Quagger Zwei oder Quagger Drei gab. Tatsächlich besaß er außer einer Handvoll Feldbestäuber überhaupt keine Flugzeuge. Dieser Umstand bewies eindeutig, daß man Simon McKen Quagger nicht mit dem Respekt behandelte, der ihm von Geburts wegen zustand.

Quagger starrte untröstlich auf die herrlichen Gipfel der Rocky Mountains, die das Herz seines Landes darstellten. Er verab-scheute sie. Woraus bestand denn sein Herrschaftsgebiet? Ein paar Millionen Hektar Land, ein Dutzend Städte, von der keine in einem anständigen Klima lag; einige zehn Millionen Bürger, die ihm Steuern zahlten und seine Arbeit taten! Er hatte von allen McKens im PanMack-Konsortium das kleinste und ärmste Reich, dachte er unzufrieden und starrte düster auf die hellen Lichter der Landebahn, die seinem Flugzeug entgegenstrebten.

Die Räder setzten sanft auf. Der große Jet rumpelte zu der Stelle, wo Quaggers Liftbus bereits wartete. Bevor sie ausstiegen, kam Newt Bluestone aus den Mannschaftsunterkünften herausgeschossen und postierte sich an der Tür des Flugzeuges. Er eilte hinaus und hastete die mobile Treppe neben dem Aufzug herunter, bevor sie noch richtig in Position gebracht war. Die drei Stewardessen an Bord der Quagger Eins legten ihr schönstes Lächeln auf, als sie Quagger rasch von seinem Thron schnallten und ihm die wenigen Schritte zur offenen Tür hinü-

berhalfen, wo der Aufzug wartete. Der Pilot hatte sich ebenfalls eingefunden. »Lord Quagger«, entschuldigte er sich, »es tut mir leid, daß wir vorhin so durchgerüttelt wurden. Die Abwinde in den Bergen sind recht scharf...«

Quagger hielt inne, um seine wütenden kleinen Augen auf den Mann zu richten.

Einen Augenblick lang stand die Stellung des Piloten, wenn nicht sogar seine Freiheit auf dem Spiel. Aber der Blitz schlug nicht ein.

Quagger wandte sich mürrisch ab. »Bringt diesen Aufzug runter«, blaffte er die Mädchen an den Kontrollen an. »Seid vorsichtig! Laßt mich nicht fallen! Wo ist meine liebe Angie? Warum ist sie nicht hier? Wenn ihr irgend etwas zugestoßen ist...«

Die Rettung für Pilot, Stewardessen und Aufzugpersonal erschien in den riesigen Metalltüren von Quaggerheim. Zischend und kreischend kam eine Kreatur aus dem Tunnel herausgesprungen. Auf den ersten Blick sah sie wie ein winziger Affe aus. Sie war nicht größer als eine Katze und warf sich an Quagger. Als sie auf seine Schulter kletterte, teilte sich sein fettes kleines Gesicht zu einem Lächeln. »Ach, da ist ja mein gutes Mädchen! Hallo, Angie«, murmelte er und ließ sich streicheln und hätscheln.

Es war kein Affe, den es irgendwo auf der Welt gab. Der Schädel wies lange rostrote Locken auf; der ganze Körper war mit gleichfarbigem kurzen Pelz bedeckt. Das Gesicht war beinahe menschlich, und das Wesen konnte sogar sprechen. »Quaggie, Quaggie«, schnatterte es liebevoll und wickelte sich Quaggers Haare um die winzigen Finger. »Du bist so lange fortgewesen! Angie hat dich so vermißt!«

Quaggers Lakaien wagten sich zu entspannen. »Wie niedlich«, flüsterte der Pilot laut genug, daß er von allen Umstehenden verstanden werden konnte.

Lord Quagger war sicher nach Hause zurückgekehrt.

Quaggerheim war in den Fuß eines Berges gegraben worden. Es gab kilometerlange Gänge und Hunderte von Zimmern, Sälen und Arbeitsräumen. Es hatte eine eigene Wasserversorgung und sog Luft aus zehn mehrfach abgesicherten Schächten, von denen sich einige über zwanzig Kilometer zu den Gipfeln anderer Berge erstreckten. Sämtliche Ventilationsschächte enthielten Mikroponenfilter. Das waren keine törichten Sicherheitsvorkehrungen. Jede McKen-Familie traf sie. Bei den angespannten Beziehungen zwischen PanMack und dem Rest der Welt – nicht zu vergessen den unzähligen Machtintrigen zwischen den McKens von PanMack selbst – konnte man nie wissen, wann die Außenluft radioaktiv oder mit biologischen Kampfstoffen verseucht wurde.

Es gab nicht weniger als fünfzehn gut bewachte, außerordentlich sichere Verstecke für Mitglieder der vier regierenden Familien der schlechten McKens. Die Zufluchtsstätten waren über Süd- wie Nordamerika verstreut, überall, wo das Gesetz des PanMack-Syndikats galt. Quaggers Hort war keineswegs der größte – schließlich hatte er es selbst mit -Hilfe der berühmtesten Spezialisten nicht fertiggebracht, irgendwelche Söhne hervorzubringen.

Dennoch war Quaggerheim dafür eingerichtet, etwa zweitausendachthundert Menschen zu beherbergen. Wenn kein besonderer Anlaß zur Sorge bestand und Simon McKen Quagger sich gestattete, in einer seiner luxuriösen Villen am Powell-See oder am Arkansas River zu wohnen, betrug die Anzahl des Personals im ausgehöhlten Berg allerdings nur achthundert.

Jetzt war der Berg vollbesetzt.

Quagger war, sobald er vom Kometen Sicara gehört hatte, aus reiner Vorsicht in seine gepanzerte Zufluchtsstätte umgezogen. Er dachte kurz daran, wieder auszuziehen, da der Komet jetzt nur noch aus Staub und Schutt bestand, entschloß sich jedoch dagegen. Man wußte nie, ob man diesen Wissenschaftlern trauen konnte.

Jedenfalls mochte Simon McKen Quagger Quaggerheim. Es gehörte ganz und gar ihm. Die Dienerschaft und das Personal waren besonders sorgfältig ausgewählt worden. Es war auch kein Zufall, daß über siebzig Prozent des Stabes junge, schöne Frau-

en waren. In anderen Unterkünften der McKen-Familie waren die Verhältnisse anders, denn den weiblichen McKens sollte es nicht an starken, gutaussehenden und nachgiebigen jungen Männern ermangeln; auf der Hemisphäre der Erde, die vom PanMack-Konsortium beherrscht wurde, gehörte es zu den grundsätzlichen Lebensregeln, daß keinem oder keiner McKen es jemals an etwas fehlen sollte.

Im Herzen des Berges befand sich Quaggers Audienzzimmer. Zehn Minuten nach der Landung von Quagger Eins hatte sich Lord Quagger dort niedergelassen. Grunzend lag er auf einem weichen Tisch, während zwei erfahrene Masseusen seinen Körper durchkneteten. Das Dach des Raumes war eine flache Kuppel, auf der dreidimensionale Projektionen von Sommerwolken träge über einen blauen Himmel zogen. An den Wänden waren Bildschirme aufgereiht, die mit Kameras über dem ganzen Gebiet von Quaggers Reich verbunden waren; sie zeigten Fabriken, Minen, Farmen – all jene Unternehmen, die Quagger reich gemacht hatten. Nein, dachte Simon Quagger, nicht wirklich reich! Wenigstens nicht nach den Maßstäben der McKens des PanMack-Konsortiums. Von den vier McKen-Reichen war seines das kleinste. Vetter Marcus gehörte die reiche Atlantikküste mit ihren großen Städten und ihren ertragreichen Fabriken. Vetter Isaac besaß die gesamte Pazifikküste und jenes Gebiet, das einmal Kanada gewesen war, während Vetter Daniel fast ganz Lateinamerika beherrschte.

Dennoch gab es ausgleichende Umstände.

Rechts und links von Quagger trugen vier schöne Frauen in knapper Kleidung silberne Tablettts mit gekühltem Wein, geestigen Früchten und Konfekt heran. Zweifelnd starrte Quagger auf die Tablettts und wartete, daß ihm jemand das beste Stück in den Mund stecken würde. Geistesabwesend tätschelte er die ihm nächste Dienerin.

Für gewöhnlich durften die Frauen Quagger nicht selbst füttern. Das war Angies Vorrecht. Das kleine Geschöpf überwachte eifer-

süchtig die Tablett, wählte den richtigen Bissen aus und steckte ihn in Quaggers wartenden Mund.

Lord Quagger seufzte in dem Behagen, wieder dort zu sein, wohin er gehörte.

Wenn Quagger zu Hause war, fühlte er sich sicher. Wenn Angie bei ihm war, fühlte er sich geliebt. Für beides hatte er Gründe. Angie liebte ihn sehr und würde es immer tun; sie war genetisch gezüchtet worden, um zu lieben, und schon bei ihrer Geburt hatte man sie auf Quagger eingestimmt.

Sicherheit war alles, worum es bei Quaggerheim ging. Falls die Europäer oder die AfrAsier jemals anzugreifen wagen sollten... falls die beständige Drohung eines Atomkrieges sich jemals bewahrheiten sollte... falls trotz aller Anstrengungen durch Kameras und Polizeikontrollen Quaggers Untertanen je gegen ihn rebellieren sollten... ganz gleich, was geschah, der Berg, in dem sich Quaggerheim befand, war eine sichere Bastion.

Und dennoch war Simon Quagger nicht ganz wohl.

Die Sache mit dem Kometen Sicara! Wie hatte das passieren können? Es war eine Bedrohung gewesen. Er hätte verletzt werden können.

Es war alles gut und schön, daß die Wissenschaftlertypen endlich ein Schiff in den Weltraum bekommen und den Kometen zu harmlosem Staub gesprengt hatten – na, jedenfalls sagten sie, daß der Staub harmlos sein würde. Wenn sie sich irrten, würde es ihnen schlecht ergehen, dachte er finster. Sie wären nicht die ersten, die seinen Zorn zu spüren bekämen. Quagger hatte schon ein Dutzend seiner Wissenschaftler in die Arbeitslager geschickt, weil ihm die Warnungen nicht gefallen hatten, die sie ihm immer wieder zu vermitteln versucht hatten.

Das war weise von ihm, sagte er sich selbst. Es war nötig, daß sie lernten, wo ihr Platz war. Dennoch mochte vielleicht ein wenig Toleranz gelegentlich nötig sein. Es hatte eine verdammt Mühe gekostet, genügend Wissenschaftler zusammenzubekommen, die herausfanden, wie man den Kometen Sicara überhaupt zerstören konnte.

Und in der Zwischenzeit – würden denn seine Mühen niemals ein Ende nehmen? – mußte er sich erneut der Aufgabe widmen, sein Gebiet zu regieren.

Er stieß die Hände der Masseusen beiseite, wälzte sich auf die Beine und bestieg seinen Thron, ein grunzender pfeifender Wal von einem Mann in kurzen Hosen. Angie hastete hinter ihm her, hockte sich auf die Rückenlehne des Throns und starrte böse auf das Dutzend schöner Frauen, das Quagger s Hofstaat war und seine Befehle erwartete. Als ein paar Diener den Tisch hastig wegschafften und sich zurückzogen, grunzte Quagger: »Laßt die Audienzen beginnen!«

Die erste Person, die zur Audienz erschien, war Newt Bluestone. »Sie haben nach mir geschickt, Lord Quagger?« fragte der junge Mann unruhig, wobei er sich fragte, was sich in den wenigen Minuten, seit sie zusammen auf der Quagger Eins gewesen waren, ergeben haben mochte.

»Natürlich habe ich nach Ihnen geschickt«, schnappte Quagger. »Es ist schon lange her, daß Sie mich über Ihren Fortschritt bei dem Abfassen meiner Lebensgeschichte informiert haben.«

»Aber wir waren in Atlantica-City, Sir. Ich mußte Bilder, Notizen machen...«

»Das entschuldigt Sie nicht, Ihre allerersten Aufgaben vernachlässigt zu haben!«

Demütig sagte Bluestone: »Nein, Lord Quagger. Nun, der Textteil ist bis zur Heirat Ihrer erlauchten Eltern vollendet.«

»Ah«, sagte Quagger entzückt. »Ich will, daß Sie mir die Abschrift sofort vorlesen – nein, warten Sie«, setzte er hinzu, als Bluestone sich abwenden wollte. »Sind die Bilder, die Sie in Atlantica-City gemacht haben, schon verzeichnet worden?«

»Natürlich, Lord Quagger, das habe ich im Flugzeug getan. Wollen Sie sie jetzt sehen?«

»Nicht alle«, sagte Quagger streng. »Zuerst habe ich noch viele wichtige Dinge zu erledigen. Aber ich will, daß Sie alle Bilder von diesem Mädchen heraussuchen und sie mir bringen. Rasch!«

Sein Truchseß näherte sich dem Thron, als Bluestone hinausging. Der Truchseß war ein Mann in den mittleren Jahren und natürlich ein Verwandter – unglücklicherweise für den Truchseß nur auf der väterlichen Seite von Quagger und nicht aus der Blutlinie der McKens. Dennoch war er in Quaggerheim ein mächtiger Mann. Würdevoll sagte er: »Lord Quagger, die Angelegenheiten des Reiches befinden – sich mit einer Ausnahme in guter Ordnung. Ich bedaure, Sie davon in Kenntnis setzen zu müssen, daß die Kohlenproduktion für dieses Quartal zwei Prozent unterhalb der Quote liegt.«

Quagger wurde zornig. »Aber wir brauchen diese Kohle! Narren! Schwachköpfe! Ich gehe für einige Tage fort, und alles fällt auseinander!«

»Wir vermissen Ihre weise Führerschaft«, sagte der Truchseß demütig. »Doch das, was geschah, war schwer vorauszusehen. In einer Mine brach ein Feuer aus. Sie mußte geschlossen werden.«

»Tatsächlich! Wie viele Leute haben Sie verhaftet?«

Der Truchseß befeuchtete seine Lippen. »Sechzehn, Lord Quagger«, sagte er.

»Nur sechzehn?« Quagger sah seinen Truchseß wütend an. »Vielleicht sollte ich sofort eine weitere Verhaftung anordnen!«

Der Truchseß verharrte auf seinem Platz, obgleich sein Gesicht weiß wurde. Er wußte besser als andere, wie es in den Arbeitslagern zuging. »Sir«, sagte er bittend, »die Hauptschuldigen sind bei dem Unfall ums Leben gekommen – mehr als vierzig. Wenn wir jetzt weitere Arbeiter verhaften, wird das Personal knapp werden.«

»Nun gut«, fauchte Quagger. Finster starrte er seinen Majordomus einen nachdenklichen Augenblick lang an. Dann flüsterte Angie ihm etwas in sein Ohr. Quagger beruhigte sich. »Sehr gut,

meine Liebe«, sagte er. Er wandte sich dem Truchseß zu. »Ich habe beschlossen, Ihre Unfähigkeit dieses Mal zu übersehen. Allerdings müssen Sie diese Differenz im nächsten Quartal ausgleichen. Verstehen Sie?«

»Vollkommen, Lord Quagger«, seufzte der Truchseß. »Wünschen Sie jetzt die Berichte vom Hauptmann Ihrer Garde zu hören?«

»Jetzt? Nachdem Sie mich so aufgeregt haben?« brüllte Quagger. »Ganz sicher nicht!« Wütend entließ er sie. »Raus! Ihr alle – nein, natürlich nicht Angie«, sagte er und streichelte das kleine Geschöpf.

Als die Kammer leer war, stellte sich Simon McKen Quagger der unangenehmen Aufgabe, die er so lange aufgeschoben hatte. Er griff nach dem Tastenpult auf seinem Thronarm, um über die abgeschirmten Leitungen Marcus McKen anzurufen. Er erschauerte, als er den Code eingab.

Er würde keine Freude daran haben, aber es war besser, wenn man es hinter sich brachte.

Er hatte recht. Er hatte keine Freude daran. Erst einmal ließ ihn sein Vetter General Marcus McKen volle drei Minuten warten, bevor er auf dem Bildschirm erschien. Als Marcus' stumpfes dunkelhäutiges Gesicht endlich auftauchte, huschte Angie ängstlich außer Sichtweite. Quagger brachte ein vetterliches Lächeln zustande. »Nun, Marcus«, sagte er leichthin, »ich hoffe, daß du nicht so wütend bist, wie deine Nachricht es erscheinen ließ.«

Marcus McKen starrte ihn böse an. Er steckte in voller Ausgehuniform. Er sagte: »Ich habe dich angerufen, Simon, weil du den Auftrag in Atlantica-City verpatzt hast! Erstens hast du ohne meine Erlaubnis zwei Bomben gelegt. Zweitens hast du zugelassen, daß sie entdeckt wurden. Du bist eine Schande für die Familie, Simon!«

»Aber Marcus! Du hast mir doch die Bomben gegeben!«

»Und ich gab dir strikte Anweisungen, sie in Reserve zu halten, sollte es sich als notwendig erweisen, die Schwimmhäutler davon zu überzeugen, daß wir es ernst meinen.«

»Meines Erachtens war es notwendig«, schmolte Quagger. »Verstehst du nicht? In der Hauptkuppel hatte ich nur eine gelegt. Die andere befand sich in der Krakenschule. Falls wir sie hätten verwenden müssen, hätte sie nur eine kleine abgelegene Anlage zerstört. Die andere hätte niemals eingesetzt zu werden brauchen. Die Stadt selbst hätte von uns intakt übernommen werden können. Ich habe diesen gesamten Plan sehr sorgfältig durchdacht, Vetter Marcus, und...«

»Du bist nicht dazu fähig, etwas sorgfältig zu durchdenken! Oder ein Geheimnis zu bewahren – sprechen wir jetzt wenigstens über eine abgeschirmte Leitung?«

»O ja, Vetter Marcus! Davon habe ich mich selbst überzeugt!«

»Aber du hast dich nicht davon überzeugt, daß nichts über den Kometen Sicara nach außen drang. Jetzt wissen die Achtzehn Städte darüber Bescheid. Was hast du ihnen gesagt?«

»Nichts, Vetter Marcus«, sagte Quagger flehend. »Ich habe ihnen nichts gesagt, sie wußten bereits Bescheid. Ich gebe dir mein Wort darauf! Sie haben eine unvorsichtige Funksendung aufgefangen und sahen einen Start vom Meer aus. Das ist alles! Und es ist wirklich nicht fair. Ich habe mich nicht danach gedrängt, ein Botschafter zu sein.«

»Das ist gut«, zischte General Marcus McKen. »Du bist kein Botschafter mehr. Ich werde alle zukünftigen Fragen betreffend der Achtzehn Städte selbst in die Hand nehmen. Vielleicht brauchen wir sie noch. Jetzt will ich sehen, ob du wenigstens deine eigenen Angelegenheiten besser handhabst, als es bei dieser Mission der Fall gewesen ist – und paß auf deine Kohleproduktionsquoten auf!«

Sein Bild flackerte und verschwand. Das automatische Suchlaufprogramm nahm sofort wieder das Szenenkaleidoskop aus Quaggers Reich wieder auf. Düster starrte er sie an, als Angie vorsichtig wieder an seinen Thron herankroch.

Quagger tätschelte sie geistesabwesend und dachte über die Unterhaltung nach. Wie konnte Marcus McKen es wagen, so mit ihm zu reden! Auch er war ein McKen – doch war er, wie er traurig vor sich selbst eingestand, von der Familie nie rechtens als solcher behandelt worden.

Es brachte Quagger in Wut, nur daran zu denken. Es war nicht seine Schuld, daß sein McKen-Elternteil weiblich gewesen war! Nur der offene Sexismus der McKen-Familie war an seinem zweitklassigen Status schuld...

»Lieber Quaggie, schau mal, wer da kommt«, zischte Angie in sein Ohr und zeigte zur Tür. Er sah auf.

»Lord Quagger?« Es war Newt Bluestone, der bescheiden darauf wartete, daß ihm der Zutritt zum Audienzzimmer gewährt wurde. Quagger winkte ihn ungeduldig mit einem fetten Arm heran.

»Haben Sie sie?«

»Selbstverständlich, Lord Quagger.« Bluestone steckte drei Disketten in das Lesegerät vor dem Thron und berührte den Schalter.

Sofort stand Graciela Navarro in Lebensgröße im Raum. Nachdenklich betrachtete Quagger das Bild und befahl dann: »Lassen Sie alle sehen.« Bluestone gehorchte, und in rascher Folge erschienen zwanzig Aufnahmen von Graciela Navarro.

Quagger sagte nachdenklich: »Ich benötige einige neue Dienerinnen, Bluestone. Ich wünsche, daß Sie diese Bilder mit den Kandidatinnen auf den Personallisten vergleichen. Finden Sie die fünf, die der Schimmhäutlerin am ähnlichsten sehen. Bringen Sie sie hierher, und ich werde mich persönlich mit ihnen unterhalten, um zu sehen, welche am besten geeignet ist. Machen Sie das sofort!« befahl er. »Und sagen Sie dem Kammerherrn Bescheid, daß ich jetzt zu baden wünsche. Er soll Greta hereinschicken, Emily, – ach, ich weiß nicht, noch zwei oder drei weitere.«

Und dann lächelte er: »Komm, Angie«, sagte er. »Badezeit!«

»Wunderbar, wunderbar«, gurrte das Geschöpf, denn die Badezeit war immer eine Zeit des Vergnügens.

Fast immer.

Doch als sich Quagger dieses Mal in seinem Bad räkelte, während ein paar Dienerinnen ihn einseiften, hing er düsteren Gedanken nach. So vieles ereignete sich, um seine wohlverdiente Glückseligkeit zu zerstören. Der Rüffel von Marcus Mcken. Die ständige Gefahr durch die Europäer. Die nebelhafte Bedrohung durch das, was vom Kometen Sicara verblieben war.

Und jetzt gab es noch etwas, um das er sich Sorgen machen mußte.

Sämtliche Personen, die in Quaggerheim lebten und arbeiteten, waren wiederholt auf ihre Treue überprüft worden. War es möglich, daß es unter ihnen jemanden gab, der seinen Gehorsam einem Außenseiter weihte, ihm eine größere Treue widmete als Simon Mcken Quagger?

Quagger konnte es kaum glauben. Aber woher hatte Marcus Mcken so rasch erfahren, daß die Kohleproduktion zurückgegangen war?

Kapitel 7

An dem Tag, an dem die winzigen Trümmer stücke, die alles waren, was vom Kometen Sicara übriggeblieben war, auf die Atmosphäre der Erde trafen, fuhr Ron Tregarth in ziemlich düsterer Stimmung auf dem Weg nach Baltimore durch die schlammige Chesapeake-Bucht. Daß Tregarth so mürrisch war, lag daran, daß die Chesapeake-Bucht kein Ort war, an dem ein Tiefsee-U-Boot etwas zu suchen hatte. Es gab Untiefen, und am schlimmsten war der offene Himmel über ihm. Wie jeder anständige Bewohner der Achtzehn Städte fühlte sich Ron Tregarth jedesmal nackt, wenn er nichts als Luft über sich hatte. Er stand vor dem ausfahrbaren Steuer stand auf dem Wetterdeck der Atlantica Queen und blinzelte in die helle Sonne. »Sachte, Jilly«, murmelte er seiner Stellvertreterin zu, als sie geschickt einem Trawler auswich.

»Aye, Käpt'n«, sagte Jill Danner höflich. Sie nahm ihm seine unnötigen Anordnungen nicht übel. Sie wußte, daß der Kapitän sie nicht kritisierte; er war nur nervös.

Als die Landratten in der Hafenkontrolle sie angewiesen hatten, sich dem Hafen auf diese riskante Art zu nähern, hatten sie beide ein wenig geflucht. »Um den Verkehr besser regulieren zu können«, hatte die Begründung der Hafenbehörde gelautet; aber sie wußten beide, daß man sie lediglich von den Wachtürmen an Land unter Beobachtung halten wollte.

»Sie werden unverschämt«, sagte Tregarth unruhig. »Frag mich, warum sie gerade jetzt solche Maßnahmen ergreifen?«

»Landratten sind immer ekelhaft«, entgegnete Jill mit der ganzen Weisheit ihrer vierundzwanzig Lebensjahre.

Tregarth rieb sich mit der Hand über das schwitzende Gesicht und fragte sich gereizt, ob er einen Sonnenbrand bekam. Dem Himmel sei Dank, die Sonne ging bald unter. Er würde nicht den langen Weg zum Hafen in diesem hellen Licht stehen müssen! Natürlich mußte er keineswegs wirklich auf diesem engen Wetterdeck verharren. Die Atlantica Queen mußte die externe Kommandobrücke nur selten verwenden; ihre meiste Zeit verbrachte

sie mit kühlem freundlichen Wasser über sich. Es würde nicht lange dauern, dachte Tregarth bei sich, bevor er wieder in den Tiefen wäre. Achtundvierzig Stunden im Hafen. Dann noch einige Stunden, um wieder auf offene See zu gelangen. Dann die lange Unterwasserfahrt nach Scotia-City vor der Spitze Südamerikas, bevor er Kap Hoorn umfuhr, um sich nach Norden zu den Städten und Häfen des Pazifiks zu wenden. In vielerlei Hinsicht war es doch eine gute Reise, dachte er. Nur vier seiner Bestimmungshäfen befanden sich an der Oberfläche. Sechs waren Unterwasserstädte; und wenn er dann nach Atlantica-City zurückkehren würde...

Jill wunderte sich, daß ihr Kapitän plötzlich lächelte, als er über die unfreundliche Bucht spähte.

Weniger als einen Kilometer vor der Anlegestelle schoß ein kleines PanMack-Patrouillenboot am Bug der Atlantica Queen vorbei. »Anhalten!« Die Stimme des Kapitäns hallte schrill durch den Lautsprecher, sein Gesicht war unter einem großen Helm verborgen. »Sie müssen vor Anker bleiben, bis der Hafenmeister Sie freigibt!«

»Anker!« stöhnte Tregarth. Die Unterseeboote der Achtzehn Städte hatten für solche Gerätschaften wenig Verwendung. Er nickte Jill Danner zu, die die Motoren abschaltete und den behelfsmäßigen Anker ausfuhr, der kaum ausreichen würde, die Atlantica Queen selbst bei leichtem Seegang festzuhalten. Laut rief er: »Wie lange?«

Er sah, wie der Offizier der Friedensflotte die Achseln zuckte. »Bis der Hafenmeister zurückkehrt.«

»Und wann wird das sein?«

»Wenn es soweit ist, Schwimmhäutler«, knurrte der Offizier, beugte sich zu seiner Kommunikationsröhre, wendete und raste davon.

»Verflucht«, sagte Ron Tregarth und warf einen bösen Blick auf die Türme der Stadt. Hinter ihnen ging gerade die Sonne unter,

die durch die schmutzige Luft einen rötlichen Schimmer angenommen hatte.

Jill Danner nickte. Sie erwiderte nichts. Sie sah auf die Fahrzeuge, mehr als ein Dutzend, die um sie herum vor Anker lagen. Wenigstens war die Atlantica Queen nicht das einzige Schiff, das seine Fahrt stoppen mußte. Ein großer grauer Kreuzer der Friedensflotte lag ebenfalls da; die Maschinen waren abgeschaltet, und die Mannschaft lungerte an Deck herum. Jill betrachtete die Raketenwerfer und die Geschütztürme und schüttelte den Kopf.

»Dem Himmel sei Dank, daß sie von der Sorte keine U-Boote haben«, sagte sie dankbar.

Tregarth folgte ihrem Blick und nickte. »Aber sie haben andere Sachen«, meinte er. »Sie haben immer noch Robot-U-Boote – nicht besonders große, aber was hält sie davon ab, einem den Bug mit A-Bomben vollzustopfen und es in eine Kuppel krachen zu lassen? Selbst Nexo hält einem atomaren Sprengkopf nicht stand.«

»Aber solche Robot-U-Boote haben sie schon jahrelang nicht mehr eingesetzt.«

»Dann eben Trawler«, sagte Tregarth grimmig. »Sie versuchen immer noch auf eigene Faust Öl zu finden, oder? Und sie haben Tiefseebohrrausrüstung – nein, Jilly, fühlen Sie sich nicht zu sicher. Wenn die PanMacks angreifen wollten, hätten sie die dafür nötige Ausrüstung.«

»Ich hoffe, daß Sie sich irren«, sagte Jilly.

»Das hoffe ich auch«, sagte Tregarth und schlug gereizt nach irgendeinem Insekt. Käfer; heißer Sonnenschein, Abenddämmerung! Und der Gestank der Luft, die vom Land herübergeweht wurde und sich so völlig von der stets gefilterten Luft von Atlantica-City unterschied. Wie konnten die Landratten überhaupt so leben?

Dann vergaß er seine Gereiztheit. Staunend sah er in die Höhe.

Wie ein stummer Blitz schoß weit über ihnen im Osten ein heller Lichtstreifen über den Himmel. Einen Augenblick lang war er fast so hell wie die untergehende Sonne.

Dann war er verschwunden.

»Was war das?« rief Jill erstaunt aus.

»Ein Meteor. Wahrscheinlich ist es ein Stück von dem Kometen!«

»Aber so hell? Und schau mal, da ist noch einer!«

Ein weniger heller Feuerstreifen entstand an der gleichen Stelle am östlichen Horizont. Schweigend starrten sie in die Höhe und warteten auf weitere Meteoriten. Eine Zeitlang geschah gar nichts, und Tregarth, der zu dem nächstgelegenen Erzfrachter herübersah, bemerkte, daß einige Mannschaftsmitglieder an Deck standen, die ebenfalls schweigend zusahen.

»Da ist noch einer«, rief Jill Danner.

»Wenn wir sie bei Tageslicht überhaupt sehen können«, sagte Tregarth nachdenklich, »dann müssen sie ziemlich groß sein.«

»Sie sind hübsch«, sagte Jill Danner, die selten irgendwelche Meteoriten oder andere Himmelserscheinungen zu Gesicht bekam.

Tregarth hob argwöhnisch die Schultern. »Jedenfalls sind sie interessant«, gab er zu. Er griff nach dem Interkommhörer und rief in der Kombüse an. »Wir essen unser Zeug hier oben«, gab er durch.

Das war der erste Anblick, den Ron Tregarth vom Kometen Sicara erhielt; vom Ewigen wußte er noch immer nichts.

Kapitel 8

In den letzten Stunden des letzten Tages des letzten Jahres sah Graciela Navarro keine Meteoriten auf Atlantica-City herniederfallen. Sie befand sich in einer Konferenz mit der Bürgermeisterin und einigen Sektionschefs. Von den Meteoriten wußten sie allerdings. Die Wachmannschaften ihrer Plattform auf See hatten ungewöhnliche Himmelsphänomene gemeldet, aber bei der Konferenz ging es um etwas völlig anderes. Der alte Sandor Tisza hatte einen Stapel blauer Folien bei sich, Ausdrücke des Kommunikationssystems. Die geheimnisvollen Datenübertragungen hatten mit Botschafter Quaggers hastiger Abreise nicht aufgehört. Der Ausdruck, den Graciela in der Hand hielt, war besonders eigenartig; es war einfach nur ein technischer Bericht über die Fauna und die Biochemie der Hydrothermalschächte:

Die Sauerstoffaufnahme erfolgt hauptsächlich über Peripherorganismen, z. B. durch die Warmwasserschachtmuschel Calyptogena, während Schwefelverbrauch hauptsächlich in Kerntieren wie etwa der Miesmuschel Bathymodiolus thermophilus verzeichnet wird. Röhrenwurmanwohner, z. B. Riftia, und Raubtiere, z. B. der Seestern Bathybiaster und verschiedene Krebse und Krabben, dienen als Zwischenträger.

Kleinere Raubtiere (Krustentiere, Arthropoden und Schwimmfische) nehmen das meiste ihrer Gesamtnahrung (zwischen 40 und 65 Prozent) über die Schachttiere auf.

Die Proteinerzeugung ist hoch, für den menschlichen Verbrauch jedoch wegen Sulfidspuren, die einen ungenießbaren Geschmack hervorbringen, nicht geeignet. Bei Calyptogena verhält es sich jedoch anders. Andere Städte haben Calyptogenafleisch für den Export an Landmärkte gesammelt und verarbeitet, und Atlantica-City könnte ein entsprechendes Programm für die nahe Zukunft in Erwägung ziehen...

Der Bericht ging noch weiter, aber Graciela hatte das Interesse verloren. »So etwas hat doch überhaupt keinen Sinn!« rief sie

aus. »Das weiß doch jeder – wenn man es wissen will! Worum geht es bei den anderen Sachen?«

»Oh«, sagte die Bürgermeisterin und schüttelte den Kopf, »worum geht es dabei nicht? Die Formel für Nexo. Die produktivsten Anbaustreifen unserer Unterwasserfarmen. Die Biochemie des menschlichen Körpers. Und mindestens ein Dutzend Berichte über Ihre Kraken, Graciela...«

»Ja, die habe ich gesehen«, nickte Graciela.

»Außerdem gab es eine vollständige Studie über Vera Doorns Schiff – warum würde das irgend jemand haben wollen? Eine weitere Studie, diesmal über die Arbeits-U-Boote...«

»Wie über das eine, das vermißt wird«, warf Frank Yaro grimmig ein.

Die Bürgermeisterin seufzte. Graciela dachte, daß sie älter aussah, ihr helles Haar schien nicht mehr blond, sondern eher weiß zu sein. »Ich weiß, daß Sie das für irgendeine Verschwörung halten, Frank«, sagte sie. »Aber wer? Zu welchem Zweck?«

»Wenigstens können wir sicher sein, daß es nicht die PanMacks sind«, mischte sich Sandor Tisza ein, »denn sie sind alle fort.«

»Sie hätten Agenten zurücklassen können«, erklärte Yaro. »Vielleicht haben sie sogar irgendwie unser Kommunikationssystem mit Wanzen versehen...«

»Nein«, sagte Tisza freundlich, »das ist unmöglich. Ich habe Ector Farzoli veranlaßt, alle Laserkanäle zu überprüfen; er hat nichts gefunden. Ich glaube, daß wir den PanMacks gegenüber zu mißtrauisch sind.«

Graciela sah ihn überrascht an. »Aber wissen Sie denn nicht, daß dieser schreckliche fette Mann Sie einen...?«

»Einen entflohenen Verbrecher genannt hat?« Tisza nickte ernst. »Ja. Die Bürgermeisterin hat es mir gesagt.« Flehend sah er das Mädchen an. »Ich habe nicht wirklich das Gesetz gebrochen, Graciela. Ich wollte nur ohne Einmischung meine Arbeit tun. Daher verließ ich Budapest, um in die PanMack-Länder zu

gehen; als man mir dort nicht erlaubte, anständige Arbeit zu leisten, kam ich hierher. Aber es ist wahr. In beiden Fällen habe ich ihre Bestimmungen verletzt, indem ich mich ohne Erlaubnis entfernte. Das nennen sie ein Verbrechen.«

»PanMack ist das Verbrechen«, sagte Frank Yaro verbittert. »Dem Himmel sei Dank, daß wir hier sind und nicht dort!«

»Dem Himmel sei tatsächlich Dank«, wiederholte Tisza. »Natürlich sind sie böse – aber ich glaube nicht, daß wir sie für alles verantwortlich machen können.«

»»Alles« bedeutet so viel in diesen Tagen«, seufzte die Bürgermeisterin. »Abhöraktionen, vermißte Arbeits-U-Boote – ich frage mich auch, warum Kapitänin Doorn sich in den letzten sechsunddreißig Stunden nicht gemeldet hat.«

Eine Stunde später, als Graciela auf ihrem Meeresschlitten saß, während fünf von ihren Kraken ihr schweigend folgten, spürte sie immer noch den Kälteschauer, den diese Bemerkung in ihr ausgelöst hatte.

Sie näherten sich einer Meeresfarm, die wie Atlantica-City auf einem Ausläufer jener Berge lag, die als ozeanischer Mittelkamm bekannt waren.

Der ozeanische Mittelkamm brachte den Menschen der Achtzehn Städte zwei große Vorteile. Für viele von ihnen ergab der Kamm eine nützliche Plattform – hoch genug über den abgrundtiefen Ebenen, daß ihre Nexokuppeln dem Druck standzuhalten vermochten, tief genug, um vor den Unruhen der offenen See sicher zu sein. Die meisten der Achtzehn Städte lagen auf dem Kamm oder in der Nähe.

Der weit größere Vorteil aber (und eine der großen Gefahren) lag in der tektonischen Aktivität begründet.

Der ozeanische Mittelkamm war der tektonisch aktivste Teil der Erdkruste. Dort zwängte sich das heiße zähe Magma unter dem Felsmantel unablässig durch Risse und Spalten, um neuen Felsen zu erschaffen und neue Erze und neue Kraftquellen für die Elektrizitätsgeneratoren der Achtzehn Städte. Die Erze, die aus dem

Magma quollen, waren die Existenzgrundlage der Unterwasserstädte. Das heiße Wasser aus den unterirdischen Thermalquellen hielten sie am Leben. Denn der Meeresboden stieß endlose Mengen an Megakalorien in den Quellen aus. Das Gewicht des Ozeans drückte etwas von dem Bodenwasser durch die Poren in die Kruste. Mit Mineralien angereichert und erhitzt wurde das Wasser in Form von Quellenanhufungen wieder aus dem Felsen herausgepreßt; und die Wrmemotoren, die durch die Temperaturdifferentiale der Thermalquellen angetrieben wurden, spendeten den Städten unendliche Energie, die sich die Landratten nicht träumen ließen.

Dennoch konnte man niemals zu viele Thermalquellen haben! Sie hielten nicht ewig. Einige Jahre oder Jahrzehnte lang flssen sie beständig. Dann erstarben die Quellen und entstanden an einem anderen, vielleicht weit entfernten Ort wieder neu. Also waren die Menschen der Achtzehn Städte ständig auf der Jagd nach neuen Thermalquellenfeldern. Mit den Gefahren tektonischer Aktivität konnten sie umgehen – die Städte waren stets an tektonisch »sicheren« Gebieten gelegen, und die starken Nexokuppeln hielten den meisten Erdbeben stand. Aber sie konnten nicht berleben, sollten ihre Kraftquellen einmal versagen. Dann würden die Lichter verlöschen. Dann würden die Pumpen nicht mehr funktionieren.

Dann würden die Städte sterben.

Und als also der Krake Nessus Graciela mit einem langen Tentakel zu sich heranzog und mit den hohlen Tönen seiner implantierten Sprechbox dröhnte: »Hab neues Heihoch-Wasser, ja. Graciela komm, ja«, mußte Graciela Navarro ihm einfach folgen.

In Begleitung ihrer fünf Kraken war Graciela zu einer großen Farmterrasse auf dem Westhang des Kamms gekommen, und natürlich wußte sie nicht, daß sich das letzte Jahr dem Ende zuneigte. Für Graciela Navarro war jeder Tag der Beginn von etwas Neuem, das vor Versprechungen und Hoffnungen leuchtete; mit Dingen, die zu Ende gehen, hatte sie keine Erfahrungen.

Unter ihr führten die Kraken geduldig Aufträge aus. Es war Saatzeit, und in Zweiergruppen geleiteten sie die auftriebsneutralen Pflanzungsmaschinen über die langen gepflügten Reihen des fruchtbaren Schlamms. Über den vier Arbeitern schwamm Nessus in langsamen Kreisen herum, während seine Tentakel Befehlsfiguren formten. Graciela mußte nur noch zusehen. Die Kraken vollbrachten ihre Aufgaben fehlerlos. Sie waren für die Tiefen die perfekten Farmarbeiter, geduldig und stark wie die Arbeitselefanten des alten Siam. Nein, viel besser noch! Im Gegensatz zu den Elefanten konnten die Kraken sprechen. Untereinander verständigten sie sich mit Tentakelwindungen und Farbveränderungen ihrer Zwischenhäute; kein Mensch vermochte diesen Code zu entziffern; aber mit dem Stimmensynthetisierer konnten sie mit Menschen sprechen.

Und sobald sie begriffen, was die Menschen wollten, taten sie es auch! Warum nur? Graciela wußte es nicht. In den frühen Ausbildungsphasen belohnten Krakenlehrer sie mit Nahrung – doch Graciela wußte, daß die Kraken eher höflich als begierig waren, wenn sie ihr die Fischstücke aus der Hand nahmen. Tatsächlich schienen sie Spaß daran zu haben, ihr Fressen selbst zu fangen. Sie nahm an, daß es für die Kraken ein Spiel war, menschlichen Befehlen zu folgen. Die beste Belohnung stellte schlichte Belobigung dar. Also schaltete Graciela ihre Außenlautsprecher ein und rief ihnen zu: »Ihr macht gut, ja! Fertig jetzt, ja!«

Nessus' Krächzen drang zu ihr herauf: »Verstehen, ja!« Und als die letzte Reihe fertig war, zerrten die vier Kraken die massigen, wengleich nahezu gewichtslosen Saatmaschinen zu ihrem Lagerplatz.

Graciela sah glücklich zu ihnen herunter. Wunderbare Geschöpfe! Sie taten so viel – und sie war sicher, daß sie noch viel mehr tun konnten, während sie mehr und mehr über die Bedürfnisse und das Begehren der Menschen lernten. Zum Beispiel konnten die Kraken die großen Tiefen südlich und westlich von Atlantica-City aufsuchen, zu denen Vera Doorns Thetis zu einer Forschungsfahrt aufgebrochen war – Graciela spürte bei dem Gedanken einen scharfen Stich, unterdrückte ihn jedoch rasch; na-

türlich war mit Doorns Schiff alles in Ordnung! Man könnte doch, überlegte sie sich, die Kraken mit Kameras und Aufnahmegeräten ausstatten und sie der Thetis hinterherschicken, sogar an Orte, wohin die Thetis nicht vordringen konnte.

Die tief gelegenen Gebiete des Meeres waren immer noch nahezu unerforscht. Vor den Achtzehn Städten hatte es nur gelegentliche Untersuchungen über Trawls oder Robot-U-Boote oder gelegentlich einen kurzen und gefährlichen Ausflug in einem bemannten Forschungsfahrzeug gegeben. Die geheimnisvollsten Gegenden der Tiefen waren für Menschen immer noch zu gefährlich... und doch, wer wußte schon, was sie dort finden würden? Die Tiefen veränderten sich nicht! Sie mochten hundertfache Wunder enthalten, die dort seit Jahrzehntausenden verborgen lagen...

Sie winkte Nessus heran. Als der große Krake zu ihr herankam, sagte sie: »Nessus gut, ja! Nessus kennt fetten Tiefenstahlfisch Thetis, ja?«

Das große Auge starrte sie an. »Nessus weiß, ja«, dröhnte er.

»Du siehst Thetis, ja?«, wollte sie wissen.

Schweigen. Dann sagte der Krake: »Kraken jetzt fertig Farmarbeit, ja!« Er hatte ihre Frage völlig ignoriert.

Graciela biß sich auf die Unterlippe. Unter ihr hatten die anderen Kraken ihre Werkzeuge zusammengesammelt und schlepten sie zu den im Meeresboden eingelassenen Lagersilos. Als sie zu ihr heraufkamen, sprach sie jeden einzelnen mit Namen an: »Triton gut, ja! Holly gut, ja! Wassermann gut, ja! Neptun gut, ja! Alle gut, ja!«

Sie starrten schweigend zu ihr hinauf, und neben ihr erschreckte Nessus sie, als er dicht neben ihrem Helm losdröhnte: »Alle gut, ja!« Mit der Stimmenbox war keine besondere Betonung möglich, aber Graciela hegte keinen Zweifel daran, daß Stolz mitschwang.

»Jetzt gehen finden neues Heißhoch-Wasser, ja«, verkündete er.

»In Ordnung«, sagte sie, beinahe als ob sie mit einem anderen Menschen sprach, und berichtigte sich dann: »Gehe, ja. Nessus gehe zuerst, ja!«

»Nessus gehe zuerst, ja!« bestätigte der Krake und griff mit den großen Tentakeln nach ihr, wobei er nicht nur Graciela, sondern auch ihren kleinen Meeresschlitten umfaßte.

In Gedanken seufzte sie. Nessus schien nicht glauben zu wollen, daß sie ihren Weg alleine finden konnte. Sie bevorzugte wirklich den Meeresschlitten, aber wie sie vor sich selbst zugab, lag etwas Beruhigendes darin, mitsamt dem Schlitten in diesen großen, immens starken Tentakeln davongetragen zu werden. Die Navigation des Schlittens würde sie stets darüber in Kenntnis setzen, wohin sie führen, und man konnte immer noch den schwachen blaugrünen Netzlaserspuren folgen. Sie würde schon nicht verloren gehen. Sie streichelte einen Tentakel von Nessus mit ihrer gepanzerten Hand... und wünschte sich, daß es Ron Tregarth wäre, den sie berührte...

Jetzt wollte sie nicht an ihren Verlobten denken. Außerdem hatte Nessus ihr auf ihre Frage nach der Thetis keine Antwort gegeben. Sie rief ihn an: »Nessus! Du siehst fetten Stahlfisch gehen tief, ja?«

Eine Pause, während sie das große glasige Auge anstarrte. Dann dröhnte die Stimme: »Nessus sieht nein.«

»Nessus sicher, ja?« fragte sie.

»Nessus sieht nein«, wiederholte er beharrlich.

Graciela runzelte die Stirn. Der Krake widersprach sich selbst. Sie nahm an, daß die Kraken wahrscheinlich zum Lügen fähig waren, wenn sie es wollten. Welches einigermaßen vernünftige Tier war es nicht? Aber warum diese Täuschung?

Ein weiteres ungelöstes Rätsel zu den hundert anderen, die sie bereits beschäftigten.

Sie führen den Ausläufer des Kammes entlang, während ihnen die vier anderen in einer fast militärischen V-Formation folgten. Sie kamen über einen Gipfel...

»Heißort, ja«, verkündete Nessus und ließ sich sanft auf dem Boden fünfzig Meter tiefer nieder.

Zuerst dachte Graciela, daß der Weg reine Zeitverschwendung gewesen war.

Es stimmte, daß sich hier eine Anhäufung von Thermalquellen befand. Ganz sicher war sie einen Blick wert.

Tatsächlich war es ein Unterwassergarten. Es gab Blumen, Bäume und sogar Springbrunnen... obwohl nichts davon den Oberflächenversionen entsprach. Bei den »Blumen« handelte es sich um Tiere wie Seeanemonen. Die »Bäume« waren gekrümmte weiße Röhrenwürmer, die wie Bambusstrünke aussahen; und die »Springbrunnen« waren das, was all dies erst möglich gemacht hatte. Sie waren Strahlen aus »weißem Rauch« und »schwarzem Rauch«, die aus unsichtbaren Rissen im Meeresboden her vor schössen.

Es war eine typische Thermalquelle. Tiefseehänge sind nur schwach belebt, aber wo die Thermalquellen Wärme und Nährstoffe bringen, können ein oder zwei Hektar so üppig wie jede beliebige Stelle am Großen Barriereriff werden. Das lag an dem heißen, mineralreichen Wasser. Es nährte die organischen Schwefelverbindungen, von denen die Muscheln, die Krebse und die Hydroiden und alle anderen Wesen lebten, die sich in diesem tiefen Außenposten der Schöpfung zusammendrängten. Die schwarzen Strahlen waren heißer als eine Streichholzflamme und mit Schwefelverbindungen und Erzen durchsetzt. Die weißen Strahlen waren vergleichsweise kühl – sicherlich heißer als kochendes Wasser; aber in diesen Tiefen konnte Wasser nicht kochen. Es gab andere Quellen, die noch kühler waren – nicht mehr als körperwarm –, aber da sie nicht heiß genug waren, um Mineralien aus dem Fels zu lösen, wiesen sie überhaupt keine Farbe auf und waren nur als glasige Brechungsfelder sichtbar.

Nach einem unter Wasser verbrachten Leben war Graciela Navarro immer noch von der Schönheit des Ortes verzaubert. Sie sah aus den Augenwinkeln einen winzigen rötlichen Fisch kopf-

über in einem der kühleren Strudeln hängen; er wartete darauf, daß Nahrungsteilchen in sein wartendes Maul schössen.

Graciela seufzte. An diesem Unterwassergarten stimmte nur eine Sache nicht.

Er war nicht neu.

Von solchen Flecken gab es Hunderte entlang des Mittelkamms, die nahe genug an Atlantica-City lagen, um nützlich zu sein – und nur eine knappe Handvoll davon war tatsächlich von Nutzen. Die anderen waren wie dieser Flecken hier zu klein, um ausgebeutet zu werden. Sie neigte sich zum Sonaroskop herunter und nickte leicht; ja, er war vor langer Zeit erfaßt und als unbrauchbar eingestuft worden.

Sie zögerte und überlegte sich einen Weg, dieses Nessus zu vermitteln, der ruhelos neben ihr schwamm und auf eine Antwort wartete. Seine zwei langen Tentakel berührten die Rückseite ihres Helmes. Sie sagte: »Heißhochwasser alt, ja. Kennen dieses Heißhochwasser, ja.«

Die langen Tentakel krümmten sich gereizt. »Heißhochwasser alt, ja. Heißhochwasser neu, ja. Kennen dieses Heißhochwasser, nein!«

Graciela runzelte die Stirn. Was versuchte der Krake ihr zu sagen? Er nannte die Quellen sowohl alt als auch neu? Aber das widersprach sich doch selbst....

Dann spähte sie die Hänge herab an den großen schwarzen Basaltklumpen vorbei, und da sah sie es.

»Oh!« rief sie. »Das ist ein großer Garten!«

Denn hinter dem alten Garten hatte sich ein neuer, viel größerer gebildet – nein, noch war es kein Garten, sagte sie sich, die Organismen hatten noch keine Zeit gehabt, das Gebiet zu besiedeln. Aber das würden sie noch! Es war eines der reichsten Felder, das Graciela jemals gesehen hatte!

Die Thermalquellen traten in zweierlei Arten auf: warme Schächte, aus denen langsam fünfzehn Grad warmes Wasser

herausquoll, und heiße, die mit einer Geschwindigkeit von mehreren Metern pro Sekunde 350 Grad warmes Wasser aussprien. Obwohl Graciela im hellsten Licht ihres Meeresschlittens nur wenige hundert Meter weit sehen konnte, erkannte sie doch, daß es tatsächlich Hunderte der wertvollen hohen Strahlen gab, die Atlanticas Turbinen drehen würden – Energie, die ausreichen würde, um die gegenwärtige Versorgung der Stadt zu verdoppeln!

»Laß Graciela los, ja!« befahl sie.

Das große Tier entrollte gehorsam den Tentakel, mit dem es sie umfassen hielt. Es ärgerte sie ein wenig, daß, obwohl Graciela ihn gebeten hatte, das nicht zu tun, Nessus sie mit einem seiner Sexualtentakel umschlungen gehalten hatte, der speziell für die Befruchtung einer weiblichen Krake vorgesehen war. Natürlich hatte das auch ein Zufall sein können. Wenn Nessus sich völlig in etwas vertiefte, verwendete er häufig alle zehn Tentakel. Manchmal war er vergeßlich – oder tat jedenfalls so, obwohl sie manchmal glaubte, daß er überhaupt nichts vergaß. Graciela beschloß, daß sie sich wieder einmal mit ihm über anständiges Benehmen unterhalten würde.

Aber nicht heute.

Heute waren Quellen zu überprüfen und zu verzeichnen. Sie schnallte sich vom Meeresschlitten los und tauchte auf den Boden zu. Die beiden Tiefenmesser in ihrem Helm bestätigten, daß sie sich auf einer sicheren Arbeitsebene bewegte: Also konnte das Feld ausgebeutet werden! Sie durchschwamm das Feld, wobei sie sorgfältig das superheie Flirren aufsteigenden Heiwassers vermied, und stellte fest, daß es über einen Kilometer durchma: Also gab es tatsächlich eine ganze Menge Quellen! Sie konnte sogar den Temperaturunterschied spüren. Ihr wurde fast unangenehm warm!

Eine rasche Überprüfung ihres Sauerstoffanzeigers sagte ihr, daß sie der Kuppel nicht mehr allzu lange fernbleiben sollte.

»Helft Graciela, ja!« befahl sie den Kraken, als sie versuchte, eine Sonarboje vom Seeschlitten abzuschnallen. Der kleinste, Neptun, schubste sie sanft beiseite und entfernte die Lanze m-

helos aus den Klammern. Dann trug er nach Gracielas Anweisungen die Stange zum Boden und hielt sie fest. Graciela feuerte sie ab. Der Rückschlag ließ sie erkennen, daß die pfeilförmige Spitze tief im Boden steckte. Sie löste das Kabel und beobachtete, wie die Boje aufstieg, bis sich die Leine straffte. Sie zog heftig am Kabel, um sicherzugehen, daß es festsaß, und lauschte mit ihren Helmmikrofonen auf das Piepen der Sonarboje.

Natürlich achteten die Kraken nicht auf das Geräusch. Alle vier schwebten vor ihr und sahen ihr ernsthaft zu...

Vier?

Schnell zählte sie sie noch einmal durch. Es stimmte. Es waren nur vier Kraken da.

Nessus war wieder verschwunden.

So ein Ärger, dachte sie und war für einen Moment erzürnt. Sie hatte ihm nicht gesagt, daß er gehen sollte! Und für gewöhnlich hätte er das auch nicht getan, aber in letzter Zeit verhielt er sich schon recht merkwürdig.

Trotzdem war es Nessus gewesen, der sie zu diesem großen neuen Schatz geführt hatte. Sie schüttelte den Kopf, seufzte, schnallte sich wieder auf dem Meeresschlitten fest und machte sich auf den Rückweg nach Atlantica-City.

Als sie in Funkreichweite kam, hatte sie ihren Ärger über Nessus vergessen und freute sich über die guten Nachrichten, die sie für die Menschen von Atlantica-City hatte. Bei äußerster Senderreichweite begann sie Funksprüche auszusenden. Sie war nicht überrascht, als zuerst keine Antwort erfolgte.

Wenige Minuten später wurde es etwas rätselhafter. Stirnrunzelnd überprüfte Graciela ihre Sonarkarte. Ja. Sie befand sich in Reichweite. Sie mußten sie doch hören, warum antworteten sie also nicht?

Sie drückte wieder auf die Tasten. »Wacht auf, Leute! Hier spricht Graciela Navarro, Ankunftszeit in zehn Minuten. Ich habe ein großes neues Thermalfeld entdeckt. Bestätigen!«

Und immer noch antwortete niemand.

War es möglich, fragte sie sich mit erwachender Furcht, daß mit ihrem Sendegerät etwas nicht stimmte? (Aber die Instrumentenanzeigen wiesen auf keinen Fehler hin.) Oder konnte etwas Furchtbares mit der Kuppel geschehen sein?

Das Nachrichtenzentrum von Atlantica-City war immer besetzt! Es war unmöglich, daß dort niemand war, der sie hören konnte. Sie spähte durch die Finsternis voraus. Noch waren keine Lichter zu sehen. Der schwache blaugrüne Schimmer des Lasernetzes war nur wenige Dutzend Meter entfernt; sie konnte sich natürlich dort einspeisen. Aber zunächst wiederholte sie ihre Nachricht über das Sonargerät...

Und als ihr dann nebelhafte schwache Lichter anzeigten, daß zumindest die Kuppel überlebt hatte, kam eine Antwort. »Ich höre dich, Graciela...«

Eis umklammerte Gracielas Herz. War das Frank Yaros Stimme gewesen? So angestrengt, fast verängstigt?

»Frank!« rief sie. »Stimmt etwas nicht?«

Keine Antwort.

Sie konnte lediglich ein schwaches Stimmengemurmel vernehmen, was höchst ungewöhnlich war. »Bitte, Frank«, flehte sie, »sag mir, was los ist. Ist es die Kuppel? Ist es... hast du etwas von Ron Tregarth gehört?«

Das Gemurmel im Hintergrund war weiter zu hören, aber ihr antwortete niemand. Nur ein sonderbares Wort glaubte sie wahrzunehmen. Dann kam Frank Yaros Stimme wieder:

»Wir haben hier sehr viel zu tun, Graciela. Komm rein, aber mach bitte diesen Kanal frei!«

»Frank, ist es Rons Schiff?«

»Nichts dergleichen, nein. Ende und aus!«

Graciela fuhr in den Hafen ein. Das Schließen der Schleuse hinter ihr, das langsame Druckabsenken, damit sie die Kuppel betreten konnte – es dauerte ewig. Graciela hatte Angst. Sie fürchtete sich vor dem, was sie hören mochte. Am meisten jedoch war sie verwirrt.

Dieses sonderbare Wort!

Sie war beinahe sicher, es richtig verstanden zu haben. Ja, das war es – aber was, in aller Welt, war ein ›Ozonsommer‹?

Kapitel 9

Vor Morgengrauen hatte das schreckliche Feuerwerksschauspiel über dem Hafen von Baltimore nachgelassen und schließlich aufgehört. Ron Tregarth schwang sich gereizt wieder einmal auf das enge Wetterdeck. Er hatte während der Nacht nie länger als zwanzig Minuten durchgeschlafen. Er nahm die Nachtgläser von Jill Danner entgegen und starrte zu den anderen Schiffen hinüber. Nichts hatte sich verändert. Keinem Schiff war Fahrt gestattet worden, aber erst als sich Tregarth dessen versichert hatte, führte er das Glas in die Höhe.

Dort war ebenfalls nicht mehr viel zu sehen. Die Show war vorbei; das Schauspiel hatte sich nach Westen verlagert und war schließlich wie die Sonne zuvor untergegangen. Aber solange das Spektakel gedauert hatte, war es unglaublich gewesen. Zu Zehntausenden waren die Meteore heruntergeregnet. Mehr als jemand zählen konnte; hundert waren zur gleichen Zeit niedergegangen. Sie strahlten von einem zentralen Punkt aus, der sich mit dem Einbruch der Nacht von Osten nach Westen bewegte, und wiesen eine ungeheure Leuchtkraft auf. Einige Dutzend Male war der Hafen wie bei Tageslicht erleuchtet gewesen. Überall starteten gebannte Gesichter fragend in den Himmel.

Und nirgends waren Erklärungen zu finden.

Falls an Land jemand wußte, was dort vor sich ging, hatte die Mannschaft der Atlantica Queen keine Möglichkeit, es herauszufinden. Funkverständigung wurde sofort von Statik ausgelöscht. Während der Nacht hatte Tregarth mehrmals versucht, andere Fahrzeuge über Blitzlicht anzurufen, aber er hatte nie eine Antwort erhalten.

Tregarth setzte das Glas wieder ab und sagte: »Versuchen Sie noch mal über Funk, Jill.«

Seine Stellvertreterin sah ihn aus blutunterlaufenen Augen an und schüttelte den Kopf. »Habe es vor fünf Minuten erst versucht, Kapitän. Immer noch nichts. Ich verstehe nicht wieso, die Meteore haben doch jetzt aufgehört.«

Tregarth seufzte schwer. »Vielleicht haben sie nicht überall aufgehört. Wahrscheinlich kommen sie immer noch, aber hinter dem westlichen Horizont, so daß wir sie nicht sehen können.« Er rieb sich die Augen. »Was ich ebenfalls nicht sehe«, sagte er, »ist Baltimore.«

Jill Danner blinzelte ihn an. »Kapitän?«

Er zeigte auf die Küste. »Acht Meilen vor uns, hinter dem Hafenviertel – da ist die Stadt. Sehen Sie Lichter? Ich nicht. Noch nicht einmal entlang der Küste, abgesehen von ein paar Orten, wo sie vermutlich Notstromgeneratoren haben.«

Jill Danner bewegte die Lippen und versuchte das mögliche Geschehen zu begreifen. »Energieausfall? Aber wie könnten Meteorere Kraftwerke treffen?«

»Das brauchen sie gar nicht. Da gibt es etwas namens >EMP< – elektromagnetischer Puls. Ein heftiger Ausstoß von Radioenergie, der technische Geräte zerstört. Lange Stromkabel sind besonders verwundbar; sie wirken wie große Antennen. Je länger sie sind, desto schlimmer ist es. Sie sammeln die Energie und schicken sie zu ihren Schaltern, Transformatoren – allem, was kaputtgehen kann. EMP läßt sie glatt durchbrennen.«

Er hielt inne und blickte hinter sich gen Osten. Die ersten Strahlen des Sonnenaufganges erhellten den Himmel über der Sandbank, die zwischen ihnen und dem Atlantik lag. Wehmütig startete er einen Augenblick lang in diese Richtung.

Dann traf er eine Entscheidung. »Wir fahren ein«, verkündete er. »Wecken Sie die Leute im Maschinenraum auf.«

Jill Danner warf ihm einen fragenden Blick zu, aber sie hatte schon den Maschinenraum am Apparat. Natürlich war es nicht nötig, jemanden zu wecken, unten hatte auch keiner geschlafen.

Tregarth beantwortete ihre unausgesprochene Frage. »Wir können hier nicht bleiben«, sagte er. »Sehen Sie sich die Schiffe an! Sie navigieren über automatische Funkleitstellen. Nicht eines davon weiß, was es ohne Satellitennavigation und Küstenbojen

tun soll; wenn sie herumzustolpern anfangen, möchte ich ihnen nicht im Weg stehen.«

»Ja, Sir!« sagte Jill Danner und gab die Steuerung an den Kapitän weiter. Unter seiner Anleitung schlichen sie sehr langsam innerhalb der Kanalmarkierungen voran. Als sie hinter Fort McHenry beidrehten, lag vor ihnen die Bucht.

Die wenigen Schiffe dort lagen fest auf Reede.

»Halbe Kraft voraus«, befahl Tregarth.

Auf diese Entfernung war nicht viel zu erkennen. Die hohen alten Gebäude der Stadt Baltimore waren immer noch dunkel; nur die Spitzen der höchsten Bauten erhaschten einen rosigen Schimmer, als sie das Sonnenlicht einfingen. Auf keiner Straße, in keinem Fenster brannte ein Licht. Entlang der Küste bewegten sich einige Wagen mit leuchtenden Scheinwerfern, und die Kanalbojen hatten ihre eigene unabhängige Energieversorgung. Alles andere war finster.

Jill Danner warf einen verstohlenen Blick auf ihren Kapitän. Sollen wir das wirklich tun? fragte sie sich – aber nur im stillen; man stellte seinem Kapitän derartige Fragen nicht laut. Irgendwann würde eine Zeit kommen, wenn sie selbst ein U-Boot-Skipper sein und Entscheidungen treffen würde.

Als sie näher an den Anleger herankamen, kniff sie die Augen zusammen und deutete geradeaus. »Da ist unser Liegeplatz, Kapitän«, murmelte sie.

Tregarth nickte. »Bringen Sie sie rein, Jilly«, ordnete er an. »Stellen Sie eine Wache auf Deck. Hier scheint keiner zu sein, der eine Leine festmacht.«

»Ja, Sir.« Einen Augenblick später standen alle sechs von der Steuerbordmannschaft dichtgedrängt neben den Offizieren und bereiteten sich auf das Anlegen vor.

»Da kommt etwas ziemlich schnell heran, Sir«, sagte Jill plötzlich. Aber Tregarth sah bereits in die Richtung, und bevor sie den Satz zu Ende bringen konnte, heulte eine Sirene auf. Ein Hafenkutter steuerte direkt auf sie zu.

»Verdammter Idiot«, fluchte Tregarth.

Ein ohrenbetäubendes Krachen war zu hören. Dreißig Meter vor der Backbordseite ihres Bugs stieg eine Fontäne auf.

»Sie feuern auf uns!« schrie Jill.

Der Schuß war zwar über den Bug gegangen, aber auf Deck konnten alle den häßlichen Lauf des Geschößwerfers sehen, der sich am Bug des Kutters auf sie richtete.

»Alle Maschinen stop«, knurrte Tregarth. Einen Augenblick später: »Maschinen volle Kraft zurück! Hart Steuerbord! Wenden – er kommt uns zu nahe!«

Tatsächlich sah es so aus, als ob der Kutter sie rammen wollte. Das wäre ein selbstmörderisches Unterfangen gewesen, denn der Kutter wäre an der Nexowand der Atlantica Queen wie ein Papierbecher zerknüllt worden. Tregarth ließ das nicht zu. Er war ein zu guter Seemann, um eine Kollision zuzulassen. Er ließ die Maschinen volle Kraft rückwärts laufen und drehte vor dem Patrouillenfahrzeug ab.

Und dann erzitterte ihr Schiff, und schwarzer Schlamm stob entlang der Atlantica Queen in die Höhe. Um dem Kutter auszuweichen, hatten sie den Kanal verlassen. Das Unterseeboot saß auf Grund.

Der Hafenkutter ließ die Maschinen in einem wüsten Manöver zurücklaufen, das einigen Fahrzeugen bestimmt die Schrauben abgerissen hätte. Keine zehn Meter entfernt kam er zum Halten. Der Geschößwerfer schwenkte herum und richtete sich auf sie. Auf seiner Brücke hob eine Gestalt eine Flüstertüte an die Lippen.

»Ihr da auf dem Unterseeboot! Ihr steht alle wegen Verletzung der militärischen Sperrstundengesetze unter Arrest! Kommt alle mit erhobenen Händen an Deck!«

Eine Stunde später befand sich die gesamte Mannschaft der Atlantica Queen in einem Militärgefängnis. Ihre Sachen waren ihnen abgenommen worden und sie bekamen nichts zu essen, keine Schlafstellen – und keine Erklärungen. Das einzige, woran es

ihnen nicht fehlte, war Gesellschaft. Die geräumige Zelle war offensichtlich nicht als Gefängnis gedacht gewesen – es schien eine Art unterirdisches Lagerhaus gewesen zu sein, wo jetzt alle die interniert wurden, die gegen die Sperrstunde verstoßen hatten. In diesem nackten dunklen Loch hielten sich mindestens zweihundert Menschen auf. Die meisten davon waren genauso wütend wie die Mannschaft der Atlantica Queen.

Soweit Tregarth feststellen konnte, war ihnen lediglich gemeinsam, daß nur wenige Landratten aus dem PanMack-Reich waren. Sicher waren die meisten von ihnen Landbewohner, aber wenigstens waren es seefahrende Landbewohner, die sich aus den Mannschaften der vor Anker liegenden Fahrzeuge und dem einen oder anderen Touristen oder Geschäftsmann zusammensetzten.

Bei einigen handelte es sich auch um Menschen aus den Achtzehn Städten. Als Ron Tregarth wütend gegen die Tür ihres Gefängnisses hämmerte, um die Aufmerksamkeit einer Wache auf sich zu lenken, kam ein schlaksiger, schwarzer junger Mann zu ihm herangeschlendert. »Ich bin M'Bora Sam«, sagte er. »Aus PanNegra-Stadt. Sind Sie vom Atlantica-City-U-Boot?«

Als Tregarth nickte, grinste M'Bora schief. »Sie hätten in Atlantica-City bleiben sollen, mein Freund. In der nächsten Zeit wird es hier nicht gerade sehr gesund sein. Willkommen im Ozonsommer!«

Ich lebe im Geiste des Ewigen, und ich erinnere mich.

Ich erinnere mich an ein anderes Leben. Ich erinnere mich an eine Kindheit in den Hochgebieten des großen Weltbaumes, in denen ich von Ast zu Ast hüpfte, während meine Mütter ängstlich in den Ästen darunter warteten, um mich aufzufangen, falls ich stürzen sollte, und ich erinnere mich an die Götter, die kamen, um uns zu lehren. Wir hatten so vieles zu lernen! Nicht einmal die ältesten unter meinen Vätern wußten von solchen Dingen wie ›Planeten‹ und ›Sternen noch jenseits der höchsten Zweige in der hohen Krone des Baumes‹. Solche Dinge sahen wir nie. Wir konnten

nicht wissen, daß ein unvorstellbar weit entfernter ›Stern‹ – der im Vergleich mit anderen ›Sternen‹ jedoch sehr nahe war – bald explodieren und sich selbst zerstören würde, um unsere Welt mit schrecklichem unsichtbarem Licht und ungeheurer Hitze zu überschütten.

Zuerst glaubten wir es nicht. Dann begann der Weltbaum selbst zu sterben, als die schreckliche Strahlung seine höchsten Zweige auszureichen begann.

Wir starben mit ihm.

Auf jener sternenvewüsteten Welt so weit entfernt starb ich. Wir alle starben.

Seit meinem Tod sind mehr als achthunderttausend Jahre verstrichen... aber im Gedächtnis des Ewigen lebe ich immer noch fort.

In den ersten Stunden des ersten Jahres des neuen Zeitalters der Menschheit war Graciela Navarro vollkommen ausgehungert, weil es zwölf Stunden her war, daß sie Zeit für einen Imbiß gehabt hatte. Graciela Navarro war für den Notdienst mit ihrem kleinen Schul-U-Boot eingezogen worden und fuhr die kleine Fähre in Spiralbahnen zur Oberflächenplattform von Atlantica-City hinauf.

Etwas – Graciela wußte nicht genau was – hatte die Plattform geblendet. Sämtliche empfindliche Elektronik war beschädigt; sie hatte weder Funk noch Radar, und ein Atlantiksturm überschüttete die Plattform mit heftigen Regenfällen. Sandor Tisza, der Kommunikationschef von Atlantica-City, war bei ihr, außerdem hatte sie mehrere Kisten Ersatzteile an Bord.

Als Graciela Navarro das Fährboot in seinen schmalen Anleger zwischen die Auftriebsbeine steuerte, auf denen die Plattform schwamm, begann das kleine Fahrzeug in dem mittelatlantischen Seegang heftig zu schaukeln. Beinahe zum ersten Mal in ihrem Leben fragte sich Graciela, ob sie seekrank werden würde. Bei dieser Plattform handelte es sich nicht um die Kuppel. Hier gab es kein sicheres geborgenes Anlegen von Schleuse zu Schleuse; hier mußten sie sich durch eine Schleuse zwängen, sich an den Seilen einer zerbrechlich aussehenden Brücke festhalten und sich ihren Weg in das Innere der Plattform bahnen.

Graciela war froh, hineinzukommen, aber überall war es so laut! Während sie auf den Wellen ritt und sich unter den böigen Winden drehte, knarrte und ächzte die Plattform. Eine Kommunikationstechnikerin überprüfte mit angespanntem Gesicht fieberhaft die elektronischen Teile aus den Kisten. »Sollte alles in Ordnung sein«, murmelte sie. »Zwei Kilometer Wasser müßten als Isolierung eigentlich ausreichen...« Dann sah sie auf und erübrigte ein Lächeln für ihren Vorgesetzten. »Willkommen an Bord, Doktor Tisza. Kommen Sie, lassen Sie uns das Zeug dort hin schaffen, wo es von Nutzen sein kann!«

Sie hievte sich eine Kiste auf die Schultern und ging zu einem kleinen Aufzug. Über fünfzig Meter fuhren sie in die Höhe zum Kommandodeck der Plattform, und dort begrüßte sie Sven Borg, der Chefmeteorologe. »Sandor! Bin ich froh, Sie zu sehen! Wir haben keine funktionstüchtigen Kommunikationseinrichtungen mehr, keine Wetterstationsberichte, keine Satellitenbilder – und das Wetter ist schlecht! Die verdammten Meteore nicht zu vergessen!«

Graciela spähte in den schwarzen sturmdurchzogenen Himmel hinauf. »Welche Meteore?« fragte sie und hob dabei die Stimme, um nicht vom Wind übertönt zu werden.

»Sie sind da«, sagte Borg. »Hinter den Wolken. Beobachten Sie nur weiter, und dann werden Sie schon – da! Sehen Sie sich das an!« Und noch während er sprach, erstreckte sich im Süden eine weiße Feuerlinie, die zur Erde raste. Graciela zuckte vor dem erwarteten Getöse zurück. Es kam aber nicht. So hell wie er war, schlug der Meteor lautlos ein. »Wenigstens zweihundert Kilometer entfernt«, sagte Borg düster. »Falls einer von denen uns trifft...«

Er brachte den Gedanken nicht zu Ende, sondern schaute Graciela an. »Sie sind ja völlig erschöpft!« rief er. »Warum gehen Sie nicht nach unten? Holen Sie sich etwas zu essen – hier oben gibt es nichts für Sie zu tun.«

Graciela begriff, daß sie schon lange nicht mehr auf der Plattform gewesen war – nicht mehr, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war und ihr Vater sie und zwei Schulkameraden mitgenommen hatte, um ihnen zu zeigen, welche sonderbare Sache die Meeresoberfläche war. Damals hatte es sie geängstigt. Es ängstigte sie auch jetzt. Hier oben gab es Stürme! Es gab Meteore, vielleicht gab es sogar Feinde.

Sie fragte, wie es wohl sein würde, ganze Wochen an der Oberfläche zu verbringen. Sie war sicher, es war fast so schlimm, wie eine Landratte zu sein. Dennoch war die Plattform notwendig. Das Wasser war für Funkwellen nahezu undurchlässig. Die Plattform war auch der Ort, an dem Besucher über den Luftweg landen konnten, um dann die U-Boot-Fähren zur Kuppel von Atlan-

tica-City zwei Kilometer unter ihnen zu nehmen. Natürlich bestiegen Menschen aus den Achtzehn Städten niemals ein Flugzeug – warum sollten sie auch, wenn ihre Unterwasserflotten sie überall dorthin brachten, wohin sie zu reisen wünschten?

Im Speisesaal reichte ihr ein Junge mit besorgtem Gesicht etwas zu essen: einen großen Becher mit Kaffee, Meeressojapfannkuchen und Thunfischschnitten; sie schlang sie allesamt herunter und saß dann müde über ihrem dritten Becher Kaffee und dachte an gar nichts.

Sie war zu müde zum Denken. Als die vollen Ausmaße des Meteorschauers den Menschen von Atlantica-City klar zu werden begannen, war sie gerade von ihrer Expedition mit den Kraken zurückgekehrt. Die Verständigung mit PanNegra-City war mitten in einer Nachricht abgebrochen, und sie hatten sie noch nicht wieder erreichen können. Die Bürgermeisterin hatte sofort eine Notfallüberprüfung von Atlantica-City selbst angeordnet; alle Außenwerkzeuge wurden gesichert, alle U-Boote an Ankerplätze gebracht, die so weit entfernt lagen, daß irgendeine plötzliche Strömung oder andere Wasserbewegungen sie nicht miteinander oder mit der Nexokuppel kollidieren lassen konnten. Die Stimmung hatte sich nahe am Rande der Panik bewegt. Und dann war Graciela aus der Krakenschule abberufen worden, wo sie ihre Schützlinge zu beruhigen versuchte, um das Schul-U-Boot mit dringend benötigten Versorgungsgütern an die Oberfläche zu bringen...

Wie konnte so etwas nur geschehen, fragte sie sich.

Sie sah auf, als sie bemerkte, daß sich ihr jemand anschloß. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?« fragte Sven Borg. Er war ein großer Mann mit blondem Haar, dessen Gesicht von der Sonne gerötet war. Als er sich über sie neigte, lächelte er müde, beinahe entschuldigend. »Als Sie hereinkamen, war ich wohl etwas grob zu Ihnen – das tut mir leid! Aber es ging hauptsächlich darum, Sandor hier heraufzuschaffen, um uns zu helfen – und natürlich die Ersatzteile! Sie funktionieren einwandfrei – soweit wir sie verwenden können. Jedenfalls arbeitet ein Radar wieder.«

»Ich habe keinen roten Teppich erwartet.« Graciela lächelte.

»Wie sieht es unten bei Ihnen aus?«

»Der Stadt geht es gut«, meinte Graciela.

»Uns auch – jedenfalls solange wir nicht kentern«, sagte Borg.

»Kentern? Wie könnte die Plattform denn kentern? Sie ist doch recht groß!«

Borg lachte auf – dieses Mal klang es nicht angenehm. »Dieser Sturm ist nichts, aber es hat schon eine Tsunamiwelle gegeben, und falls wir eine richtig große abbekommen – Oh, das wußten Sie nicht«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Eine Welle aus dem Osten – im offenen Meer nicht besonders groß; Tsunamis sehen nach gar nichts aus, bis sie auf eine Küste treffen. Wir wissen nicht genau, was sie verursacht hat, aber Sandor glaubt, daß es ein großer Brocken vom Kometen war, der irgendwo weit weg eingeschlagen ist – wahrscheinlich schon vor Stunden. Es gab auch eine heftige Hochdruckanzeige – oh«, fügte er hastig hinzu, »mit Atlantica-City ist alles in Ordnung. Aber von PanNegra haben wir kein Wort gehört...« Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee.

Graciela erschauerte. »Glauben Sie, daß PanNegra... in Schwierigkeiten steckt?« fragte sie. »Wir haben schon vor Stunden den Kontakt verloren.«

»Das könnte auch einfach an ihren Kom-Systemen liegen. Jedenfalls zieht wenigstens die Wellenfront vorbei, also bekommen wir etwas besseres Wetter – das hoffe ich wenigstens.« Er grinste gezwungen. »Ich nehme an, daß wir uns noch den einen oder anderen Sturm dieser Art wünschen werden, wenn wir diesen Ozonsommer bekommen.« Schon wieder dieser Ausdruck! Als er Gracielas fragende Miene sah, schüttelte Borg nur den Kopf. »Fragen Sie mich nicht, was das bedeutet. Von Meteoren weiß ich gar nichts! Meteorologie klingt so, als ob ich Bescheid wissen sollte, aber bei Meteorologie geht es lediglich ums Wetter. Sandor weiß auch nichts genaues. Wir haben diesen Ausdruck Ozonsommer in einigen Sendungen der Landratten aufgeschnappt, bevor alles zum Teufel ging. Und Sandor glaubt...« Er hielt inne, als ob ihm nicht gefiel, was er als nächstes sagen

würde. »Sandor glaubt, daß es etwas mit der Ozonschicht zu tun haben könnte. Vielleicht haben die Meteorschauer irgendwelche Auswirkungen – ich weiß es nicht!«

Graciela war ratlos. »Und wenn die Ozonschicht beschädigt wurde?«

Borg sagte ernst: »Die Ozonschicht ist das einzige, was das ultraviolette Licht der Sonne von uns abhält, Graciela. Tödliche Strahlung, die pflanzliches Leben und jedes andere ungeschützte Lebewesen verletzen würde. Natürlich würde Atlantica-City nicht betroffen sein – wir sind zwei Kilometer tief! Aber die Oberflächenbewohner...« Er führte den Satz nicht zu Ende. »Aber das ist nur eine Annahme! Das wird nicht passieren – hoffe ich.«

Geistesabwesend strich er über seine rote Wange, und Graciela sog scharf die Luft ein. »Ihr Gesicht!«

Er lächelte schief. »Das war gestern«, sagte er. »Ein kleiner Sonnenbrand; da habe ich mir gar nichts dabei gedacht. Aber es war noch Tageslicht, als die ersten Meteore einschlugen – Trotzdem könnte es immer noch ein Zufall sein, wissen Sie...«

Er unterbrach sich, als die Lautsprecher im Saal losplärrten: »Achtung! Achtung! Notfallstationen! Alle Mann sofort auf ihre Plätze! Unidentifizierte Flugobjekte nähern sich!«

Natürlich hatte Graciela Navarro keine Notfallstation auf der Plattform zugewiesen bekommen, aber sie reagierte unwillkürlich genauso schnell wie Borg. Die beiden warteten nicht auf den langsamen Aufzug; sie rannten die dröhnenden Metalltreppen hinauf und kamen atemlos an der Aussichtsplattform an.

Auf dem Met-Deck stand Sandor Tisza; durch ein großes Fernglas spähte er in den dunklen Himmel. Es war nicht mehr völlig dunkel; der Regen hatte aufgehört, und die Wolken brachen auf. Im Westen allerdings war das Feuerwerk noch nicht zu Ende; helle Streifen schossen über einen schmalen Abschnitt des Horizonts.

Sofort reichte er das Glas an Borg weiter. »Flugzeuge, Sven«, sagte er knapp. »Ziemlich hoch – mindestens zwanzigtausend Meter. Der Radar sagt, daß es drei sind.«

Borg antwortete nicht; er suchte bereits den Himmel über ihnen ab. Graciela versuchte selbst etwas zu erkennen. Es war so verwirrend! All diese Lichter am Himmel – das waren Sterne, und Graciela wußte, was Sterne waren, obwohl sie sie vorher selten gesehen hatte. Die Sterne waren schön, aber sie brachten sie durcheinander, wenn sie so verzweifelt versuchte, etwas zu...

Ja, da waren sie. Einige winzige Flammenschweife. Nicht heller als die Sterne neben ihnen, aber sie konnte sehen, wie sie sich bewegten.

»Was machen sie?« fragte sie.

Der bärtige Ungar biß sich auf die Lippen. »Bisher nichts«, sagte er widerstrebend. »Aber sie sollten überhaupt nicht dort sein! Wir befinden uns nicht unter den normalen Luftlinien – auf jeden Fall müssen ihre Kommunikationseinrichtungen ebenso schlecht sein wie unsere, sie müssen einen wichtigen Grund haben, sich hier aufzuhalten...«

»Was auch immer der Grund sein mag«, sagte Borg grimmig und setzte das Glas ab, »für die Achtzehn Städte kann es nichts Gutes bedeuten. Haben sie schon Kontakt aufgenommen?«

»Nein, Sven«, sagte Tisza beunruhigt. »Natürlich ist ihr Funk wahrscheinlich durchgeschmort wie alle anderen auch. Unser Erkundungsflugzeug ist vor ein paar Minuten gestartet, um Sichtkontakt herzustellen. Aber diese Flugzeuge hätten die ganze Zeit auch Laser verwenden können, falls sie irgend etwas zu sagen gehabt hätten...«

»Falls sie gewollt hätten, daß wir sie hören«, entgegnete Borg. »Sie kreisen dort einfach nur.« Er reichte das Glas an Graciela weiter und sog tief die frische Seeluft in seine Lungen. »Jedenfalls glaube ich, daß die Meteore langsam verschwinden, oder, Sandor?«

Der Ungar schüttelte düster den Kopf. »Der Schauer kann noch eine Weile dauern, glaube ich«, sagte er. »Allerdings weiß ich nicht genug, um mir eine Meinung bilden zu können.«

Graciela gab es auf, irgend etwas durch das Glas feststellen zu wollen. »Ich weiß überhaupt nichts über Kometen«, sagte sie entschuldigend zu Tisza.

»Sie sind Weltraummüll, Graciela. Materie, die übriggeblieben ist, als sich die Planeten bildeten. Ab und zu kommt ein Komet der Sonne nah genug, daß Gas verdampft und einen Schweif bildet. Früher verbanden die Menschen allerhand Aberglauben mit Meteoren und Kometen. Sie glaubten, daß, wenn ein großer Komet auftauchte, sich auch eine große Katastrophe ereignen würde. Vielleicht hatten sie damit recht!«

»Kommen Sie, Sandor«, tadelte Borg. »Er meint das nicht so, Graciela.«

»Dieses Mal«, sagte der Ungar langsam, »fürchte ich, meine ich es genau so. Sehen Sie sich Ihr Gesicht an! Haben Sie schon jemals einen solchen Sonnenbrand gehabt? Und den haben Sie bekommen, als Sie sich nur ein paar Stunden in der Sonne aufgehalten haben, ganz am Anfang des Schauers!«

Graciela kniff die Augen zusammen, um das kleine Erkundungsflugzeug der Plattform auszumachen, das aufstieg, um die Fremden abzufangen. Sie starrte nach Westen, wo immer noch der schmale Streifen der Meteore aufblitzte. Eigenartigerweise schienen sie alle auf sie zuzukommen. Sandor erklärte, daß alle Meteorschauer von einem gemeinsamen Punkt auszustrahlen schienen, der sich weit hinter dem Horizont befand; aber sogar er erschrak, als ein riesiges Objekt hell genug aufflammte, um alle anderen zu überstrahlen, bis es plötzlich erstarb. »Der hat vermutlich die Oberfläche erwischt«, murmelte Tisza. »Allerdings glaube ich nicht, daß er groß genug war, um allzuviel Schaden anzurichten. Ich glaube, das einzige, um das wir uns jetzt Sorgen machen müssen, sind diese – was ist das?«

Über ihnen erblühte eine rasche kleine Flamme, die weder ein Meteor noch der Strahl eines Jets war. Es war eine Explosion.

»Das Flugzeug ist hochgegangen!« schrie Graciela.

»Aber das ist unmöglich«, sagte Tisza leise, als er zu dem kleinen hellen Pilz hinaufstarrte, der im Himmel über ihnen aufging. »Flugzeuge explodieren nicht ohne Grund.«

Sven Borg verschwand hastig in der Kommandobrücke und kam einen Moment später wieder hervor. »Unser Erkundungsflugzeug«, sagte er mit ernster Stimme. »Es ist mit einem von den anderen zusammengestoßen. Fallschirme kommen herunter. Graciela! Wir nehmen Ihr U-Boot – wir müssen die Überlebenden bergen!«

Die Überlebenden bergen. So leicht zu sagen und so furchtbar schwer zu bewerkstelligen! dachte sie.

Im Osten wurde der Himmel heller, ein Vorbote des Sonnenaufgangs – das war gut. Alles andere war schlecht.

Gracielas U-Boot war niemals für Oberflächenoperationen konzipiert worden. Als das kleine U-Boot in der Dünung der offenen See schlingerte, kehrte Gracielas Angst vor der Seekrankheit zurück – während sie mit den Kontrollen kämpfte, spuckte und würgte sie.

Für Sven Borg kam es noch schlimmer, denn er hatte die Aufgabe, das U-Boot zu führen. Instrumente waren keine Hilfe. Eine Kommunikation mit der Plattform gab es so gut wie nicht mehr. Die einzige Möglichkeit, die ihnen noch offenstand, bestand darin, es auf Sicht zu steuern, was bedeutete, daß Borg auf dem Oberdeck des U-Boots ausharren und die kleine Seitenluke verwenden mußte, die jedesmal, wenn er sie öffnete, einen grünen Wasserschwall hineinließ. Krampfhaft bemühte er sich, die Fallschirme über ihnen zu erkennen.

Die Fallschirme aber kamen so langsam herunter, daß Borg sie erst Momente, bevor sie auf der Wasseroberfläche aufschlugen, ausmachen konnte. Nur das eine funktionsfähige Radargerät auf der Plattform und die per Scheinwerfer durchgegebenen Rich-

tungsangaben trugen dazu bei, daß sie auch nur in die Nähe der Landstellen kamen.

Wenigstens konnte Borg etwas sehen! Graciela kauerte sich hundeelend über ihren Kontrollen zusammen, sie konnte nur seinen Anweisungen folgen, die er durch das Luftloch in der Luke herunterbrüllte, und beten, daß es die richtigen waren. Dann brüllte er: »Ich hab sie, Graciela! Kursänderung – neunzig Grad nach Steuerbord, und geben Sie Gas!« Und dann: »Nein! Langsamer – ich werde hier runtergespült!«

Zehn lange Minuten krochen sie nur so dahin. Dann schaltete Graciela auf Borgs Anweisung die Maschinen ab, und sie trieben nur noch im Wasser. An der Außenwand hörte sie plötzlich Geräusche, dann Borgs Stimme. »Ich habe zwei«, keuchte er. »Unsere Jungens!« Die Luke öffnete sich, und zwei Männer torkelten herein, dann wurde die Luke wieder zugeschlagen. Borg blieb an Deck. »Jetzt Kurs vierzig Grad Backbord!« rief er. Seine Stimme war heiser vor Anstrengung. »Etwa zwei Kilometer – da ist noch ein Fallschirm...«

Die Überlebenden waren in keinem guten Zustand. Wie sollten sie auch? fragte sich Graciela; sie waren bei zwanzigtausend Fuß ausgestiegen. Sie waren kältestarr und halb bewußtlos. Der größere der beiden war der Pilot, Larry d’Amaro. Er hatte eine große Schramme auf der linken Seite seines Gesichts, und er blutete aus der Nase. »Danke!« brachte er immerhin heraus. »Wir dachten, wir würden dort ertrinken, bis Sven reingesprungen ist und uns herausgezogen hat.«

»Aber was ist denn passiert?« wollte Graciela wissen. Sie stand in gekrümmter Haltung über ihren Kontrollen.

»Der Schweinehund hat uns gerammt«, sagte der Pilot verbittert. »Wir haben versucht, ihn über den Scheinwerfer anzublinden – er hat nicht geantwortet.«

»Die Kollision geschah nicht absichtlich«, widersprach der andere. »Er versuchte nur, uns zu vertreiben, und ist uns zu nahe herangekommen.«

Graciela folgte Borgs gebrüllten Kurskorrekturen und führte das schlingende U-Boot langsam an den letzten Überlebenden heran.

Als sie jedoch die Maschinen abschaltete, schrie Larry d’Amaro auf: »Was ist das?«

Graciela hörte es auch – es war eine Folge von dumpfen, entfernt klingenden Geräuschen. Gracielas erster Gedanke war, daß weitere Kometenteile in der Nähe im Meer eingeschlagen waren. Dann hörte sie Sven Borgs erschöpfte Stimme vom Deck: »Kann einer von euch nach oben kommen und mir helfen?« Ein schwaches Platschen war zu vernehmen; offenbar war er wieder ins Wasser gesprungen.

Larry d’Amaro kroch bereits durch die Luke und schlug sie hinter sich wieder zu. Nach einer unendlich langen Zeit des Wartens öffnete sich die Luke wieder. Eine Ladung grünes Meerwasser schoß herein, dann wurde ein Mann hereingeworfen.

Er war bewußtlos. Er war ein Fremder, dessen Haut so hell war, daß sie fast schon weiß wirkte. Etwas an ihm kam Graciela vage bekannt vor – aber das war unmöglich, dachte sie, weil er ein Feind war, denn er trug die grüngoldene Fluguniform der sogenannten »Friedensstaffel« der Landratten.

Danny Lu, der zweite Überlebende des Erkundungsflugzeuges, beugte sich über ihn. Er zog ihm den großen schweren Helm der Friedensstaffel herunter und legte ein von Müdigkeit gezeichnetes junges Gesicht frei, dessen Augen geschlossen waren. »Er lebt«, stellte Lu fest. »Allerdings hat er eine Menge Wasser geschluckt.« Er rollte den Fremden über eine Bank und begann ihm rhythmisch auf den Rücken zu pressen. Der Mann brauchte nicht lange, um einen Schwall blutigen Wassers von sich zu geben.

Dann öffnete sich die Luke ein weiteres Mal.

Schweigend ließ sich Larry d’Amaro herunter und wandte sich um, um Sven Borg zu helfen.

»Schließt die Luke«, befahl Graciela. »Ich fahre unter Wasser zur Plattform zurück, da bekomme ich mehr Tempo.«

»Wir brauchen uns nicht zu beeilen«, sagte Borg langsam. »Die PanMacks haben die Plattform versenkt.«

Einen Augenblick lang war Graciela überzeugt, daß sie träumte. Die Plattform versenkt! Warum sollte jemand so etwas tun? Aber warum sollte sich überhaupt etwas von all den unglaublichen und ungerechten Dingen ereignen, die sich ereignet hatten?

»Es ist wahr«, bestätigte Larry d’Amaro mit zitternder Stimme. »Ich habe sie gesehen – zwei Maschinen mit Deltaflügeln – , sie sind im Sturzflug auf die Plattform heruntergegangen und haben sie mit Geschossen eingedeckt. Es kann keine Überlebenden geben!«

Und hinter Graciela krächzte eine harte Stimme: »Natürlich haben wir Vergeltung geübt! Sie haben uns ohne Provokation angegriffen! Sie haben meine Maschine gerammt, also war es eine klare Kriegshandlung!«

Der Pilot der Maschine der Friedensstaffel stand auf unsicheren Beinen und hielt sich mit einer Hand am Schott fest, während die andere Hand auf seinem Gürtelhalfter lag.

»Das ist eine Lüge!« schrie d’Amaro. »Wir haben nur versucht, herauszufinden, was Sie wollten. Sie versuchten uns zu verjagen und sind dabei zu nahe gekommen.«

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Ist nicht wahr«, murmelte er und wischte sich benommen über das Gesicht. »Das war ein beabsichtigtes Selbstmordkommando Ihrerseits... eine einwandfreie Kriegshandlung... Aber das ist jetzt auch unwichtig! Ich bin Commander Dennis Mcken von der PanMack-Friedensstaffel, und ich habe dieses Fahrzeug nach den Kriegsregeln übernommen. Sie werden auf der Stelle auf den nächsten Hafen des Kontinents Nordamerika Kurs nehmen...«

Graciela rief: »Aber das ist unmöglich! Wir haben nicht soviel Treibstoff... wir haben keine Karten...«

»Trotzdem«, sagte Mcken kalt und zog seine Waffe aus dem Halfter, »werden Sie tun, was ich Ihnen befohlen habe. Gehen

Sie auf der Stelle auf Kurs! Genau nach Osten, zweihundertsiebzig Grad. Volle Geschwindigkeit. Ich erwarte...«

Aber Dennis McKen sagte niemals, was er von ihnen erwartete. Mitten im Satz kippte er mit einem erstaunten Gesichtsausdruck nach vorne.

Hinter ihm legte Danny Lu die Eisenstange beiseite, mit der er dem Mann auf den Hinterkopf geschlagen hatte, und nahm die Pistole an sich. »Es kam mir so vor, als ob wir uns auf diese Weise eine Menge Streitereien ersparen würden«, sagte Lu entschuldigend.

»Gut gemacht, Danny! Behalte ihn im Auge«, befahl Borg. Dann fuhr er mit ernster Stimme fort: »Hier oben gibt es nichts mehr, das uns noch festhält, Graciela. Wir fahren zur Kuppel zurück.«

Sie zögerte. »Aber wie war noch sein Name?«

»Er sagte, daß er McKen heißt!« schnaubte Danny Lu. »Aber er sagte Dennis McKen, und ist das nicht...?«

»Mein Gott, Sie haben recht«, flüsterte Danny Lu und starrte auf den bewußtlosen Mann. »Ich glaube, ich habe gerade den einzigen Sohn der Bürgermeisterin bewußtlos geschlagen.«

Kapitel 11

Newton Bluestone hatte niemals für Simon Quagger arbeiten wollen. Die Aufgabe, dessen Image aufzupolieren, war schlicht weg unmöglich! Als seine Agentin bei ihm anrief, um ihm diesen Job anzubieten, hatte er gelacht – bis sie ihm ein Gehalt nannte, das ihm den Atem verschlug.

Zuerst war die Sache auch gar nicht so schlecht gewesen. Die Aura der Macht hatte einen gewissen Reiz an sich, bis er allmählich erfuhr, was Quagger mit seiner Macht anstellte. Früher einmal hatte er die Gelegenheit willkommen geheißen, ein sonderbares Kapitel der Weltgeschichte zu beobachten und aufzuzeichnen. Und er hatte Judy Roscoe getroffen.

Falls Quaggerheim eine Falle war, dann hatten sie einander als Köder gedient. Als sie zu Anfang noch hätten gehen können, wollte keiner den anderen verlassen. Seither waren sie zu nützlich geworden, und jetzt war es zu spät. PanMack-Beamte bestritten stets die Existenz jedweder Art von Schwarzen Listen, aber Schlimmes widerfuhr jenen Unglücklichen, die einen McKen beleidigten.

Bluestone stand bei Sonnenuntergang des zweiten Tages des ersten Jahres vor den großen Toren von Quaggerheim und warf einen besorgten Blick auf den Himmel. »Da ist einer!« rief Judy Roscoe und deutete auf einen schwachen Lichtstreifen am Himmel. »Und da ist noch einer. Aber es sind nicht so viele wie letzte Nacht.«

»Nein«, stimmte ihr Bluestone zu. »Nicht wie in der letzten Nacht.« Nichts war jemals so gewesen wie jene schreckliche Nacht des Feuers, das vom Himmel herabregnete; er und Judy und die halbe Bevölkerung von Quaggerheim waren wachgeblieben und hatten das furchteinflößende Schauspiel beobachtet.

»Ich glaube, es ist vorbei«, sagte Judy Roscoe. »Und«, fügte sie ungläubig hinzu, »ich habe Hunger. Sonderbar – vorher habe ich an Essen noch nicht einmal gedacht! Laß uns wieder hineingehen.«

Im Aufzug, der sie zu ihren Unterkünften im alten Berg brachte, sprachen sie nicht viel. Sie waren nicht nur körperlich erschöpft. Judy Roscoe trug den Titel der Wissenschaftlichen Beraterin für Lord Quagger; als Astrophysikerin und Nuklearexpertin hatte sie die nötige Ausbildung, um sich für diese Position zu qualifizieren. Aber selbst eine Frau mit zwei Dokortiteln konnte nur wenig über die Sache sagen, von der die Welt heimgesucht worden war, wenn es keine Daten gab, aus denen sie etwas ableiten konnte.

Im Lift fiel Bluestone auf, daß Judy Roscoe ihn merkwürdig ansah. Als sie in der behaglichen Personallounge ankamen, die an die Unterkünfte grenzte, ging sie sofort auf einen Spiegel zu und überprüfte ihr Gesicht. »Du hast einen leichten Sonnenbrand«, verkündete sie, »und ich auch.«

Bluestone tastete sich über das Gesicht. Ja – es schmerzte ein wenig. »Seltsam«, sagte er. »So lange waren wir doch gar nicht draußen, oder?«

»Vielleicht lange genug«, sagte sie grimmig. »Newt? Hast du zugehört, als ich dir von der Ozonschicht erzählt habe?«

»Zugehört habe ich schon. Ich bin nicht sicher, wieviel ich davon verstanden habe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, über kurz oder lang werden wir alle eine Menge mehr davon verstehen, als uns lieb ist. Wir haben beide einen leichten Sonnenbrand, und dennoch bin ich sicher, daß wir nicht zu lange in der Sonne waren. Was bedeutet das?«

»Daß die Ozonschicht beschädigt ist?« vermutete Bluestone.

Sie nickte ernst. »Ich wünschte, ich hätte eine Verständigungsmöglichkeit mit dem Rest der Welt. Im Augenblick stelle ich nur Vermutungen an! Aber heute war ganz sicher weit mehr harte Ultraviolettstrahlung im Sonnenlicht als üblich. Ich befürchte, daß es etwas mit dem Kometen Sicara zu tun haben könnte.«

Bluestone starrte sie an. »Was hat ein Komet mit einem Sonnenbrand zu tun?«

»Ich wünschte, ich könnte das genauer sagen«, sagte sie. »Warte mal...« Sie ging zum Telefon. »Lord Quagger? Ich verstehe. Die Exekutivsitzenng dauert noch an.« Sie schnitt eine Grimasse. »Dann sagen Sie mir bitte Bescheid, sobald er frei ist, und schicken Sie in der Zwischenzeit ein Essen in die Lounge. Für zwei Personen.«

Sie hängte ein und wandte sich wieder Newt Bluestone zu. »Wenigstens funktioniert die Internverständigung«, seufzte sie. »Alles andere ist durchgeschmort. EMP.« Bluestone nickte; den elektromagnetischen Puls hatte sie ihm bereits erklärt. »Kein Funk, kein Satellitenkontakt. Wenn wir hier drin nicht abgeschirmt wären, würden wir auch keine Energie haben, ich möchte wetten, daß die halbe Welt ohne Strom ist.«

»Ich verstehe nicht, was das mit Sonnenbrand zu tun hat«, warf Bluestone ein.

»Ich fürchte, für alles ist der Komet die Ursache. Ein Komet ist eine gefrorene Gasmasse. Meistens reduzierende Gase – Wasserstoff, Methan, Kohlenmonoxid. Als die McKens den Kometen gesprengt haben, hinderten sie ihn daran, auf der Erde aufzuschlagen – und das war auch gut so! Aber die Trümmer prasselten herunter. Zuerst war da der elektromagnetische Puls, der jede freigelegte Elektronik durchgebrannt hat. Dann – chemische Reaktionen! All diese reduzierenden Gase treffen auf die Ozonschicht! Ozon – die am heftigsten oxidierende Form des Sauerstoffs! Ich glaube, Newt, daß das Ozon sich mit den Gasen vom Kometen verbunden hat, und daß wir keine Ozonschicht mehr haben.«

»Nun«, sagte Bluestone ruhig, »das ist zwar interessant, aber ich verstehe nicht...«

»Ohne Ozonschicht ist die harte Ultraviolettstrahlung der Sonne nicht bloß lästig. Sie ist tödlich.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht genau vorhersagen, wie schlimm es werden wird, aber es steht eine Menge zu befürchten. Denn solange die

Ozonschicht sich nicht wieder gebildet hat, wird die gesamte Erdoberfläche mit tödlicher Strahlung bombardiert werden.«

Bluestone schluckte. »Wie – wie lange...?«

»Ich weiß es nicht! Ich habe nicht genug Fakten! Ich weiß nicht, wieviel Ozon verbraucht wurde, und selbst wenn ich das wüßte, weiß ich nicht, wie lange es dauern wird, bis sich die Schutzschicht auf natürlichem Wege wieder herstellt – das ist noch niemals zuvor geschehen, und es ist nichts, was man in einem Laboratorium testen könnte. Wochen? Monate? Ich weiß es einfach nicht! Und dann diese andere Sache...«

Sie zögerte. »Welche andere Sache?« Bluestone bebte vor Anspannung.

»Ich bin mir nicht sicher. Aber wenn sich der ganze Kohlenstoff mit dem Ozon verbindet – wird es dann einen Anstieg an Kohlendioxid geben? Das müßte ich erst einmal durchrechnen. Aber wenn das Kohlendioxid ansteigt, könnte sich die Atmosphäre insgesamt erwärmen. Das kann vielleicht lange dauern, und was es für das Erdklima bedeutet, ist schwer vorherzusagen.«

»Ich glaube nicht, daß mir wärmere Winter in Colorado etwas ausmachen würden«, meinte Bluestone, der versuchte, sich die Zukunft vorzustellen.

»Wie wäre es dann mit wärmeren Wintern an den Polen? Bei denen vielleicht die Eiskappen abschmelzen? Wie wäre es mit weiteren Stürmen, Newt? Die Atmosphäre ist wie ein Wärmemotor, weißt du. Führe mehr Hitze zu, und du erhöhst die Chancen der Frontenbildung – Stürme; vielleicht sogar in kurzen Intervallen wiederkehrende Orkane...« Sie hielt inne. Zwei Kellner rollten einen für zwei Personen gedeckten Tisch herein. Sie zogen Decken vom Geschirr, stellten umständlich die Platten auf und verschwanden wieder. Das Essen bestand aus Roastbeef mit dampfenden Broccoli und Kartoffeln.

»Ich glaube, ich habe irgendwie keinen Appetit mehr«, erklärte Bluestone.

»Iß«, befahl Judy. »Falls du es nicht tust, wirst du es über kurz oder lang bedauern.«

»Und das heißt?«

»Das heißt«, sagte Doktor Judy Roscoe, die bereits kaute, »daß der Sonnenbrand nicht das Schlimmste daran ist. Dieselbe ultraviolette Strahlung wird die Vegetation abtöten. Nimm dir an Essen, was auch immer du jetzt bekommen kannst, denn vielleicht kommt bald eine Zeit, in der es keins mehr gibt.«

Eine Stunde später warf sich Newt Bluestone unruhig in seinem Bett herum, sehnte sich nach Schlaf und konnte ihn nicht finden, was nicht unbedingt an seinem Bett lag. Als Sekretär von Lord Quagger teilte sich Bluestone mit Judy Roscoe und einem halben Dutzend anderen höher gestellten Lakaien die luxuriöse Exekutivtage, die über einen Speisesaal und eine Sauna verfügte. In seinem Raum gab es keine Fenster, weil es nirgends in Quaggerheim Fenster gab, aber es war in jeder anderen Hinsicht eine Suite, um die ihn ein Millionär beneidet hätte.

Und sie gehörte ihm, solange er sich Quaggers Gunst erfreute. Aber keine Minute länger.

Bluestone schlug auf sein Kissen ein. Rechte Hand von Lord Quagger! Eine solche Laufbahn hatte er niemals für sich geplant...

Es gab eine Zeit, in der Newt Bluestone ein aufstrebender Schöpfer von VideoDocs war. Nicht der berühmteste der Welt und ganz sicher nicht der bestbezahlte, aber seine Zukunft hatte vielversprechend ausgesehen.

Dann kam der Anruf von seiner Agentin. »Doktor Simon McKen Quagger«, verkündete sie atemlos. »Ein McKen, Newt! Er will eine Dokumentation über seine Lebensgeschichte, und er will, daß Sie sie übernehmen. Sehen Sie zu, daß Sie nach Colorado kommen; Ihre Tickets warten schon am Jetport!«

Und dann sein erster Blick auf Quaggerheim.

Natürlich hatte er den Reichtum eines Multimillionärs erwartet. Simon McKen Quagger gehörte zu den ›Macks‹ des PanMack-

Konsortiums, denen die halbe Welt gehörte. Man konnte davon ausgehen, daß sein Wohnort eine beeindruckende Angelegenheit sein würde. Aber Bluestone hatte nicht gewußt, daß Simon Quagger das alte Hauptquartier des North American Air Defense Command übernommen und es zu einer Zitadelle des Luxus ausgebaut hatte.

Und dann traf Bluestone Quagger selbst. Nicht einfach Quagger. Noch nicht einmal Doktor Quagger. Dort in Quaggerheim wurde er als Lord Quagger angesprochen, und der Majordomus wies Bluestone streng darauf hin, es ja nicht zu vergessen.

Quagger selbst hatte den Titel abgetan. »Meinen getreuen Stab amüsiert es, mich so zu nennen«, sagte er und strahlte Bluestone aus seinen kleinen Schweineäuglein an. Aber er hatte Bluestone nicht gesagt, daß er den Titel außer acht lassen sollte. Allerdings hatte er Bluestone von seinem Plan erzählt. »Unsere Familie, die McKens«, sagte er fröhlich, »hat mehr für die menschliche Rasse getan als jede andere in der Geschichte. Mehr als die Rockefeller oder die Habsburger. Die McKens haben sie alle übertroffen. Selbst die unbedeutenderen Mitglieder meiner Familie wie mein schwachsinniger Großonkel, der sein Vermögen auf diese absurden Unterwasserstädte verschwendete. Wir haben den Planeten zum Blühen gebracht!«

Jedenfalls für die McKens selbst, dachte Bluestone. Ihre Politik der Ausbeutung hatte sie zu unglaublichem Reichtum kommen lassen. »Dennoch«, fuhr Quagger fort, als er ein schönes Dienstmädchen, das ihnen eine Weinkaraffe anbot, mit einer Handbewegung fortscheuchte, »ist unser Familienbild befleckt. Die Welt kennt unsere wahre Geschichte nicht, Mister Bluestone – ich darf Sie doch Newt nennen? Daher möchte ich, daß Sie die wunderbare Geschichte der McKens erzählen, auf daß die ganze Welt sie sieht.«

»Tatsächlich, Lord Quagger, habe ich mich auf unvoreingenommene Dokumentationen spezialisiert...«

»Aber sicher müssen Sie unvoreingenommen arbeiten!«, rief Quagger aus und verzog seinen rosigen Mund. »Ich will, daß Sie die wahre Geschichte berichten. Unsere Familie ist mit einer un-

gerechten Bezeichnung gebrandmarkt, die der schwachsinnige seefahrende Zweig der Familie uns angedichtet hat. Sie nennen uns »die schlechten McKens«. Stellen Sie sich das vor! Uns! Deren Handelsunternehmen beinahe die Hälfte der Erdoberfläche beherrschen und volle sechs Zehntel ihres Bruttosozialproduktes stellen! Dieses falsche Bild will ich abgeändert wissen – objektiv, unparteiisch und genau. Natürlich benötigt jedes künstlerische Unterfangen einen Ausgangspunkt, also werden wir in diesem Fall die McKen-Story anhand meines eigenen Lebens berichten – ich verspreche Ihnen, es ist nicht uninteressant. Und ich werde Ihnen persönlich behilflich sein, damit Ihre Aufzeichnungen so exakt wie möglich werden!«

Bluestone räusperte sich. Man brauchte ihn nicht daran zu erinnern, daß PanMack sechs Zehntel des Bruttosozialprodukts der Welt kontrollierte. Er wußte bereits, daß sämtliche Sender und Diskettenverlage, mit denen er zu tun hatte, McKen-Firmen waren. »Ich denke nur«, sagte er vorsichtig, »daß es möglich ist, daß wir feststellen, daß Ihr Standpunkt und der meine in gewissen Hinsichten voneinander abweichen könnten...«

»Unsinn«, dröhnte Quagger leutselig. »Unterzeichnen Sie einfach den Vertrag. Ich werde Sie schon die Wahrheit meiner Ansichten erkennen lassen. Und – da ist ja Angie, mein kleiner Liebling!« Und der große Mann erzitterte förmlich vor Vergnügen, als eine sonderbare Kreatur quiekend in den Raum hereingesprungen kam. Ein Affe, dachte Bluestone zuerst, doch dann hörte er die Kreatur sprechen. Sie sprang an Quaggers Seite, umschmeichelte ihn, dann entdeckte sie Bluestone. Sie zischte böse und schrie in richtigen englischen Worten: »Schmeiß ihn raus! Er ist keiner von uns! Er gehört nicht hierher, Quaggie!«

»Na, na«, schalt Quagger, strich über das lange rostfarbene Fell und lachte leise. »Das ist nur Newt, unser neuer Freund. Er wird eine lange Zeit bei uns bleiben, Angie, also sei kein böses Mädchen. Gib Newt einen Kuß!«

Bluestone trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als die Kreatur auf ihn zukam.

Sie küßte ihn nicht. Aber sie berührte ihn, sie beschnupperte ihn, sie sprang um ihn herum und starrte ihn an, und dann lief sie zu Quagger zurück, kauerte sich in seinem Schoß nieder und funkelte ihn an.

»Sehen Sie?« sagte Quagger. »Angie liebt mich, und Angie irrt sich nie – also muß ich ein guter Mensch sein, Newt. Unterzeichnen Sie den Vertrag! Sie werden nicht nur reich, sondern als der einzige wahrhaftige Geschichtsschreiber der großen MCKens berühmt werden!«

Und so hatte er den Vertrag unterzeichnet...

Bluestone stieg aus dem Bett, warf sich einen Morgenmantel über und schlurfte ziellos durch die Gemeinschaftsräume. Falls er nicht schlafen konnte, brauchte er auch nicht in seinem Bett zu bleiben.

Judy Roscoe war schon vor ihm in die Lounge gegangen.

Sie beugte sich über den Tischbildschirm und gab Befehle an die großen Rechenanlagen von Quaggerheim ein. »Was machst du da?« fragte er und kam zum Tisch, auf dem eine Kaffeekanne stand.

Sie lehnte sich zurück. »Computersimulationen«, sagte sie. »Ich hatte gehofft, daß meine ersten Einschätzungen über das, was auf uns zukommt, falsch sein könnten – aber die Simulationen laufen ziemlich genau auf das gleiche hinaus. Du siehst furchtbar aus, Newt.«

Er setzte sich und nippte an dem heißen Kaffee. »Ich hatte über Angie nachgedacht«, sagte er.

»Das würde jeden furchtbar aussehen lassen«, sagte Judy. »Diese Kreatur würde ich gerne auf einem Nekropsietisch haben!«

Bluestone sah sie neugierig an. »Das ist doch ein Ausdruck aus dem Veterinärwesen, oder? Heißt das, daß du sie für ein Tier hältst?«

Judy Roscoe lachte kurz auf. »Ich glaube, die Bezeichnung ›Tier‹ ist noch zu gut für sie. Aber«, fügte sie nachdenklich hinzu, »ich weiß nicht genau, was sie ist. Weißt du, Quagger hat es nie verraten.«

»Und du weißt es nicht?«

Judy zuckte die Achseln. »Es gibt zwei Theorien. Beide sind mir bekannt. Die eine lautet, daß sie eine Art Schneemenschen ist – Quagger soll sie von einem nepalesischen Mönch gekauft haben, der sie irgendwo in der Nähe von Katmandu eingefangen und ihr das Sprechen beigebracht hat.«

»Gibt es tatsächlich so etwas wie den Schneemenschen?«

»Mit Sicherheit gibt es so etwas wie Angie«, sagte Judy grimmig. »Aber daran glaube ich selbst nicht. Die andere Geschichte ist komplizierter. Sie besagt, daß sich Quagger in seiner Jugend in einen Caddy verliebt hat.«

»In einen was?«

»Einen Caddy«, führte Judy aus. »Wie beim Golf spiel. Das war vor langer Zeit, als er noch jung genug und nicht zu fett war, um Golf zu spielen. Er hatte also diesen jungen weiblichen Caddy. Das Dumme war nur, daß sie einen Freund hatte, dem nicht gefiel, daß sie mit dem reichen McKen herumschmuste, und deshalb versuchte er sie beide umzubringen. Der Kerl muß ein elender Schütze gewesen sein, denn er verfehlte Quagger. Das Mädchen verfehlte er nicht.«

»Aber – aber sie sieht nicht wie eine Frau aus, in die sich jemand verlieben könnte! Selbst nach ihren Verletzungen!«

»Oh, die Geschichte besagt nicht, daß sie verletzt wurde. Sie besagt, daß sie getötet wurde. Und Quagger war derart schmerz erfüllt, daß er Stücke von ihrem Körper zu einer Firma brachte, die sich mit Gentechnik befaßte, und sie bat, ihm eine Kopie zu klonen. Und das versuchte man auch. Aber es klappte nicht ganz, und so wurde uns Angie beschert.«

»Willst du damit sagen, daß Klonen unmöglich ist?« riet Blue-stone.

»Aber ganz und gar nicht! Ich glaube, die Geschichte geht von einer falschen Prämisse aus. Quagger könnte sich nie wirklich verlieben.«

»Das stimmt allerdings.« Er nickte und hielt inne, um Judy anzusehen, die in jeder Hinsicht bewundernswert war. »Die McKens lieben niemals irgend jemanden, ausgenommen natürlich sich selbst. Gloria McKen versuchte diese Regel zu durchbrechen, und sieh dir an, was aus ihr geworden ist!«

»Ach ja? Wer war Gloria?«

»Quaggers Mutter.« Seine Stimme wurde tonlos, als er ihre Geschichte berichtete. »Ich glaube, daß sie ganz anständig angefangen hat. Als sie kaum achtzehn war, löste sie eine Verlobung, die der alte Angus für sie arrangiert hatte, und verließ die Familie, um mit ihrem Liebsten zusammenzuleben. Das war Alvin Quagger. Ein kluger junger Dichter und Theaterschreiber, der gerade dabei war, sich einen Namen zu machen. Sie wurde von ihm schwanger, und das brachte den alten Angus in Rage.«

»Das Moralempfinden der McKens!« grinste Judy.

»Sie heiratete ihn«, sagte Bluestone. »In der Woche, bevor der Junge geboren wurde führte Alvin sein erstes Stück auf. Natürlich hatte sie das alles bezahlt, aber der alte Mann schob dem rasch einen Riegel vor. Er enterbte sie. Die Premiere hatte begeisterte Kritiken bekommen, aber das Theater gehörte Leuten, die mit PanMack verbunden waren. Er ließ die Truppe auf die Straße werfen.«

»Die Gene der McKens am Werk!« In Judys Stimme schwang Sarkasmus mit.

»Der alte Angus!« nickte Bluestone. »Ein echter McKen. Die Absetzung des Stücks war erst der Anfang. Er erhob falsche Anklagen. Zerstörte die Laufbahn des armen Jungen. Trieb ihn in den finanziellen Ruin und schließlich in den Selbstmord. Das alles brachte die wahre McKen in Gloria zum Vorschein.«

»Falls sie je anders gewesen ist.«

»Sie hätte eine Chance haben können«, beharrte Bluestone. »Wenn...« Er nippte an seinem Kaffee und schüttelte wieder den Kopf. »So wie die Dinge liefen, erwies sie sich ganz als ihres Vaters Tochter. Verklagte die Halbbrüder auf die Kontrolle über ganz PanMack, als der alte Mann starb. Hielt das gesamte Vermögen für Jahre eingefroren. Und Quagger – der Lord Quagger, den wir kennen – schlägt durchaus nicht aus der Art.«

Aus Gewohnheit warf Judy einen Blick über die Schulter, bevor sie murmelte: »Aber ich sehe nicht ganz, worauf du hinauswillst.«

»Falls sie jemals wirklich verliebt gewesen ist, hat das alles die Liebe in Gloria abgetötet. Sie widmete den Rest ihres Lebens dem Haß. Haßte Angus. Haßte die Brüder. Haßte PanMack. Ich könnte mir vorstellen, daß sie schließlich ihren Sohn um des McKens willen haßte, den sie in ihm gesehen hatte. Soweit ich weiß, gab es keine regelrechten Mißhandlungen. Es gab Kindermädchen und Lehrer und Privatschulen, aber er mußte den Haß gefühlt haben. Niemand liebte ihn. Er hat niemals zu lieben gelernt.«

»Außer sich selbst zu lieben.« Judy verzog das Gesicht. »Falls er nicht wirklich diese ekelhafte Kreatur liebt...«

Das Telefon unterbrach sie. Der Kammerherr befahl Bluestones sofortige Anwesenheit. »In den Audienzraum! Lassen Sie Lord Quagger nicht warten – was? Judy Roscoe? Ganz sicher nicht! Lord Quagger hat von Wissenschaftlern genug.«

»Kommen Sie rein, kommen Sie schon«, schrie Quagger. »Und schließen Sie diese Tür!«

Newt Bluestone blieb zögernd in der Tür stehen. Lord Simon McKen Quagger hielt sich doch nicht in seinem Audienzraum auf; er befand sich in der großen Marmorhalle, die seinen Swimmingpool, seine tropischen Bäume und seinen Garten mit Orchideen beherbergten. Er saß auf einem thronähnlichen Sessel am Ende des riesigen Beckens. Er hielt ein Weinglas in der Hand und schaute nicht in Newt Bluestones Richtung. Sein beunruhigter Blick war auf drei junge Frauen gerichtet, die alle dunkelhäutig

und makellos schön am Fuße des Beckens standen. Und irgendwie kamen sie Bluestone bekannt vor.

Dann brüllte Quagger: »Welche ist es, Newt? Welche sieht der niedlichen kleinen Schwimmhäutlerfrau am ähnlichsten?«

Endlich fiel es Bluestone ein. Natürlich! Die Frauen, die Quagger aus allen Ecken seines Reiches hatte herbeischaffen lassen, weil sie eine Ähnlichkeit mit Graciela Navarro auf wiesen!

Zögernd sagte Bluestone: »Lord Quagger, ich komme gerade von Doktor Roscoe, und sie berichtete mir etwas über die sogenannte ›Ozonschicht‹...«

»Nein«, schrie Quagger gereizt. »Jetzt ist nicht die Zeit für dieses wissenschaftliche Gerede. Welche von diesen hübschen jungen Damen soll ich erwählen, Newt? Die anderen habe ich schon fortgeschickt – aber bei diesen drei Schönheiten kann ich mich einfach nicht entscheiden.«

Newt Bluestone versuchte es weiter: »Aber die Lage ist recht ernst, Lord Quagger. Als Wissenschaftlerin ist Doktor Roscoe der Ansicht, daß...«

Hinter Quaggers Sessel gab das kleine Ungeheuer Angie ein warnendes Zischen von sich. Quagger machte ein böses Gesicht. »Sehen Sie nicht, daß Sie Angie aufregen?« beschwerte er sich. »Sie will nichts über Wissenschaftler hören. Ich auch nicht! Ich werde sie zur Rechenschaft dafür ziehen, daß sie uns nicht rechtzeitig vor diesem bedauerlichen Zwischenfall gewarnt haben! Ihr Verhalten ist nahezu als verräterisch zu bezeichnen, Newt, und ich werde äußerst streng mit Doktor Roscoe sein, wenn ich eine Gelegenheit habe, das mit ihr zu besprechen.«

»Aber sie sagt...«

»Ich weiß, was sie sagt!« brüllte Quagger. »Die gleiche alte Geschichte. Beschwerst dich, weil ich ihr völlig zu Recht nicht gestattet habe, dringend benötigte Staatsbudgets auf Forschungen zu verschwenden. Sagen Sie mir bloß nicht, daß Sie ihre verschwörungssüchtigen Vorstellungen teilen!«

»Sehr wohl, Lord Quagger«, antwortete Bluestone unterwürfig.

Angie zischte argwöhnisch, aber Quagger war beruhigt. »Wir werden nicht mehr davon sprechen«, sagte er großmütig. »Nun zur anstehenden Frage. Welche, Newt? Die dort rechts in der Uniform der Friedensflotte? Sie war ein Geschützoffizier, bis sie eingeladen wurde, sich uns anzuschließen. Die in der Mitte? Lebte in San Antonio, glaube ich; hat irgendeinen Abschluß in Sprachwissenschaften. Und die andere ist Künstlerin, wie man mir sagt – nicht wahr, meine Liebe?« Er wartete nicht auf eine Antwort und wandte sich erwartungsvoll zu Bluestone. »Nun? Welche soll ich auswählen?«

Bluestone spürte, wie sein Magen sich zusammenzog. Daß man seine Zeit auf so etwas verschwenden konnte, wenn um einen die Welt auseinanderbrach! In der Sicherheit Quaggerheims zu leben war gewiß ein erstrebenswerter Vorteil – aber war es das wert, wenn der Preis darin bestand, den Neigungen dieses tyrannischen, schmollenden Wahnsinnigen nachzugeben?

Diplomatisch sagte er: »Alle drei sehen ihr sehr ähnlich, Lord Quagger. Ganz sicher sind alle drei sehr schön.«

Quagger starrte ihn einen Augenblick lang ausdruckslos an. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem Lächeln.

»Mein lieber Junge!« rief er aus. »Wunderbar, wie Sie den Finger auf den wunden Punkt eines Problems zu legen verstehen! Natürlich haben Sie recht. Ich werde alle drei behalten! Ja, Newt, bringen Sie sie zu meinem Majordomus und sorgen Sie dafür, daß man ihnen Räumlichkeiten in Quaggerheim zuweist. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, Newt, aber jetzt...« Die rosigen Lippen teilten sich in einem Gähnen, das er zartfühlend mit einer großen fetten Hand verbarg, »... jetzt fürchte ich, daß ich mir wirklich etwas Schlaf gönnen muß. Gute Nacht, Newt. Und schicken Sie mir doch bitte meine Masseusen herein, wenn Sie gehen...«

Aber selbst als die Masseusen gekommen und wieder gegangen waren, wurde Lord Quagger von Quaggerheim kein Schlaf gestattet. »Der General, Lord Quagger«, meldete sein Majordomus

mit ernstem Blick. »Er wird Sie persönlich in fünfundzwanzig Minuten anrufen.«

Quagger setzte sich in seinem Bett auf. »Mich anrufen?« fragte er. »Aber ich dachte, daß alle Nachrichtenverbindungen nicht funktionieren.«

»Jawohl, Lord Quagger. Sie haben es geschafft, einige Verbindungen wiederherzustellen. Durch Umschaltungen hat General McKen eine Möglichkeit gefunden, uns hier zu erreichen.«

»Ja«, stöhnte Quagger. »Dringende Staatsangelegenheiten. Ich kann meine eigene Bequemlichkeit da nicht voranstellen. Legen Sie den Anruf in mein Audienzzimmer; ich werde ihn dort erwarten.«

Wenn es eine Sache gab, die Doktor Lord Simon McKen Quagger wahrlich verabscheute, dann war es, spät in der Nacht Kaffee trinken zu müssen. Er brachte seine Verdauung durcheinander. Dennoch war der Kaffee auch eine weise vorbeugende Maßnahme, wenn er einen Anruf seines Veters General Marcus McKen erwartete. Diese Anrufe waren stets lästig, und manchmal konnten sie schlichtweg demütigend sein, besonders, wenn sich Quagger nicht auf dem Höhepunkt seiner intellektuellen Kräfte befand.

Fünfundzwanzig Minuten waren verstrichen, und von dem General war noch kein Anruf eingetroffen. Wie konnte der Mann es wagen, einen echten McKen so hochnäsiger zu behandeln! Quagger schäumte. Marcus geschähe es ganz recht, wenn er einfach zu Bett ginge und sämtliche Anrufe bis zu einer anständigen Zeit am nächsten Tag verweigern würde...

Aber das wagte er nicht.

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen. Die Bildschirmreihen waren alle grau und leblos: Die Kameras, die ihn über alles in seinem Reich auf dem laufenden hielten, waren durch dieses sonderbare Ereignis beschädigt, eine Sache, für die er die Wissenschaftler zur Rechenschaft ziehen würde! Man hatte ihm Umstände gemacht. Jemand würde dafür zahlen müssen.

Träge erhob Quagger sich und trat auf den tiefen Teppich. Der Teppich in Simon Quaggers s Audienzraum war handgewebt. Einhundert geschickte Teppichweber hatten zwei Jahre ihres Lebens hingegeben, um Quaggers Reich in winzigen Woll- und Seidenbüscheln darzustellen, die in allen Regenbogenfarben prangten und sorgfältig arrangiert worden waren, um Flüsse, Städte, Berge, Seen darzustellen. Es handelte sich fraglos um ein Kunstwerk.

Quagger haßte es.

Mürrisch starrte er darauf hinunter und fragte sich, ob es an der Zeit war, zu verlangen, daß der Teppich auf der Stelle herausgerissen wurde, damit er ihm aus den Augen kam, so daß ihm die beständige Demütigung erspart blieb, zu sehen, wie winzig und ärmlich die Ländereien doch waren, die er kontrollierte.

Quaggers Reich umfaßte fünf frühere amerikanische Bundesstaaten und kleinere Teile von zwei weiteren. Ihm gehörten Colorado, Utah und New Mexico. Ebenso ein großes Gebiet des früheren Texas mit Ausnahme des wertvollsten Streifens am Golf von Mexico. Ebenso ein Großteil von Arizona mit Ausnahme jenes Teils nahe der kalifornischen Grenze; ebenso ein Teil von Oklahoma und ein schmaler Streifen von Kansas... und das alles zusammen war nach Quaggers Ansicht nahezu wertlos. Weniger als einhundert Millionen Untertanen! Ausgebeutete Minen, Farmen, die so lange bewirtschaftet worden waren, bis der Boden fast keine Nährstoffe mehr besaß, verrostete alte Fabriken, die nie wieder laufen würden.

Quagger stapfte zum Rand des Teppichs, an dem die goldenen Farben von Quaggers Reich von dem unbefleckten Blau abgelöst wurden, das General Marcus McKens weit wohlhabendere Ländereien darstellte. Angie kam plötzlich hereingesprungen. Mit blindem Blick starrte er sie an. »Rechtmäßig sollte dies mir gehören!« murmelte er.

Angie zupfte ihn zärtlich an den Wangen und schmeichelte ihm: »Nein, nein, lieber Quaggie, rege dich nicht auf!«

»Ich rege mich nicht auf!« brüllte er. »Aber ich habe ein wenig nachgedacht, meine liebste Angie. Weißt du, die verräterischen Wissenschaftler haben etwas Schreckliches mit der Erde geschehen lassen. Ich habe die Berichte gelesen! Ich bin noch nicht bereit, sie mit jemandem außer dir zu besprechen, aber ich weiß, was geschehen ist! Ungeschützte Personen sind unter schrecklichen Qualen an der Sonneneinstrahlung gestorben. Ein paar Trümmer von diesem widerlichen Kometen waren groß genug, um die Atmosphäre zu durchstoßen und echten Schaden anzurichten – oh, die meisten davon landeten irgendwo im Wasser, und wen kümmert es schon, was mit dem Meer geschieht? Aber die Seismographen zeigen an, daß mindestens eins in ziemlicher Nähe einer Stadt von Marcus eingeschlagen ist – ich glaube, Pittsburgh – , und der Himmel weiß, welchen Schaden es dort angerichtet hat.«

»Laß sie sofort erschießen!« schrillte Angie erzürnt.

»Erschießen? Wen? Ach, du meinst die Wissenschaftler«, sagte Quagger. »Vielleicht werde ich das auch, meine Liebe. Aber ich habe etwas noch Wichtigeres vor. Weißt du...« Er hielt inne, als ein sanfter Glockenschlag ertönte. Quagger schluckte nervös. »Das ist wahrscheinlich Vetter Marcus«, sagte er. »Verstecke dich, Angie! Er darf dich nicht sehen! Er hat solche Vorurteile gegen dich, meine Liebe, und zu dieser nachtschlafenen Zeit will ich mich nicht mit ihm streiten!«

Sobald die kleine Kreatur außer Sichtweite gehuscht war, setzte Quagger eine gelassene Miene auf, aktivierte seinen Bildschirm und sagte herzlich: »Mein lieber Marcus! Ich bin ja so erfreut festzustellen, daß du diese Heimsuchung bei guter Gesundheit überstanden hast!«

Die Unterhaltung verlief noch schlimmer, als Quagger befürchtet hatte. Zunächst höhnte General Marcus McKen: »Wo ist diese schmutzige kleine Bestie, die du mit in dein Bett nimmst? Versteckst sie wohl, damit ich sie nicht sehe und dich daran erinnere, wie dumm du eigentlich bist?«

»Sie – äh – ruht sich gerade aus, Vetter Marcus«, sagte Quagger, wobei er hoffte, daß Mcken den langen rotbraunen Schwanz nicht entdecken würde, der unter seinem Thron hervorschaute. »Ist mit deinen Leuten alles in Ordnung?«

»In Ordnung?« schnaubte der General. »Sei kein Narr, Simon. Im Augenblick ist nichts in Ordnung. Tatsächlich haben wir einige schreckliche Verluste erlitten. Vetter Dennis' Flugzeug ist getroffen worden. Ein wahrer Mcken, Simon! Er verschwand über Atlantica-City!«

»Aber«, sagte Quagger hilflos, »das verstehe ich nicht. Du sagtest mir, daß es keine Kämpfe geben würde. Ich dachte, daß laut Plan die Plattform einfach nur in Besitz genommen werden und dann die Stadt zur Aufgabe gezwungen werden sollte...«

»Diese Barbaren«, fauchte Marcus, »sie haben sein Flugzeug gerammt! Natürlich hat der Rest der Schwadron die Plattform vernichtet.«

»Und wie willst du dann die Wassermenschen zur Aufgabe zwingen können?«

Marcus blickte seinen Vetter mit einem gereizten und angewiderten Ausdruck an. »Versuche bloß nicht, über solche Dinge nachzudenken! Dazu bist du nicht in der Lage.«

»Sehr wohl, Vetter Marcus«, sagte Quagger demütig. »Aber ich möchte dich wissen lassen, daß ich tiefes Beileid für den Verlust unseres geliebten Verwandten empfinde.«

»Oh, sei kein Heuchler! Jetzt hör zu, Simon! Ich will, daß du Maßnahmen ergreifst. Mit sofortiger Wirkung wünsche ich, daß du jeden Bissen Nahrung konfiszierst, den du in die Finger bekommen kannst. Ebenso Treibstoff, ebenso sämtliche elektronische Ausrüstung, die du finden kannst. Hol es dir! Lagere es ein. Stelle um die Lagerhäuser bewaffnete Posten auf, und sage ihnen, daß sie nötigenfalls von der Schußwaffe Gebrauch machen sollen. Hast du das verstanden?«

»Ja, Vetter Marcus. Ich werde mit der Vorbereitung der Operation gleich morgen früh beginnen...«

»Das wirst du nicht. Du wirst es auch nicht vorbereiten; du wirst einfach nur Truppenabteilungen losschicken und es tun – und auch nicht erst morgen! Sofort. Heute nacht. Bevor irgend jemand die Zeit findet, um zu begreifen, daß das Zeug unbezahlbar ist. Ich will sicherstellen, daß für den Fall, daß ich wiederkommen muß – daß heißt, für den Fall, daß ich weitere Versorgungsgüter benötige, du sie für mich bereit hältst. Für die Familie! Nein«, ergänzte der General, als Quagger den Mund öffnete, »keine weiteren Diskussionen. Verschwende keine Zeit. Tu es!«

Der Bildschirm erlosch.

Lord Simon Mcken Quagger erhob sich und spazierte grinsend im Raum umher.

Angie streckte ihren Kopf unter dem Thron hervor und sah ihn ängstlich an. »Was ist denn, lieber Quaggie? Reg dich doch nicht so auf! So schlimm ist es doch nicht!«

»Schlimm?« rief Quagger. »Da ist nichts schlimm! Alles ist gut, denn ich weiß jetzt, was Marcus tun wird! Mein lieber Vetter wird sicher nicht in einer Welt leben wollen, die so verwüstet wie diese ist. Ich glaube, er hat vor, sie zu verlassen!«

»Sie verlassen?« japste das pelzige kleine Ding. »Ich verstehe nicht, lieber Quaggie.«

»Er würde sie um eines Platzes in den Achtzehn Städten willen verlassen, falls er das könnte – deswegen hatte er auch seinen dummen Neffen dort draußen, damit der abgeschossen wurde. Nein«, sagte Quagger verständig, »ich weiß, was Vetter Marcus tun wird. Er wird zu einer von diesen schrecklichen Blechdosen reisen, die ihm im Weltraum gehören – sehr wahrscheinlich Habitat Walhalla. Ja, das ist es! Mein Vetter wird sich in den Orbit begeben, liebe Angie!«

»Laß ihn doch!« schnatterte Angie boshaft. »Ich hasse ihn!«

»Und mit gutem Grund, meine Liebe!« Dann sprach Quagger triumphierend weiter: »Aber erkennst du nicht, was das für uns bedeutet? Falls Vetter Marcus närrisch genug ist, im Weltraum

herumzustolzieren, gibt es keinen Grund, warum ich nicht die Länder übernehmen sollte, die er zurückläßt!«

Angie sah ihren Meister voller Verehrung an. »Oh, wunderbar, schlauer Quagger!« flüsterte sie, als Quagger sich über den Kommunikator beugte und nach seinen Generälen schrie.

Newton Bluestone hatte sich wirklich um Verständnis bemüht. Schließlich war er eingestellt worden, um ein gefälligeres Bild von Lord Simon McKen Quagger zu erschaffen. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen zu dem sich ständig weitere hoffnungslose Aufgaben gesellten, die er samt und sonders aus ganzem Herzen haßte. Doch selbst jetzt konnte er nicht umhin sich zu fragen, was aus Quagger das vollkommene Ungeheuer gemacht hatte, das er war.

»Ich verabscheue ihn!« sagte er leise zu Judy Roscoe, da er wußte, daß sie von keiner Wanze belauscht wurden. »Das tun wir alle, aber ich möchte immer noch wissen, was ihn zu solch einem Unmenschen gemacht hat. Jetzt muß es wohl an diesem Ozoninferno liegen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß wir alle darin gefangen sind. Quagger ebenso wie der der ganze Rest von uns. Selbst der alte Marcus draußen beim Mond. Sie sind in Panik wie verängstigte Tiere. Kein Wunder, daß sie sich so wahnsinnig gebärden.«

»Tiere sind sie allerdings!« Judy verzog vor Abscheu den Mund.

Manche Menschen waren böse. Gerichtsaufzeichnungen und Geschichtsbücher belegten dies in nachdrücklicher Weise. Aber warum Simon Quagger? Warum alle McKens des Festlandes? Ein weiteres Rätsel, das er schließlich zwischen all den anderen quälenden Rätseln in einer wahnsinnig gewordenen Welt verlor. Er fand niemals eine Antwort.

Als Newt verschlafen und besorgt den Audienzraum erreichte, waren Lord Quaggers vier oberste Militärbefehlshaber und ein volles Dutzend ihrer Adjutanten bereits anwesend. Quagger warf ihm einen finsternen Blick zu, als er durch die Tür kam. »Sie sind zu spät, Newt«, brüllte er. »Wie wollen Sie mein Leben anstän-

dig für die Nachwelt aufzeichnen, wenn Sie die wichtigsten Abschnitte verschlafen?« Er machte eine drohende Pause und wandte sich dann wieder der großen Teppichkarte zu. Er postierte sich auf der Stadt San Antonio. »Hier will ich zwei Divisionen haben«, erklärte er, »die bereit sind, gegen Houston und die Küste von Louisiana loszuschlagen. Drei weitere in Wichita, die durch Missouri und Illinois zu den Großen Seen marschieren. Luftstreitkräfte werden in Alarmbereitschaft bleiben, sich jedoch nicht vor den Bodenkraften in Bewegung setzen. Wir werden den gesamten Westteil von Vetter Marcus' Reich annektieren, und dann – was ist mit Ihnen los, Danforth?« fauchte er mit Blick auf seinen ältesten General.

Tapfer sagte der Offizier: »Sir, ihre Truppen sind zweimal so stark wie die unseren, und sie befinden sich in Verteidigungsstellungen. Sie dort anzugreifen wäre Selbstmord. Sie werden auf uns vorbereitet sein, und...«

»Sie werden nicht auf uns vorbereitet sein«, berichtigte ihn Quagger kalt. »Sie werden nichts dergleichen vermuten.«

»Aber Sir, sobald wir an ihren Grenzen Aufstellung beziehen...«

Quagger lächelte ihn triumphierend an. »Aber so werden sie das nicht sehen, General Danforth. Sie werden davon ausgehen, daß unsere Truppen lediglich einmarschieren, um in aufrührerischen Gemeinden, die sich wegen der Verwüstung durch die Kometenschauer in Panik befinden, das Kriegsrecht auszurufen.«

»Aufruhr?« Danforth machte ein verblüfftes Gesicht. »In dieser Gegend gibt es keinen Aufruhr, Lord Quagger.«

»Natürlich wird es Aufruhr geben«, sagte Quagger mit sanfter Stimme. »Darin besteht Ihre Aufgabe. Zuerst werden Sie Agenten in diese Städte entsenden, um den Aufruhr anzufachen. Ich will Menschen auf den Straßen, die Schaufenster einschlagen und plündern; ich will bewaffnete Banden, die die Städte durchstreifen; ich will mindestens einhundert Tote in der Zivilbevölkerung – Vergewaltigungen, Raubüberfälle, Feuersbrünste – ich will einen derartigen Zusammenbruch der Ordnung, daß, wenn Vetter Marcus davon erfährt, er mich nur fragen wird, warum ich die

Truppen nicht schon früher dorthin geschickt habe. Wenn seine Wachsamkeit dann nachläßt, werden wir zuschlagen!«

Danforths Augen verengten sich. »Es stimmt, Lord Quagger«, sagte er nachdenklich, »ihre Streitmacht ist überall verstreut. Sie würden Zeit brauchen, um sie zusammenzuziehen.«

»Und Zeit ist das, was wir ihnen nicht geben werden!« krächte Quagger. »Sie werden einen Zeitplan aufstellen. So und so viele Stunden, um die ersten Zielgebiete zu erreichen, so und so viele Stunden, um sie zu befestigen und um weiterzumarschieren. Ich will jeden Schritt genau verzeichnet haben, Danforth, und ich will jede Planstufe vorher überprüfen. Beeilen Sie sich damit. Und seien Sie gründlich, denn wenn die Operation beginnt, werde ich Sie dafür verantwortlich machen! Jede Einheit, die ihre Aufgabe nicht erfüllt, wird dezimiert werden – jeder zehnte Mann wird erschossen werden; und der erste, der stirbt, wird der Kommandant sein! Haben Sie mich verstanden?«

Das Gesicht des Generals war wie versteinert. »Jawohl, Sir«, sagte er.

»Dann an die Arbeit! Ich will einen Feldzugsplan morgen früh auf meinem Schreibtisch sehen, die ersten Aufstände achtundvierzig Stunden später, vierundzwanzig Stunden danach die Truppen an Ort und Stelle. Dann warten wir auf meine Befehle; aber Sie müssen bereit sein, wenn sie kommen... und Danforth«, fügte Quagger grinsend hinzu, »dieser Schlachtplan ist Ihre erste Aufgabe. Erfüllen Sie sie! Oder zahlen Sie den Preis.«

Als Quagger die Generäle entlassen hatte, wandte er sich Newt Bluestone zu. »Sie sind solche Kinder«, seufzte er. »Haben Sie das alles, Newt? Welch ein Höhepunkt wird das sein: Ich, Simon McKen Quagger, bewahrte die Interessen der Familie, als selbst andere McKens zu schwanken begannen! Und stellen Sie sicher, daß Sie es wohlgeraten berichten, denn...« Schelmisch drohte er Newt Bluestone mit dem Finger. »Das ist schließlich Ihre erste Aufgabe, nicht wahr?«

Als Newt endlich wieder in seinem Bett lag, wälzte er sich unruhig herum und starrte an die Decke. Tausende würden sterben müssen. Städte würden beschossen und bombardiert werden, Häuser würden verwüstet werden, Flüchtlinge würden scharenweise auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft und Arbeit durch das Land irren.

Es war so einfach, einen Blick auf Simon McKen Quagger zu werfen und einen närrischen, clownhaften, fetten Mann zu sehen... und zu vergessen, daß sich in dem Fettkloß eine schlangengleiche tödliche Kreatur verbarg, die sich von Macht ernährte und sämtliche Mittel und Wege kannte, sie zu erlangen und zu bewahren.

Kapitel 12

Als die PanMack-Wachen in den Gefängnisraum stürmten, schlief Ron Tregarth. »Aufstehen!« brüllten sie, stießen die schlafenden Gefangenen mit Schockstäben und traten mit den Stahlkappen ihrer Stiefel zu. »Aufstehen, Beeilung! Ihr habt lange genug gefaulenzt!«

Tregarth plagte sich auf und blinzelte in das grelle Licht aus der Halle. »Was ist los, Kapitän?« flüsterte Jill Danner benommen hinter ihm.

»Stehen Sie besser auf«, sagte Tregarth und sah auf seinen Ersten Offizier hinunter. Jill Danner blinzelte ebenfalls in das schmerzhaft helle Licht. In der großen Gemeinschaftszelle hatte es seit Tagen kein Licht mehr gegeben – vielleicht auch seit Wochen; er hatte sein Zeitgefühl schon lange verloren. Denn die ersten paar Tage hatte er noch Mahlzeiten zählen können, weil es die ersten paar Tage tatsächlich Mahlzeiten gegeben hatte. Dann bekamen sie nur noch eine dünne undefinierbare Suppe, und die Lichter gingen aus, weil die Wachen sagten, daß es keinen Sinn hätte, wertvolle Energie für Verbrecher zu verschwenden.

Ein Wächter mit dem Helm der Friedensflotte schwang seinen Stock in Jill Danners Richtung und verfehlte sie nur knapp, als Tregarth sie aus dem Weg zog. »Raus!« brüllte der PanMack. »Zeit, daß ihr Schufte euch an die Arbeit macht!«

»Welche Arbeit?« wollte Tregarth wissen, aber die einzige Antwort darauf war ein böser Blick und ein wütendes »Du stinkst!«. Tregarth widersprach ihm nicht. In dem Raum waren einundvierzig Gefangene untergebracht gewesen, und Tregarth konnte sich nicht daran erinnern, wann zuletzt jemand genug Wasser gehabt hatte, um sich zu waschen.

Tregarth half seinem Ersten Offizier mit einer Hand auf und gesellte sich zu den anderen Gefangenen, als sie langsam aus der Zelle traten. Er sah sich um und versuchte sich zu erinnern, wie der Ort ausgesehen hatte, als er angekommen war. Es war kein wirkliches Gefängnis, sondern ein unterirdisches Lagerhaus, das

von den Landratten-McKens in einer jener verrückten Perioden errichtet worden war, als sie kurz davor standen, Atomraketen aufeinander zu feuern, um irgendeine Grenzfrage zu regeln. Tregarth erinnerte sich ganz deutlich daran, daß die Vorratsräume mit Nahrungsmitteln gefüllt gewesen waren, als man sie hier heruntergebracht hatte. Die Nahrung war verschwunden. Auf ihrem Weg zur Oberfläche trotteten sie an Lazaretten vorbei. Er hörte Stöhnen, und rasche Blicke im Vorbeigehen zeigten ihm lange Reihen von Feldbetten, auf denen Menschen lagen. Konnte es sich dabei um Verwundete handeln? Verwundet wodurch? Hatte es nach seiner Inhaftierung einen Krieg gegeben? Welche Parteien hatten den Krieg geführt? Waren die Unterwasserstädte darin verwickelt worden – und Graciela...?

Als sie die Oberfläche erreichten, vergaß er seine Sorgen. Er und der Rest der Gefangenen standen schreckerstarrt da, als sie in das grelle Sonnenlicht der Außenwelt blinzelten. »Was ist geschehen?« flüsterte Jilly Danner, und hinter ihnen krächzte M’Bora Sam, der schwarze U-Boot-Fahrer aus PanNegra-Stadt, verbittert: »Dann ist es wirklich wahr. Im Ozonsommer ist alles verbrannt!«

Das Gelände um das Gefängnis hatte früher einmal wie ein Park ausgesehen. Jetzt waren die Bäume abgestorben. Das Gras und die Blumen waren verdorrt.

»Halt!« befahlen die Wachen.

Die Gefangenen hielten abrupt inne, und unter der Kolonade marschierte ein schlanker mürrischer junger Mann mit dem Rangabzeichen eines Offiziers auf sie zu. Rasch nahmen die Wachen Haltung an. Der Offizier streifte sie mit einem bösen Blick und stieg dann auf einen Tisch, um auf die Gefangenen herunterzusehen.

Offenbar gefiel ihm nicht, was er sah. Mit angewiderter Stimme sagte er: »Ich bin Leutnant Marutiak. Hiermit befindet ihr euch alle offiziell im Dienst der Friedensstreitmacht unter dem Befehl von General Marcus McKen. Ihr habt lange genug gefaulenzt, während die unschuldigen Bürger, die euch für eure Verbrechen ins Gefängnis gesteckt haben, jeden Tag ihr Leben riskierten, um

euch satt zu machen! Jetzt seid ihr an der Reihe. Ihr werdet das ernten, was von den Früchten noch übrig ist, bevor diese Ozonhölle sie vernichtet. Arbeitet hart! Versucht euch wieder zu rehabilitieren! Zahlt eure Schuld dem PanMack-Konsortium gegenüber – denn wenn ihr nicht arbeitet, werdet ihr auch nicht essen.«

Als sie beiseite gingen, fuhr ein Ambulanzwagen zur Verladeplattform. Ein Mann in einem weißen Anzug und weißen Handschuhen, der einen breitkrepigen Hut trug, sprang aus dem Wagen. Er wandte seinen Blick den Gefangenen zu, dann winkte er den Ambulanzfahrer zurück, bis sich die Hintertür des Fahrzeugs unter dem schützenden Dach der Rampe außerhalb des gnadenlosen Sonnenscheins befand.

Aus dem Gebäude tauchten erschöpfte Sanitäter auf und begannen die Patienten aus dem Krankenwagen herauszuholen. Ein Arzt, der selbst in der Sicherheit des Daches nicht nur den breitkrepigen Hut, sondern auch eine schwere dunkle Brille trug, hielt jeden an und überprüfte ihn einen Augenblick lang, bevor er die Bahrenträger weiterwinkte. Einige aus dem Krankenwagen stöhnten wie die Patienten unten im Gebäude, andere wanden sich stumm vor Schmerzen. Als der Arzt einen Mann sah, der sich überhaupt nicht bewegte, schüttelte er den Kopf. »Der ist tot«, sagte er. »Verwahren Sie die Bandagen.«

Und als ein Sanitäter die Bahre in der Nähe von Tregarth absetzte und schwerfällig und müde den Mull abwickelte, der den Patienten verhüllte, sah Tregarth erschrocken, daß das Gesicht des Toten krebsrot war. Er war an Sonneneinstrahlung gestorben.

»Jetzt weißt du, was sie mit Ozonsommer meinen«, flüsterte M'Bora Sam verbittert. »Aber ich habe nicht geglaubt, daß es so schlimm sein würde!«

»Ruhe da«, brüllte der PanMack-Kommandant. »Wachen! Schaffen Sie die ersten zehn Gefangenen in den Krankenwagen; es wird Zeit, daß sie zu arbeiten anfangen!«

Weil Tregarth dem Wagen am nächsten stand, war er einer der ersten, die hereingeführt wurden. M'Bora Sam folgte ihm. Tregarth drängte gegen die hereinkommenden Gefangenen. »Jilly!« rief er. »Kommen Sie! Wir müssen zusammenbleiben!«

Aber Jill Danner war zu weit zurück; die Wache schlug mit dem Stock nach ihr, und sie blieb stehen. »Ist schon in Ordnung, Kapitän«, rief sie. »Ich komme mit der nächsten Fuhre!«

Und die Türen der Ambulanz schlugen zu; der Wagen setzte sich ruckartig in Bewegung. In seinem Inneren war alles dunkel. In der stinkenden Hitze konnte Tregarth kaum atmen, aber er spürte M'Bora Sams Hand auf seiner Schulter. »Sie schafft das schon, Tregarth«, sagte der U-Boot-Fahrer.

»Das hoffe ich«, murmelte Tregarth. »Jedenfalls bin ich sicher, daß ich sie bald wiedersehen werde.«

Aber er glaubte es selbst nicht, und er behielt recht; er sah Jill Danner nie wieder.

Die Gefangenen trugen ihre ›Schuld‹ der Gesellschaft gegenüber, die sie in das Gefängnis geworfen hatte, dadurch ab, indem sie in den verdorrten Feldern nach Kartoffeln, Karotten und Rüben wühlten – nach allem, was unter dem versengten Boden noch eßbar sein mochte.

Die Arbeit war schrecklich schwer, und die Sonne strahlte todbringend auf sie herab. In der Mittagshitze zwangen nicht einmal die brutalen Aufseher die Mannschaften zur Arbeit. Die Gefangenen durften dann schlafen – höchstens zwei oder drei Stunden; wenn es Wolken gab, weniger; gar nicht, wenn es regnete. Wurde ihnen allerdings am Tag arbeitsfreie Zeit zugestanden, mußten sie nachts weiterarbeiten, während die Wachen mit Taschenlampen um sie herumstanden, um jeden zu bestrafen, der es wagte, eine jener Früchte zu essen, die sie so mühsam auflasen.

Sie hatten eine harte Arbeitsnacht hinter sich gebracht und stolperten unter das Dach des Schuppens, wo ihr Schlafplatz war. Trotz all seiner Erschöpfung sah Tregarth über seine Schul-

ter auf die Morgendämmerung. Bei Morgen erstrahlte der Himmel in leuchtenden Farben. Tregarth hatte noch niemals solche Sonnenaufgänge gesehen. Selbst durch die schweren Gläser seiner Sonnenbrille kamen ihm die Farben wie ein in Flammen getauchter Himmel vor. Er flüsterte dem Gefangenen neben ihm zu: »Sieht die Dämmerung immer so aus?«

»Halt den Mund«, zischte der Mann leise und warf einen raschen Blick auf den Wachposten. Als der Mann mit dem Schockstab sich ab wandte, flüsterte der Gefangene: »Das liegt am Rauch. Ruß! Im Westen toben unglaubliche Brände.«

Er war nicht leise genug gewesen. »Keine Gespräche, ihr beiden!« brüllte ein PanMack-Posten und stürzte mit seinem Schockstab auf sie zu. Tregarth versuchte auszuweichen, aber die Waffe erwischte ihn im Nacken, und der Schock ließ ihn mit wirbelnden Armen und Beinen wie einen galvanisierten Frosch zu Boden gehen. Der Schmerz war unbeschreiblich. Er stürzte auf den glutheißen Asphalt und war überzeugt, daß der nächste Schlag ihn töten würde...

Doch der Hieb kam nicht. Er hörte verwirrtes Gebrüll, und als er wieder den Kopf heben konnte, sah er, wie der PanNegrische U-Boot-Fahrer M'Bora Sam von vier Wachen niedergerungen wurde. »Essen klauen, was?« schrie einer und bearbeitete ihn mit dem Schockstab, und ein anderer schrie mit rauher Stimme: »Laß ihn schreien! Ich habe etwas zu essen für ihn!«

Als der PanNegraner den Mund zu einem Schmerzensschrei öffnete, stieß der Wachposten den Stab brutal in seinem Mund und drückte den Ladungsknopf. Der Laut, den M'Bora ausstieß, war kein Schrei. Die Verdammten der Hölle erzeugen vielleicht solche Geräusche, aber Tregarth hatte noch nie einen derartigen Laut von einem menschlichen Wesen gehört. Selbst der PanMack-Wächter wich erschrocken zurück. Er warf beinahe schuldbeußte Blicke um sich. »Geschieht ihm recht! Das passiert mit Dieben«, stellte er fest, und ein weiterer Wächter sagte grob zu Tregarth: »Du da! Heb ihn auf! Falls er stirbt, wird er im Lager sterben müssen, wo wir sicher sein können, daß er nicht zu fliehen versucht.«

Tregarth gehorchte dem Befehl. Noch Stunden später fand er keinen Schlaf; er verbrachte die Zeit damit, Wasser in M´Boras Mund zu träufeln, immer nur wenige Tropfen. Während er neben dem bewußtlosen Mann saß, schlief er ein, und als er einschlief, träumte er wie jede Nacht von Graciela Navarro.

Aber als die Mannschaft wieder auf die Felder befohlen wurde, erhob sich M´Bora mit den anderen, obwohl er nicht sprechen konnte, und grub mit schmerzgepeinigtem Gesicht im heißen trockenen Schmutz nach den letzten Früchten.

Dann begannen die Regenfälle.

Tagelang, dann wochenlang fiel der Regen – heißer öliger Regen, der die zerlumpten Kleidungsstücke durchnäßte und die Felder in Schlamm verwandelte. Wenigstens, so dachte sich Tregarth, würden sie nicht mehr nachts arbeiten müssen. Die Strahlen der Sonne waren so lebensgefährlich wie immer, aber sie durchdrangen die Wolken nicht mehr so stark, die fünftausend Meter über ihnen am Himmel entlangrollten.

Darin irrte er sich.

Der Regen, der die Felder zu Schlamm verwandelte, fegte die einstmals fruchtbare Erde hinfort. Die wenigen Knollen und Wurzeln, die noch übrig waren, begannen in der feuchten Hitze zu verfaulen – wenn sie nicht einfach weggespült wurden.

Natürlich konnte das PanMack-Konsortium diese Verschwendung von Ressourcen nicht dulden. Also gab man den Wachen Anweisungen. Die Arbeiten würden Tag und Nacht andauern, bis der letzte Rest der Erde in den Lagerräumen verstaubt war. Die Wachen aßen in ihren Wohnwagen Dosengerichte und Gefrier Mahlzeiten; die verfaulten Wurzeln waren für die Gefangenen. Und in jener Nacht gaben die Wachen die Parole weiter: »Eßt auf den Feldern! Bevor ihr eure faulen Körper ins Bett schaffen könnt, habt ihr noch zwei Stunden Arbeit vor euch. Eßt jetzt – und beeilt euch!«

Aber die Rationen waren wieder gekürzt worden. Die Kartoffeln, die die Mannschaften vor Einbruch der Dunkelheit auf die Wagen geladen hatten, wurden wieder sparsam an sie ausgegeben; jeder erhielt zwei. Der Sturm war schlimmer als je zuvor, über ihnen krachte der Donner, Blitze zuckten, und als Tregarth um etwas Wasser für M'Bora bat, lachten die Wachen nur. »Wasser? Da ist doch reichlich Wasser!« brüllten sie und wiesen grinsend auf den schlammigen Bach.

Tregarth wollte schon aufbegehren, doch M'Bora legte eine Hand auf seine Schulter. »Es ist sinnlos«, flüsterte er. Sein Gesicht verzog sich vor Schmerzen. »Komm, laß uns gehen.«

Auf den abgeernteten Feldern stand M'Bora im strömenden Regen und hielt sich die Hände wie eine Schüssel vor den Mund, bis sein Durst gestillt war. Dann schloß er sich schweigend den anderen an.

Die Erträge waren spärlicher als je zuvor. Als sie müde durch den Schlamm nach den letzten Knollen tasteten, waren ihre Säcke nahezu leer. Auf der Straße unter ihnen parkte ein PanMack-Kommandofahrzeug, dessen großer Dachscheinwerfer sich drehte, um alles in Licht zu tauchen. Aus dem Wagen hörte Tregarth Musik! Zweifellos von einem Kassettenrecorder; aber dennoch erstaunte es Tregarth, daß auf dieser verwüsteten Erde die Menschen immer noch Musik spielten.

M'Bora hustete röchelnd.

Ein Wachposten steckte seinen Kopf hervor und sagte etwas zu seinem Kameraden im Wagen. Dann kamen sie fluchend in ihren schwarzen Regenmänteln und Helmen heraus und ließen die Strahlen ihrer Taschenlampen über das Feld wandern. Argwöhnisch näherten sie sich Tregarth und M'Bora. »Was macht ihr beiden denn hier?« wollte einer wissen. »Klaut ihr die Nahrung?«

Tregarth antwortete nicht. Neben ihm flüsterte M'Bora etwas. »Das ist doch der schwarze Seemann, den wir schon mal beim Stehlen erwischt haben«, sagte der eine Posten zum anderen. »Sieht so aus, als ob er noch eine Ladung haben will!«

Der andere Posten schnappte sich M'Boras Sack und spähte hinein. »Er ist ein Dieb, todsicher«, sagte er. »Schau dir diesen Sack an! Nur verfaultes Gemüse! Sie haben sich die ganze Nacht mit den guten Sachen den Bauch vollgeschlagen!«

Beide Männer rückten näher an M'Bora heran und leuchteten ihm mit den Taschenlampen ins Gesicht. Schweigend blinzelte er den Männern entgegen. Er rührte sich nicht, bis einer der Männer fluchend seinen Schockstab hob.

Da schlug M'Bora mit dem Sack nach ihm. Er traf den Wächter im Gesicht. Der Sack konnte ihm zwar keine Verletzungen zufügen, aber der PanMack-Wächter stolperte, rutschte aus und fiel in den Schlamm; und dann setzte sich Tregarth ebenfalls in Bewegung. Er dachte gar nicht darüber nach. Er konnte M'Bora Sam einfach keiner weiteren Bestrafung überlassen. Er warf sich auf den zweiten Wächter, umklammerte die Brust des Mannes mit beiden Armen und griff nach oben, um die Hände hinter dem Kopf des Wächters zu verschränken. Er drückte zu...

Mit einem unangenehmen Geräusch sackte der Kopf des PanMacks nach vorne.

Tregarth wartete nicht ab, um festzustellen, ob der Mann tot war. Er warf sich in den erbitterten Kampf zwischen M'Bora und dem anderen Wächter. Eine Minute war der andere Posten mit seinem eigenen Schockstab bewußtlos geschlagen worden. M'Bora und Tregarth näherten sich vorsichtig dem Kommandofahrzeug.

Schweigend betrachteten sie es einen Augenblick lang. Es war eine hübsche Maschine. Kugelsichere Reifen, ein Vierradantrieb. Sogar eine Klimaanlage. Auf einem flachen Geschützturm auf dem Dach war ein leichtes Maschinengewehr montiert, und bei dem Motor handelte es sich um einen Omnibenz, der von Benzin bis zu Holzspänen alles verbrennen konnte.

Tregarth sah M'Bora Sam an. »Worauf warten wir noch?« fragte er.

Und zum ersten Mal seit Wochen lachte M'Bora Sam laut auf.
»Nach dir, mein Freund«, flüsterte er und wies auf den Fahrersitz.

Kapitel 13

In den ersten Monaten des ersten Jahres der neuen Menschheitsgeschichte hatte Graciela Navarros Krakenschule ihre Tätigkeiten eingestellt. Für sie gab es nichts zu tun, das große Becken der Kraken war geleert worden, um Platz für Schlafstellen und Kojen für die fünfzehnhundert Flüchtlinge der untergegangenen PanNegra-City zu schaffen. Und wie alle anderen in Atlantica-City arbeitete Graciela achtzehn Stunden am Tag. Wenn ihre Schicht aufgerufen wurde, stand sie auf, nahm ein karges Mahl zu sich und bahnte sich ihren Weg zu ihrem Arbeits-U-Boot. Dann ging es über den Meeresgrund zu der Baustelle der neuen Trabantenkuppel, die Atlantica-City eilig errichtete, um die Flüchtlinge unterzubringen.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

PanNegra-City existierte nicht mehr. Ein Trümmerstück des Kometen Sicara war in der Nähe im Meer eingeschlagen und hatte die Nexokuppel der Stadt aufgebrochen. Durch einige Risse war Wasser eingedrungen aber es war noch genügend Zeit geblieben, so daß etliche Einwohner in U-Boote gelangen konnten.

Dann jedoch hatten sich die Risse vergrößert. Riesige Luftblasen strömten heraus und nahmen Menschen und Gegenstände mit sich; und dann hatte sich die Kuppel von ihren Fundamenten gelöst.

Das war das Ende. In einer schrecklichen halben Stunde starben über achtzehntausend Menschen. Und die Überlebenden flüchteten sich nach Atlantica-City.

Graciela Navarros Aufgabe bestand darin, beim Aufbau der neuen Trabantenkuppel zu helfen. Die Fundamente waren aus dem Schlamm der Tiefen gehoben worden, die alte Nexoanlage war wieder in Gang gesetzt worden und stieß bereits ihre dicke farblose Schmiere aus, die sich zu der glasklaren Struktur der neuen Wohnanlage verhärten würde.

Eine Nexokuppel zu errichten war durchaus mit dem Aufpusten einer Seifenblase zu vergleichen. Der Bau war bereits weit fortgeschritten. Sie hatten einen perfekten Platz einige Kilometer

von der Krakenschule entfernt gefunden. Dann waren Strahlbohrer auf Felsen gestoßen, und die Nexolitkabel wurden mit unverrückbaren Halterungen verbunden. Wenigstens würde die neue Kuppel nicht davon treiben.

Als sich Graciela in ihrem U-Boot näherte, konnte sie die flüssige Nexoblase langsam anschwellen sehen, als die Hydraulikmannschaften Wasser hineinpumpten. Große Reifen aus schimmerndem Metall wurden herangeführt und berührten sie; das Nexo verband sich durch Oberflächenspannung mit ihnen, so wie der Ring eines Seifenblasenspielzeugs einen Seifenfilm aus Spülwasser herauszog.

Das war Gracielas Aufgabe. Sie schloß sich den anderen Schleppern an, als sie die Ringe vorsichtig auseinanderzerrten und die Blase dadurch streckten.

Die Teile der neuen Kuppel genau an Ort und Stelle zu halten, während sie zu ihrer vollen Größe anschwellte, war eine schwierige Arbeit, die jedoch nicht lange dauerte.

Sobald die Fundamente eingebaut und die Mischungen vorbereitet worden waren, brauchte man für das tatsächliche Aufbläsen der Kuppeln weniger als eine Woche. Ein starker Hochspannungsstoß ließ das Nexo zu einem einzigen riesigen Kristall erstarrten; dann wurden weder die Ringe noch die U-Bootmannschaften, die sie an Ort und Stelle hielten, noch benötigt.

Wenig später waren die Pumpfahrzeuge an der Reihe, ihre riesigen Nexofilmschläuche zur Oberfläche zu führen und Luft anzusaugen; sodann mußten die Pumpen das Wasser aus der neuen Kuppel herausdrücken. Danach konnten die Bauarbeiter die Fußböden, die Wände und schließlich alle notwendigen Einrichtungen installieren. Als das Nexo fest verankert war, hatte Graciela ihre Aufgabe erfüllt. Zur Belohnung durfte sie zwölf lange Stunden schlafen.

Aber sie hatte keine Freude daran.

In diesen zwölf Stunden erwachte sie stündlich gereizt und müde. Jedesmal, wenn sie aufwachte, tastete sie nach dem Menschen, der neben ihr hätte schlafen sollen: Ron Tregarth.

Und jedesmal fand sie nur die kleine schlanke PanNegra-Frau, die ihr als Zimmergefährtin zugeteilt worden war.

Ron Tregarth war nicht da.

Allmählich begann sie die Überzeugung zu gewinnen, daß sie Ron Tregarth nie mehr wiedersehen würde. Irgendwann in den letzten Monaten war das für ihre Hochzeit festgesetzte Datum verstrichen; und es war ihr noch nicht einmal bewußt geworden.

Ihre erste Pflicht bestand darin, sich bei der Bürgermeisterin für eine neue Aufgabe zu melden. Seit dem Tag des Kometen Sicara hatte Graciela die Bürgermeisterin selten zu Gesicht bekommen. Wie alle anderen war auch die Bürgermeisterin schrecklich beschäftigt gewesen. Aber im Gegensatz zu allen anderen hatte die Bürgermeisterin ein persönliches Problem zu bewältigen, dem sie sich nicht in der Öffentlichkeit stellen wollte.

Der Name des Problems lautete Dennis McKen.

Der gefangene Offizier der Friedensstaffel war nicht nur ein Neffe von General Marcus McKen, dem mächtigsten Oberherren von PanMack, er war auch der Sohn des verstorbenen jüngeren Bruders des Generals... und der Sohn der Bürgermeisterin. Seit seiner Gefangennahme war Dennis McKen ein mustergültiger Häftling gewesen. Er verbarg keinesfalls seine Verachtung für Schwimmhätler. Verächtlich schwor er, daß der bei der erstbesten Gelegenheit zum Reich seines Onkels zurückkehren würde; Flucht sei die Pflicht eines jeden in Gefangenschaft geratenen Offiziers! Aber er arbeitete ebenso hart wie alle anderen bei der endlosen Quälerei mit Betten und Nahrung für die Flüchtlinge auf zutreiben. Er hegte auch keine Rachegefühle gegen die Leute, die ihn gefangen genommen hatten – am wenigsten gegen Graciela Navarro. »Sie vergeuden hier Ihre Zeit«, sagte er einen Tag oder zwei nach seiner Gefangennahme zu ihr. »Wenn ich fliehe, sollten Sie mit mir kommen.«

»Ich kann nicht fliehen«, sagte sie zu ihm. »Ich lebe hier. Dies ist meine Heimat, und ich liebe sie.«

»Sie lieben sie«, sagte er verächtlich. »Merken Sie nicht, wie dumm das klingt? Atlantica-City ist kein Land! Es ist ein Aquarium am Meeresgrund, nur daß die Fische draußen schwimmen.«

Graciela schüttelte den Kopf. »Man hat Ihnen eine Gehirnwäsche verpaßt«, sagte sie. »Ihr ganzes Leben lang hat man Ihnen wie allen anderen Landratten beigebracht, die Achtzehn Städte zu hassen. Sie glauben, daß wir verachtenswerte Bauern sind.«

»Nicht hassen«, korrigierte er sie. »Die Schwimmhäutler sind Haß nicht wert – nur Verachtung. Alle Achtzehn Städte zusammen bedeuten nicht so viel wie eine einzige Kleinstadt im Reich meines Onkels.«

»Wenn Sie das so empfinden«, fauchte sie wütend, »warum sind Sie dann hier?«

Er sah sie erstaunt an. »Nun, ich bin Ihr Gefangener.«

»Sie sind ein Feind in unserer Heimat!«

»Ja«, stimmte er ihr gelassen zu, »aber glauben Sie mir, daß ich Ihnen nicht schaden werde. Solange ich hier bin, werde ich meinen Teil tun, aber ich werde hier nicht ewig bleiben. Die Zeit kommt, daß ich fliehen kann. Wissen Sie, Sie sollten mit mir kommen. Sie könnten in PanMack eine hohe Stellung einnehmen!«

»Aber in PanMack scheinen alle an der Sonneneinstrahlung oder an Hunger zu sterben«, erinnerte sie ihn.

Er zuckte die Achseln und grinste. »Die McKens werden überleben. Ich weiß, daß mein Onkel sich bereits an einem sicheren Ort befindet. Und wenn er wieder zurückkehrt, werde ich bei ihm sein – Sie auch, wenn Sie zu Verstand kommen und sich mir anschließen!« Und als sie so taktvoll wie möglich erwähnte, daß sie Ron Tregarth heiraten würde, schien er echtes Mitgefühl zu empfinden. »Aber natürlich wird er niemals zurückkehren«, erklärte er. »Sie müssen sich den Tatsachen stellen, Graciela. Was ist denn bloß mit euch Schwimmhäutlern los? Sie sind genauso schlimm wie meine dumme Mutter, die mich noch nicht einmal sehen will!«

Graciela beschloß, mit der Bürgermeisterin über ihren Sohn zu sprechen. Rasch ging sie auf das Büro der Bürgermeisterin zu – doch dann machte sie das leise Geräusch ihres Armbandfunkgeräts darauf aufmerksam, daß jemand nach ihr suchte.

Es war ihre Assistentin Doris Castellan. »Graciela? Es geht um Triton! Er ist in der Druckschleuse! Ich bin sicher, daß er nach Ihnen sucht, nur ist er – sonderbar.«

Graciela blinzelte. »Triton?« Triton war einer der zahmsten, unglücklicherweise jedoch auch am wenigsten intelligenten Kraken der Schule. Was brachte ihn aus den Tiefen der See hervor?

Ihre Assistentin konnte ihr das nicht erklären. »Er sprach nicht – er sah sehr eigenartig aus, Graciela; ich kann Ihnen nicht sagen wieso. Ich mußte ihm mit Zeichensprache erklären, daß Sie sich in der Stadtkuppel aufhalten, aber ich glaube, daß er sich gleich dorthin begeben hat.«

Als Graciela die Stadtkuppel erreichte, schwebte der Krake vor den Hauptdocks von Atlantica-City. Das große Auge starrte sie an, und seine Körperfärbung spielte in düsteres Dunkelblau und blasses Lavendel; aber was das bedeutete, konnte Graciela nicht einmal ahnen.

Graciela brachte ihr U-Boot einige Meter entfernt ins Dock und lief durch die Korridore zu den Hauptdocks. Frank Yaro wartete auf sie. »Wir haben versucht, ihm Signale zu geben, aber er reagierte nicht. Ist er – gefährlich?«

Graciela warf dem Mann einen vernichtenden Blick zu. Triton gefährlich! Er war der Clown der Schule gewesen. Ganz sicher war er nicht gefährlich!

Sie blinzelte in das helle Licht, das von draußen hereindrang. Ein Tentakel des Kraken rollte sich zurück und deutete auf die Metallerhebung, die das Implantat in seinem Kopf bedeckte. Warum? Sie ergriff das Mikrofon des Außenlautsprechers und sagte: »Triton, Junge! Du suchst Graciela, ja?«

Hilflos wanden sich die Tentakel, aber der Krake gab keine weitere Antwort. »Wir versuchten mit ihm zu reden, Graciela«, sagte Yaro. »Er antwortet nicht.«

Ratlos schüttelte Graciela den Kopf. Seit die Krakenschule zwangsweise geschlossen wurde, hatte sie selten einen ihrer Kraken zu Gesicht bekommen. Ganz sicher mußten die Tiere nicht herkommen, um Nahrung entgegenzunehmen – selbst wenn Atlantica-City die Nahrung gehabt hätte.

Warum also war Triton hier? Er war ihr stets ein Rätsel gewesen – verspielt, und regelrecht zärtlich; und dennoch war er häufig nicht zum Unterricht erschienen. »Triton braucht Hilfe, ja?« rief sie.

Keine Antwort. Sie drehte sich zu Frank Yaro herum. »Lassen Sie ihn rein.«

Yaro starrte sie an. »Ist das Ihr Ernst? Trotz allem, was sich gerade abspielt, haben Sie noch Zeit, um mit Ihrem Kraken herumzualbern?«

»Lassen Sie ihn rein!«

Achselzuckend gab Yaro den Befehl für die Öffnung des Außentores ein. Zur gleichen Zeit schloß sich hinter ihnen rumpelnd das riesige dritte Tor; jetzt befanden sie sich tatsächlich in einem Teil der Schleuse. »Er wäre nicht hier, wenn es keinen Grund dafür gäbe«, sagte sie entschuldigend zu Yaro und beobachtete, wie der Krake langsam in die Schleuse glitt.

»Aber was für einen Grund?« gab Yaro zurück. Er schloß bereits das Außentor. Als die Bereitschaftslichter aufleuchteten, um den Abschluß des Abdichtungsvorganges anzuzeigen, setzte er die Alarmsirene in Gang, die das Innentor öffnete.

Es gab einen zischenden Druckaustausch, als das Wasser mit dem Kraken in das innere Becken floß. Graciela zog sie ihre Überkleidung aus und tauchte in das Becken.

»Triton, Junge«, rief sie. »Du sprichst mit Graciela, ja?«

Tritons Verfärbungen waren jetzt weniger auffällig: ein blasses Rosa, das mit Grau durchsetzt war. Der Krake griff mit der empfindlichen Spitze eines Tentakels nach ihr. Er sprach nicht. Statt dessen umfaßte er nur Gracielas Handgelenk – sehr vorsichtig – und führte sie zu sich, so daß sie die Ummantelung des Implantats berührte. Vorsichtig löste sie die Verschlüsse und sah hinein. Kein Wunder, daß Triton mit niemandem sprach! Er hatte keine Stimme. Das Implantat war intakt, aber die Batterie fehlte.

Graciela glitt ein wenig zurück, strich beruhigend über den Tentakel und versuchte nachzudenken. Warum würde Triton seine Batterie entfernen? Kraken machten so etwas nicht. Kraken schienen Spaß daran zu haben, hören und Geräusche erzeugen zu können.

Die einzige Möglichkeit es herauszufinden, bestand darin, ihn zu fragen. »Frank!« rief sie. »Haben wir noch Ersatzbatterien?«

»Natürlich.« Er schien nicht begeistert zu sein, aber er stöberte einen Schrank durch und warf ihr eine Batterie zu.

Sobald sie eingesetzt war, wand der Krake wieder einen Tentakel um Gracielas Handgelenk, was fast wie ein menschliches Händeschütteln wirkte, und sprach. Die Stimme war mechanisch, tief, volltönend: »Triton froh, ja. Schalling jetzt gut, ja.«

»Das ist gut, ja«, sagte Graciela. »Triton öffnet Schallkasten, warum?«

»Warum nein«, knurrte die unmenschliche Stimme aus dem Kasten, während die Tentakel des Kraken sich unbehaglich wanden. »Triton öffnet Schallkasten, nein.«

»Was?« Graciela war überrascht. Sie versuchte es noch einmal: »Triton öffnet Schallkasten, nein. Öffnet Schallkasten, wer?«

»Anderer öffnet Schallkasten, ja«, dröhnte die Stimme.

»Anderer?« Graciela wurde von dem Geräusch ihres Armbandgeräts abgelenkt, das bei ihrer Oberbekleidung lag. »Nehmen Sie das bitte für mich an, ja, Frank? Sagen Sie ihnen, daß ich beschäftigt bin.« Und wieder zum Kraken gewandt: »Anderer, wer?«

»Krakenort anderer, ja«, sagte Tritons Stimme, und seine Tentakel bewegten sich aufgeregter als zuvor.

»Krakenort, anderer...« begann Graciela und sah dann auf.

»Es ist die Bürgermeisterin«, sagte Frank Yaro. »Sie will Sie dich sprechen. Sofort.«

»Eine Minute«, bat Graciela. »Krakenort...«

Doch Triton wand sich langsam von ihr fort und auf das Außentor zu. »Öffnet Kasten an Krakenort, ja«, dröhnte seine schwächer werdende Stimme. »Triton geht jetzt, ja.«

»Noch nicht! Ich meine, Triton bleibt Minute, ja. Bitte!«

»Triton geht jetzt, ja«, wiederholte die Stimme.

»Triton geht jetzt, wohin?« flehte Graciela.

»Triton geht Krakenort, ja«, sagte der Krake bestimmt. »Geht anderen an Krakenort treffen, ja.«

»Anderer an Krakenort, wer?«

Aber der Krake schlug nur mit den Tentakeln um sich. Seine Färbung hatte sich erneut verändert; sie war jetzt ein häßlich geflecktes Rot.

»Graciela!« rief Yaro ungeduldig. »Sofort!«

»Anderer an Krakenort«, wiederholte Graciela, die verzweifelt herauszufinden versuchte, was eigentlich vor sich ging. »Anderer Freund, ja?«

Der Krake wand sich herum, so daß das große Auge wieder zu Graciela starrte. Seine Stimmbbox schnarrte einen Augenblick lang und sagte dann: »Anderer an Krakenort, Nessus' Freund, ja. Gracielas Freund, nein.«

Als Graciela in das Büro der Bürgermeisterin kam, hatte die Frau einen Mann im Büro bei sich. Graciela erkannte ihn wieder – Ector Farzoli, der zu Sandor Tizas Kommunikationstechnikern

gehört hatte. »Sie haben viel Zeit mit Ihren Kraken verbracht, Graciela«, sagte die Bürgermeisterin anklagend.

»Das war nur Triton«, entschuldigte sich Graciela. »Irgend etwas stimmt nicht, Bürgermeisterin McKen. Die Batterie seiner Stimmbox wurde herausgenommen – ich kann mir nicht vorstellen, wer das getan haben könnte! In den letzten Wochen hat doch niemand mit den Kraken gearbeitet, oder? Es hat sie sogar niemand gesehen...«

»Falsch«, sagte die Bürgermeisterin. »Ector Farzoli hat sie gesehen. Vor noch nicht einmal zwei Stunden wurde er von einem Kraken angegriffen, als er die Verstärker überprüfte!«

Graciela blinzelte die Bürgermeisterin an. »Angegriffen? Einer von meinen Kraken? Das ist unmöglich!«

»Sagen Sie es ihr, Farzoli« befahl die Bürgermeisterin.

Der Mann machte ein finsternes Gesicht. »Es ist so, wie ich es der Bürgermeisterin gesagt habe. Ich machte meine Runden – in den letzten Wochen hat sich niemand um Reparaturen bemüht, also bin ich in meiner Freizeit rausgegangen – und ich entdeckte etwas auf meinem Sonarschirm. Es sah wie das Arbeits-U-Boot aus, das schon seit Monaten vermißt wird, also fuhr ich hinterher. Plötzlich tauchte wie aus dem Nichts dieser verdammte Riesenkrake auf. Das war ein Monster! Der größte, den ich je gesehen habe! Ich machte, daß ich verschwand – ich hatte Glück, daß ich da lebend herausgekommen bin!«

»O nein«, beharrte Graciela. »Meine Kraken würden niemals einen Menschen angreifen.«

»Mir ist das passiert. Sie waren nicht dabei!«

»Vermutlich ein ungezügelter«, meinte Graciela, aber der Mann schüttelte den Kopf.

»Unmöglich! Sie sehen zwar alle gleich aus, aber ich sah etwas Helles an seinem Körper.«

»Ein Stimmenimplantat?«

Farzoli zögerte. »Nun«, gab er zu. »Ich bin nicht lange genug dortgeblieben, um das genau festzustellen. Allerdings war es hell. Ich würde eher sagen, daß es wie hellrotes Glas aussah.«

Die Bürgermeisterin hob ihren müden Kopf. »Das reicht, Farzoli; Graciela weiß jetzt Bescheid. Sie können jetzt wieder an Ihre Arbeit gehen.« Nachdenklich sah sie ihm nach und seufzte dann.

»Graciela«, sagte sie, »wissen Sie eigentlich, wie ernst die Sache ist? Wir haben tief in unsere Vorratskisten gelangt. Falls wir die Ernte nicht rechtzeitig einbringen, sehe ich keine Möglichkeit, wie wir uns und die Flüchtlinge ernähren sollen – und wie können unsere Farmarbeiter die Ernte einfahren, wenn sie während der Arbeit angegriffen werden?«

»Ich glaube nicht, daß das einer von meinen Kraken war«, sagte Graciela überzeugt. »Ich werde sie fragen. Geben Sie mir einen Meeresschlitten, damit ich Nessus suchen kann – er ist der größte von ihnen, und Farzoli sagte, daß der Krake, der ihn angegriffen hat, recht groß war.«

»Außerdem ist er auch derjenige, der versucht hat, Quagger den Kopf abzubeißen, nicht wahr?« sagte die Bürgermeisterin nachdenklich. Sie seufzte und rieb sich über die Augen. »Ach, Graciela«, sagte sie, und ihre Stimme klang müder als je zuvor, »ich glaube, ich werde für diesen Job zu alt.«

»Nein!« sagte Graciela heftig. Die Bürgermeisterin warf ihr einen fragenden Blick zu. »Das liegt nicht an Ihnen«, fuhr Graciela fort. »Vielleicht ist der Job für jeden zu schwer – aber es gibt keinen in Atlantica-City, der Sie nicht für die beste Leiterin unserer Stadt hält. Allerdings...«

Sie hielt inne und versuchte die richtigen Worte zu finden. Schweigend wartete die Bürgermeisterin ab. Schließlich sagte Graciela: »Warum sprechen Sie nicht mit Ihrem Sohn?«

Die Bürgermeisterin sah sie einen Augenblick lang schweigend an. »Stellen sich alle diese Frage?«

»Alle machen sich Sorgen um Sie, ja. Sie meinen es nicht böse.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte die Bürgermeisterin müde. Sie erhob sich und ging zum Tisch, auf dem eine Wasserkanne stand. Sie goß sich etwas ein, zählte zwei Pillen aus einer kleinen Röhre ab und schluckte sie mit dem Wasser herunter.

»Ich war zwei Jahre lang verheiratet«, sagte sie gedankenvoll. »Mit einem McKen. Dem jüngeren Bruder von General Marcus McKen. Da war ich, ein kleines Schwimmhäutlermädchen in der großen Stadt, und er sah etwas in mir, das ihm gefiel – ich hatte gar keine Chance, nein zu sagen, Graciela. Und jenes erste Jahr! Die McKens leben wie die Kaiser, und dann wurde Dennis geboren, und...«

Sie goß sich das Glas erneut voll. »Ich konnte es nicht ertragen, Graciela. Wir waren so reich! Und überall um uns lag das PanMack-Imperium, in dem Millionen und Abermillionen in Armut lebten.« Sie verzog das Gesicht. »Mein Mann hatte besondere Bedürfnisse«, sagte sie. Ihre Stimme klang ruhig und nachdenklich. »Auch dafür hatte er Personal. Hübsches Personal. Und als ich mich beschwerte, ließ er sich von mir scheiden und meine Aufenthaltserlaubnis für ungültig erklären. Ließ mich als persona non grata nach Atlantica-City bringen – mich, die Mutter seines Sohnes! Ich versuchte das Sorgerecht zu bekommen – aber den PanMacks gehören ihre Gerichte. Die Anwälte wollten noch nicht einmal mit mir sprechen...

Ich gab auf, Graciela.

Ich machte mir selbst vor, daß ich niemals ein Kind gehabt hatte – und als Sie dann Dennis hier hergebracht haben – Graciela, ich weiß nicht, was ich tun soll! Ich habe Angst.«

Sanft berührte Graciela die Hand der Bürgermeisterin. »Das brauchen Sie nicht«, sagte sie. »Er ist Ihr Sohn.«

»Er ist ein Offizier der Friedensstaffel! Seinetwegen sind einundfünfzig meiner Leute tot, und zwei Kilometer von hier liegt unsere Plattform als Wrack auf dem Meeresgrund!«

»Er ist immer noch Ihr Sohn«, beharrte Graciela. »Reden Sie mit ihm. Bitte. Um seinetwillen! Er ist hier allein unter Menschen, die er für seine Feinde hält.«

»Niemand hier wird ihm etwas antun!«

»Aber wie kann er das wissen, wenn seine eigene Mutter ihn nicht sehen will?«

Die Bürgermeisterin schürzte die Lippen. In Gedanken versunken ging sie zu ihrem Schreibtisch zurück und ließ sich ihren Sessel sinken. Mit einem Stirnrunzeln musterte sie Graciela.

»Sie mischen sich in mein Privatleben, wissen Sie das?« Graciela zuckte die Achseln. »Allerdings«, fuhr die Bürgermeisterin fort, »könnten Sie recht haben. Ich werde ihn einladen, sich mit mir zu treffen. Wenn er das ertragen kann, werde ich das wohl auch können – und jetzt«, schloß sie, »sehen Sie zu, daß Sie hier rauskommen, und stellen Sie fest, ob Sie Ihre Kraken davon abhalten können, unsere Farmarbeiter zu fressen.«

Nach drei Stunden Fahrt mit dem Meeresschlitten begann Graciela daran zu zweifeln, daß sie jemals einen von ihren Kraken wiedersehen würde.

Sie hatte es an allen erdenklichen Orten versucht – am Rand der Tiefen, über den weiten Farmgebieten, an jedem Ort, an dem sie sonst beobachtet worden waren. Hundertmal hielt sie den Schlitten an und rief: »Nessus, komm! Alle Kraken, kommt! Kommt zu Graciela, ja!«

Und nicht einmal erklang eine Antwort. Die Kraken waren verschwunden.

Gelegentlich sah sie ungezähmte Kraken, denn sie kamen nicht, wenn sie rief. Zweimal entdeckte sie einen der großen Zahnwale, die die Meerestiefen auf der Suche nach der Nahrung absuchten. Ihr kam der schreckliche Gedanke, daß ihre Kraken vielleicht von Walen gefressen worden waren. Würden sie die Implantate verwundbar machen? Die Vorstellung war beunruhigend. Ein Wal, der einen Kraken fraß, würde sich sehr gerne auch mal einen Menschen vornehmen, und sie befand sich allein in den Tiefen.

Doch als Graciela über den Meeresgrund glitt, war sie beinahe guter Laune. Die Bürgermeisterin hatte zugestimmt, sich mit

ihrem Sohn zu treffen! Dennis Mcken war kein böser Mensch. Er war einfach in einer Umgebung aufgewachsen, die das Böse ermutigte; aber er war zu zärtlichen und freundlichen Gefühlen fähig und konnte selbst denen vergeben, die ihn gefangengenommen hatten.

Doch trotz dieses kleinen Erfolges, daß die Bürgermeisterin endlich eingewilligt hatte, ihren Sohn zu sehen, überwogen die schlechten Nachrichten. Ihre Kraken antworteten immer noch nicht. Vera Doorns Thetis hatte sich immer noch nicht gemeldet. Die PanNegraner hatten immer noch keinen eigenen Platz zum Leben. Die Landoberfläche der Erde war verbrannt und tot... ihr geliebter Ron Tregarth war verschwunden.

Plötzlich entdeckte sie einen großen Schatten auf ihrem Sonarschirm. Sie wußte sofort, was es war. Es handelte sich um das Wrack der Aussichtsplattform, die von Dennis McKens Kamera den versenkt worden war und nun für immer auf dem Grunde des Meeres ruhte.

Als sie näher kam, sah sie, wie sich Gestalten zwischen den Verstreubungen bewegten. Neugierig schaltete sie die Vergrößerung des Sonars herauf. Arbeiter suchten nach den Leichen der Ertrunkenen.

Traurig wandte Graciela sich ab, doch ihre Gedanken blieben bei den Arbeitern. Ihre Aufgabe war nicht nur bedrückend, sondern auch gefährlich und schwierig. Sie mußten in das verwinkelte Wrack tauchen und jede Kammer durchsuchen.

Als Graciela nachdenklich ihren Meeresschlitten wieder anwarf, entdeckte sie einen weiteren Schatten auf dem Sonar.

Es war ein Krake.

Reglos hing er im Wasser, als ob er auf sie wartete, und als sie sich ihm näherte, floh er nicht. »Triton ja? Du folgst Graciela, ja?«

Und eine unmenschliche Stimme gab drohend zur Antwort: »Ich folge Graciela, ja. Graciela wird verletzt, nicht. Ich folge, ja.«

Das Gefühl, das über Graciela Navarro hereinbrach, verwirrte sie; Triton versuchte also sie zu beschützen! Aber wovon? Und warum gab er so seltsame Antworten?

»Nessus, wo?« fragte sie.

»Nessus nicht.«

Das war ein Schlag! »Nessus tot, ja?« brachte sie heraus.

»Nessus tot nicht. Nessus Nessus nicht!« Was sollte das bedeuten? Aber wie häufig sie auch die Frage wiederholte, Triton leugnete hartnäckig, daß Nessus tot war, und bestand darauf, daß es keinen Nessus gab.

Ihre Luft wurde allmählich knapp. Sie wollte sich gerade zurückziehen, als ihr ein Gedanke kam. Sie warf einen Blick auf das Wrack der Plattform.

Ein Krake konnte leicht an Orte schlüpfen, die die Menschen in ihren Anzügen nur mühsam und unter großen Gefahren aufsuchen konnten. Einen Versuch war es wert. Wieder drückte sie die Kommunikatortaste und sagte: »Triton! Menschen tot in zerbrochenem Stahlort, ja.«

»Menschen tot, ja«, stimmte ihr der Krake zu.

»Triton holt tote Menschen heraus, ja.«

Es gab eine Pause, während der Krake darüber nachdachte. Dann: »Triton frißt tote Menschen, ja«, stimmte ihr der Krake zu.

»Nein!« schrie Graciela. »Nicht fressen! Triton bringt tote Menschen heraus, ja. Triton frißt tote Menschen nicht!«

Der Krake musterte sie mit dem großen undurchdringlichen Auge. »Triton bringt tote Menschen heraus, ja. Triton ißt tote Menschen jetzt nicht.«

Graciela hatte schon die halbe Strecke nach Atlantica-City zurückgelegt, als ihr die volle Bedeutung des Wortes »jetzt« aufging.

Kapitel 14

Das Refugium des Generals Marcus McKen im Orbit trug den Namen Habitat Walhalla. Es war ein gedrungener Zylinder, der wie eine Suppendose aussah. Von hier glaubte General Marcus McKen die Lage kontrollieren zu können. Denn er hatte für seine Besatzung nicht nur ausreichend Nahrung an Bord, sondern verfügte auch über ein ansehnliches Waffenarsenal. Denn General McKen besaß ein Menge Feinde. Allein im Af r Asiatischen Block waren es über zweieinhalb Milliarden. Daneben gab es seine eigenen Verwandten, die er zurückgelassen hatte, um die Dinge unter Kontrolle zu halten. Und auch die Achtzehn Städte waren ihm immer schon ein Ärgernis gewesen.

Es wäre Marcus McKen eine Freude gewesen, sie allesamt mit seinen Atombomben fortzublasen.

Besonderen Spaß hätte es ihm bereitet, eine nette kleine Bombe auf Quaggers Bergfestung zu schleudern – aber einer mußte ja unten bleiben, um den Pöbel in Schach zu halten! Selbst wenn Quagger ein Schwachkopf war, war er zumindest vor Ort präsent.

General Marcus McKen konnte es sich zudem leisten, Geduld zu haben. Der Tag würde kommen, an dem dieser gänzlich unerwartete Ozonsommer vorbei war. Seine Wissenschaftler hatten es ihm versprochen.

Also blieb als vordringlichste Aufgabe die Achtzehn Städte. Energisch sprang Marcus McKen von seiner Couch auf und schritt graziös zu dem großen Globus, der neben seinem Thron in einer magnetischen Verankerung hing. Achtzehn Städte. Wie Schandflecken auf dem friedlichen Blau der Ozeane leuchteten die bernsteinfarbenen Lichter von Laurentian-City im Beaufort-Meer bis zu City Scotia am Rande des arktischen Meeres.

Für achtzehn Städte achtzehn Geschosse.

Die Offensivkommandanten hatten sich über das Lenksystemproblem beklagt; die Satelliten und Funkbojen waren noch immer nicht funktionstüchtig. Doch ein Beinahetreffer würde auch

ausreichen. Allein der Druck der Wassermassen würde die Kuppeln zerreißen.

Marcus McKens Laune wurde noch schlechter. Er hatte keinerlei Skrupel bei dem Gedanken, ein paar hunderttausend Schwimmhäutler umzubringen. Aber die Zerstörung der Kuppeln selbst war etwas ganz anderes.

Vielleicht wurden sie noch gebraucht.

Wenn Marcus McKen schlechte Laune hatte, neigte er dazu, auch anderen den Tag zu verderben. »Holt Sicara«, brummte er, und einen Augenblick später lag ihm der unglückliche Astronom zu Füßen.

»Dominic Sicara«, rief der General, »Sie sind vor dem Militärgericht der Pflichtverletzung angeklagt und für schuldig befunden worden. Es ist lediglich meiner Herzensgüte zu verdanken, daß Sie noch nicht verurteilt worden sind.«

»Danke, General«, wimmerte der alte Mann. »Aber ich konnte doch nichts dafür! Das Observatorium – die Teleskope wurden auf Ihren Befehl hin abgebaut...«

»Der von diesen Teleskopen beanspruchte Platz wurde für dringende nationale Zwecke benötigt!«

Sicara verschluckte sich beinahe; die dringenden nationalen Zwecke hatten in der Errichtung einer neuen Sporthalle bestanden. »Natürlich, Sir«, schluchzte er. »Wie kann ich dem General heute zu Diensten sein?«

»Sie können mir die neuesten Fotos von der Erdoberfläche zeigen – und beeilen Sie sich damit!« knurrte Marcus McKen.

Zitternd beeilte sich der Wissenschaftler, der Anordnung Folge zu leisten. Seine Finger glitten über die Kontrollen, und es dauerte nur einen Augenblick, bevor er die jüngsten Überwachungsaufnahmen aufgerufen und sie auf die Wandbildschirme des Generals projiziert hatte.

Verwüstung.

Wohin McKen schaute, überall war Verwüstung. Zuerst war die sengende Front der ultravioletten Strahlung eingetroffen, die nicht mehr von der Ozonschicht abgeschirmt worden war. Dann kam die gnadenlose Sommerhitze, als der Kohlendioxidanteil anstieg. Die amerikanischen Redwoods, die schwedischen Tannen, die russischen Birken, die Bäume des tropischen Dschungels – sie waren abgestorben und verbrannt; und sämtlicher Kohlenstoff, den sie in den Jahren und Jahrhunderten ihres Lebens aus der Atmosphäre entnommen hatten, war sofort wieder an die Luft abgegeben worden.

Und was sengende Hitze und Feuersbrünste begonnen hatten, hatten die sturzbachartigen Regenfälle beendet. Wo früher bewaldete Hügel gestanden hatten, waren jetzt Schlammhänge. Wo früher grüne Flußtäler gewesen waren, befanden sich riesige Risse aus rotem und schwarzem Lehm.

»Wenn wir«, sagte General Marcus McKen mit gütiger Stimme, »zur Rückkehr bereit sein werden, muß das in Ordnung gebracht werden; ich nehme an, daß ihr sogenannten Wissenschaftler das veranlassen müßt.«

Dr. Dominic Sicara starrte seinen Herrn an. »Aber General!« protestierte er. »Das ist unmöglich! Ganz abgesehen davon, daß mein eigenes Spezialgebiet die Astrophysik ist und nicht die Wiederherstellung zerstörter Flächen...«

»Ausflüchte, nichts als Ausflüchte.« General McKen lächelte. »Das ist jetzt bedeutungslos. Aber wenn wir zurückkehren, wird es keine Ausflüchte mehr geben. Sie werden es einfach tun. Oder Sie werden sich wünschen, daß Sie es getan hätten.« Und er scheuchte den unglücklichen Astronomen mit einer Handbewegung davon.

Kapitel 15

Es gab eine Zeit, als ein Student in Baltimore in seinen klapperigen Wagen springen und nur aus Spaß zweitausend Kilometer nach Fort Lauderdale fahren konnte; wenn er sich beeilte schaffte er die Strecke in vierundzwanzig Stunden.

Diese Zeit war vorbei.

Tregarth und M'Bora Sam hatten Glück, wenn sie am Tag einhundert Kilometer zurücklegen konnten. Sie mußten Städte umfahren, um den PanMacks aus dem Wege zu gehen, und sie mußten Flüsse überqueren. Die Flüsse waren das größere Problem, denn die meisten Brücken waren in den Fluten weggeschwemmt worden.

Wenn sie überhaupt ein Ziel hatten, dann war es der Hafen von Hampton Roads. Denn was sich Tregarth und M'Bora am meisten wünschten, war die Aussicht auf ein Unterseeboot, das sie stehen konnten, um zu den Achtzehn Städten zurückzukehren – falls irgendeine von den Städten überlebt hatte. Aber als sie die Stelle erreichten, wo Hampton Roads liegen sollte, fanden sie nichts, was Tregarth wiedererkannte.

Die Regenfälle hatten endlich aufgehört. Die Fluten hatten sich ein wenig zurückgezogen und nichts zurückgelassen als zerstörte, schlammige Gebäude. Ein U-Boot war nicht zu sehen, lediglich einige Oberflächenfahrzeuge, die gekentert im Morast lagen. Selbst wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, sie wieder aufzurichten, war keines der Schiffe groß genug, um damit auf den Atlantik hinauszufahren.

»Wir sitzen hier fest«, murmelte M'Bora heiser.

»Nein«, sagte Tregarth. »Weiter südlich gibt es noch andere Häfen.«

»Und wie kommen wir dorthin?« wollte M'Bora wissen.

»Wenn es sein muß, bauen wir uns ein Floß und fahren mit dem verdammten Wagen rüber!«

Doch zunächst mußten sie einen Ort finden, an dem sie sich vor der sengenden Sonne verbergen konnten, die bereits den Himmel erleuchtete. Sie fanden einen Platz – zermalmter Stahl und Beton; dem Geruch nach zu urteilen war es früher einmal ein Öllager gewesen. Tregarth rollte den Wagen unter eine schrägstehende Betonwand – wenigstens würde er im Schatten stehen! – und setzte sich den Schlapphut und die dunkle Brille auf, um die Gegend auszukundschaften. Er wünschte sich, daß M’Bora wieder zu Kräften kam, denn seine Halsverletzung war nicht verheilt, und er verlor zusehends an Gewicht. Tregarth wünschte sich viele Dinge, und am meisten wünschte er sich, daß die Welt wieder zu Verstand käme, damit er wieder mit Graciela Navarro in Atlantica-City zusammen sein konnte.

Aber keiner seiner Wünsche schien große Aussichten auf Erfüllung zu haben.

Er versteifte sich, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Eine harte hohe Stimme rief: »Und wer zum Teufel seid ihr?«

Ein zerlumpter Soldat der Friedensstreitmacht tauchte auf. Schwarze Gläser verbargen das Gesicht, und ein Schnellfeuerkarabiner war direkt auf Tregarths Brust gerichtet.

Hinter dem großen Steuerrad des Wagens stöhnte M’Bora: »Diesmal haben sie uns erwischt, Ron.«

Tregarth schwieg. Zwar hatte der PanMack das Gewehr im Anschlag, und Tregarths eigene Waffe lehnte ein Stück weiter an der Wand. Aber wenn er den Mann nur kurze Zeit ablenken konnte... »Ich habe euch etwas gefragt«, sagte die hohe Stimme wieder. »Wer seid ihr? Das ist ein Wagen der Friedensflotte, aber ihr seht nicht wie PanMacks aus.«

»Wir sind aus Baltimore geflohen«, sagte M’Bora kläglich. »Wenn Sie uns wieder zurückschicken, werden wir dort sterben.«

Einen Augenblick lang stand die Gestalt unschlüssig vor ihnen, dann griff eine behandschuhte Hand in die Höhe und zog die Gläser und den Helm herunter. Die Gestalt grinste... es war eine Frau.

»Freut mich, euch kennenzulernen«, sagte sie. »Ich bin auch geflohen. Ich heiße Jannie Storm. Hier in der Gegend habe ich früher einmal gelebt.«

Jannie Storm legte ihren Karabiner niemals aus der Hand, aber sie zielte damit auch nicht mehr auf Tregarth. Er sah ihr zu, als sie M'Boras Stirn befühlte. »Sie sind sehr krank«, sagte sie. »Warten Sie einen Moment.«

Sie verschwand hinter der schrägen Mauer und kehrte wenig später mit einem Rucksack zurück. »Echte Medikamente habe ich nicht«, sagte sie ihnen, »aber ich habe Aspirin. Fangen Sie erst einmal mit zwei an. Anständiges Essen ist das nächste, was Sie benötigen.« Sie zählte zwei Tabletten in ihre Hand, zögerte, zuckte die Achseln, gab noch zwei hinzu. »Aber zwei Stunden lang keine mehr nehmen. Habt ihr Wasser?«

»Wir haben letzte Nacht die Feldflaschen an einem Bach aufgefüllt«, sagte Tregarth.

»Wasser aus einem Bach! Wollt ihr draufgehen? Wißt ihr, wie viele Leichen in den ganzen Bächen herumschwimmen? Hier«, sagte sie und zog eine verkorkte Flasche aus ihrem Beutel. »Das ist abgekocht. Und ich hab' auch etwas, das Sie essen können.« Sie wühlte im Beutel herum und holte ein altmodisches Glas hervor. Sie hielt es gegen das Licht und nickte, als sie den Deckel löste. »In Ordnung«, sagte sie. »Aber für jeden nicht mehr als ein Drittel.«

»Was ist das?« flüsterte M'Bora.

Jannie Storm zuckte die Achseln. »Vielleicht Pferdefleisch. Ich habe es in einem Farmgebäude gefunden.«

Tregarth sah zu, wie M'Bora es hinunterschlang, und nahm dann seinen Anteil aus dem Glas. Nach sechs Monaten in einem Arbeitslager der PanMacks war er nicht wählerisch. »Nicht schlecht«, sagte er mit vollem Mund.

»Das reicht«, erklärte Jannie Storm. »Der Rest gehört mir.« Aber als er das Glas auf dem Boden abstellte, machte sie keiner-

lei Anstalten, es an sich zu nehmen. »Jetzt sagen Sie mir genau, wer Sie sind und was Sie vorhaben«, befahl sie.

Es dauerte nicht lange, bis er ihre Geschichte erzählt hatte. »Also wollen wir zu einem Hafen, der noch in Betrieb ist«, brachte Tregarth seine Rede zu Ende. »Vielleicht nach Florida.«

»Warum nach Florida?«

»Man sagt, daß PanMack alles südlich von Savannah aufgegeben hat. Das Gebiet gehörte früher zu General Marcus McKen, der sich in den Weltraum abgesetzt hat.«

»Habitat Walhalla«, nickte die Frau. »Wollen Sie Gesellschaft?«

Tregarth dachte darüber nach. Jannie Storm hatte ein Gewehr, mit dem sie auch umzugehen verstand. »Woher sollen wir wissen, ob Sie nicht selbst zu den PanMacks gehören? Sie tragen ihre Uniform.«

»Und Sie fahren einen Panzerwagen der Friedensflotte«, grinste sie. »Deswegen hätte ich Sie beinahe sofort getötet – aber Ihr Kumpel sah zu krank aus, um einfach nur hier herumzusitzen, wenn ein Kommandoposten nicht mehr sehr weit entfernt liegt.«

Tregarth starrte sie an. »Ein Kommandoposten der PanMacks?«

»Sechs Mann und ein Panzer«, bestätigte sie. »Ich hatte gerade darüber nachgedacht, wie ich sie alleine hochnehmen kann, als Sie vorbeikamen. Sie haben Lebensmittel, Treibstoff, medizinische Versorgungsgüter – sie haben sogar eine Schute, mit der sie das Wasser abfahren.«

»Würde der Wagen reinpassen?« wollte Tregarth wissen.

»Vielleicht.« Sie wandte sich M'Bora zu, der an die Mauer gelehnt ihnen aufmerksam zuhörte. »Wie fühlen Sie sich?«

M'Bora sah sie blinzelnd an. »Nun – ich nehme an, daß das Aspirin etwas geholfen hat«, krächzte er. »Allerdings fühle ich mich noch recht schwach.«

»Ich rede nicht von Schwäche, ich meine, was Ihren Bauch angeht?«

M'Bora überlegte. »Alles in Ordnung«, sagte er, und bevor er sich noch nach dem Grund für die Frage erkundigen konnte, langte die Frau bereits nach dem Glas, wischte den Löffel an ihrem schmutzigen Uniformärmel ab und schaufelte das Fleisch in sich hinein. Kauend erklärte sie. »Bei diesem Zeug besteht immer die Gefahr einer Fleischvergiftung, wissen Sie.« Grinsend zuckte sie die Achseln.

Tregarth wollte schon wütend werden, dann überlegte er es sich anders. Schließlich war es eine vernünftige Vorsichtsmaßnahme. Er sagte: »Sie sagen, daß der Posten einen Panzer hat?«

»Und sechs kampffähige Leute«, bestätigte Jannie Storm. »Und wahrscheinlich auch Medikamente und Munition.« Sie zögerte, dann grinste sie wieder und reichte ihren Karabiner an Tregarth weiter. »Solange wir zusammen sind«, sagte sie, »sage ich Ihnen gerne, daß ich meinen letzten Schuß vor ein paar Wochen abgegeben habe. Deswegen fiel mir auch nichts ein, wie ich den Posten auf eigene Faust hochnehmen könnte.«

Bewundernd schüttelte Tregarth den Kopf. Offensichtlich war Jannie eine ungewöhnliche Frau. »Dieser Wagen kann nichts gegen einen Panzer ausrichten.«

»Aber es ist ein Wagen der Friedensflotte«, sagte sie. »Und ich habe eine PanMack-Uniform. Wir müssen auch nicht gegen sie kämpfen. Ich...« Sie zögerte und sagte dann: »Wir müssen nur noch warten, bis es wieder dunkel wird, und dann gehen wir auf sie los, wenn der Panzer nicht bemannt ist. Sehen sie erst einmal die Waffen an diesem Wagen, werden sie nicht kämpfen. Warum sollten sie auch? Sie haben nichts mehr, wofür sie kämpfen müßten!«

Und Jannie sollte recht behalten. Der Wachhabende des Postens senkte sein Maschinengewehr lange genug, daß Jannie ihn mit ihrem eigenen leeren Karabiner in Schach halten konnte. Er hätte es vielleicht gewagt, aber die Waffen des gepanzerten Wa-

gens gaben ihr Rückendeckung. Als der Rest der Gruppe verängstigt und im Halbschlaf heraufstaukelte, machten sie keinerlei Ärger.

In den Lagern befand sich alles, was Jannie Storm ihnen versprochen hatte. Sie hatten die wunderbarsten Delikatessen und Treibstoff, der besser war als das vermoderte Holz, das Tregarth zuletzt verwendet hatte. Und sie hatten Munition. Als die Gefangenen vor ihnen auf den Bänken lagen und M'Bora sie mit ihrem eigenen Maschinengewehr in Schach hielt, mühten Tregarth und Jannie Storm sich beim Beladen des Wagens ab. Die Schute war zwar klein, aber als sie den Wagen vorsichtig hinaufrollten, hielt sie das Gewicht aus. Sie nahmen zwei Männer mit, die ihnen beim Abladen auf dem anderen Ufer halfen. Und als sie sich wieder auf festem Boden befanden und vor ihnen die freie Straße lag, überließ Tregarth ihnen die Schute. Er wartete, bis sie die Mitte des Flusses erreicht hatten, bevor er sich umdrehte.

»Wir sollten uns besser auf den Weg machen«, sagte er zu Jannie Storm. »Wahrscheinlich wird sie ein Hubschrauber der Friedensstaffel überprüfen, wenn sie sich nicht melden, und bis dahin sollten wir weit weg sein. Wir lassen M'Bora eine Weile schlafen, Sie und ich können uns beim Fahren abwechseln.«

Aber die letzte Anstrengung war für M'Boras geschwächten Körper zuviel gewesen. Als sie in den Wagen stiegen, saß der PanNegraner zwar aufrecht hinter dem Steuer, aber als sie ihn anstießen, merkten sie, daß er tot war.

Nach zwanzig Kilometer nahmen sie sich die Zeit, M'Bora zu begraben. Jannie Storm half Tregarth beim Ausheben einer Grube, sie stand schweigend neben ihm, während er einige Worte in die Finsternis sprach. Doch als sie sich hinter das Steuer setzte, fuhr sie mit rücksichtsloser Hast über die dunklen Straßen und ließ die Lichter immer nur für wenige Augenblicke aufleuchten.

Es gab keinen Zweifel daran, daß es sich bei Jannie Storm um eine außergewöhnliche Person handelte. Als sie es schließlich wagten, anzuhalten und sich vor der Sonne zu verbergen, war

Tregarth über das erstaunt, was sie allein auf sich gestellt in einer wahnsinnigen Welt zustande gebracht hatte.

Es gab eine Zeit, in der Jannie Storm eine Wachoffizierin in einem von Lord Simon McKen Quaggers Raketensilos in Texas gewesen war. Als der Komet einschlug, wurde für ihr Team sofort Alarm ausgerufen. Die ersten vernichtenden Kometeneinschläge hatten einen furchtbareren Holocaust erschaffen als alles, was Jannies Silo hätte veranstalten können. Innerhalb der nächsten Woche wurden die Atomsprengköpfe aufgegeben, und sie bewachte an der Grenze, zu Kansas ein Getreidelager.

Eine Zeitlang war alles relativ normal verlaufen, wenn man von der schrecklichen Strahlung der Sonne absah. Die militärische Disziplin wurde unverändert aufrechterhalten. Lord Quaggers Lastwagen kamen, um aus den Lagern Korn zu holen und in sein Hauptquartier zu bringen. Dann tauchte eine Lastwagenkolonne auf, die nicht zu Lord Quagger gehörte.

Sie begingen den Fehler zu sagen, daß alles, was sie wollten, nur Essen für die hungrigen Städte in Kansas und Oklahoma sei. Die Friedenstruppe verjagte sie mit Leichtigkeit.

Aber sie kamen wieder.

Und andere kamen; und diesmal brachten sie Waffen mit. Jannies Abteilung wurde versprengt – jedenfalls diejenigen, die nicht in dem heftigen Feuergefecht um die Kornspeicher getötet worden waren; und danach hatte es mit der Bewachung ein Ende, und Such- und Requirieraufträge folgten. Ihre Abteilung wurde mit offiziellen Papieren ausgestattet, die ihnen das Recht gaben, alles Getreide, das sie fanden, zu requirieren. Aber es dauerte nicht lange, bis die Farmer sich zu weigern versuchten. Und eines Tages bekam Jannie eine Schrotladung in die Schulter.

Danach schoß ihre Abteilung auf jeden, der eine Waffe trug und nicht der Friedensstreitmacht von Lord Quagger angehörte.

Und dann wurde auf jeden Bewaffneten geschossen, ganz gleich, welche Kleidung er trug, als die Rationen eingestellt wurden und die Befehlskette sich auflöste. Farmer waren immer schwerer zu finden. Ihre Vorratslager waren versteckt worden.

Die Trupps mußten Infrarotgläser einsetzen, die Lager aufzuspüren.

Als die sonnenverbrannten ausgehungerten Überlebenden ihres Bataillions untereinander zu kämpfen begannen, stahl Jannie einen Laster und machte sich auf den Weg nach Osten.

»Und da bin ich nun«, schloß sie. »Ich dachte, daß es in Virginia vielleicht anders wäre – sicher, die meisten Menschen würden tot sein. Aber jedenfalls würde es Essen geben. Falls es zum Allerschlimmsten gekommen wäre, hätte ich einige Krebse in den Zuflüssen fangen können...« Sie lachte. »Vielleicht gibt es dort noch einige Krebse«, sagte sie. »Aber so weit bin ich nie gekommen.«

Tregarth seufzte. Kurze Zeit herrschte Schweigen, bevor er fragte: »Was ist mit dir, Jannie? Hattest du keinen Freund?«

»Ich hatte einen Mann. Er hieß Peter. In ein oder zwei Jahren wären wir aus dem Dienst ausgeschieden, hätten uns irgendwo niedergelassen, eine Familie gegründet.« Sie lachte scharf auf. »Ich nehme an, daß alle das gleiche Problem haben, Tregarth«, schloß sie.

»Und Peter? Er war nicht bei dir?«

Sie sah ihn böse an. »Als der Farmer uns mit der Schrotflinte auflauerte«, sagte sie und rieb sich unwillkürlich über die Schulter, »stieß mich Peter zur Seite. Er bekam die volle Ladung ab. Sie hat ihm den Kopf abgerissen.«

Als sie die Grenze nach Florida überschritten, fanden sie dort nur ödes Land vor. Der Sonnenstaat war ein einziges sonnenver sengtes Grab. In der brütenden Ofenhitze regte sich gar nichts. Vögel und Tiere waren verschwunden, obwohl manchmal der Gestank nach lange totem Aas in der Luft hing.

»Man sollte annehmen, daß noch ein paar Menschen am Leben wären«, meinte Jannie Storm, als sie sich die Ruine eines alten Vergnügungsparks ansahen.

»Alle tot, nehme ich an«, sagte Tregarth. Er betrachtete die entlaubten, verdorrten Bäume. »Ich frage mich, was für Bäume das waren?«

»Was macht das denn schon aus?« sagte Jannie verbittert. »Komm, wir gehen weiter. Hast du eine Ahnung, wohin wir gehen.«

Tregarth zuckte die Achseln. »Manchmal haben wir in Port Everglades angelegt«, sagte er. »Das liegt ziemlich weit im Süden. In der Nähe von Cape Canaveral gibt es noch einen Hafen; wir könnten überprüfen, ob vielleicht irgendein Kontakt zu den Achtzehn Städten besteht.«

»Und wenn es keinen gibt?«

»Wenigstens«, sagte er, »sind wir vor den PanMacks in Sicherheit.«

Sie nickte und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich habe auch keine besseren Ideen als du – ich habe kein Recht, dir das Leben schwer zu machen.«

»Ist schon in Ordnung«, grinste er und ergriff ihre Hand, die sie ihm rasch entzog.

»Tregarth«, sagte sie, »in den letzten vier Monaten haben mich zwei Männer zu vergewaltigen versucht; ich habe sie beide getötet.«

Erstaunt sagte er: »Aber ich habe doch gar nicht...«

»Das weiß ich«, sagte sie ungeduldig. »Ich will dir nur meinen Standpunkt klarmachen. Ich mag dich. Aber ich werde nicht mit dir schlafen.«

»Ich wollte doch gar nicht...«

Wieder unterbrach sie ihn. »Du bist ein recht anständiger Kerl. Ich habe sonst niemanden, und es sieht so aus, als ob du auch niemanden hast – aber ich will nicht schwanger werden, und ich habe keine zuverlässige Möglichkeit, um es zu verhindern. Verstehst du, was ich dir damit sagen will?«

Er grinste. »Ich verstehe sehr gut«, sagte er.

Zwar lagen Schiffe im Dock von Port Canaveral, aber sie waren in einem äußerst schlechten Zustand. Drei große Ozeanfrachter lagen in schwerer Schräglage neben ihren Piers. Sie waren einfach aufgegeben und ausgeplündert worden.

»Das waren die Schiffe, mit denen General Marcus McKen seine Weltraumbasis versorgte«, sagte Jannie Storm.

»Wollen wir uns nach Süden nach Port Everglades aufmachen?«

»Wir sehen uns noch ein wenig um«, sagte Jannie. »Vielleicht ist noch etwas von der Weltraumbasis des Generals übriggeblieben. Ich glaube, sie liegt da drüben am Ufer.«

Zehn Minuten später blickten Tregarth und Jannie Storm auf einen Stacheldrahtzaun, an dem ein schiefes großes Metallschild hing. Darauf stand mit roter Farbe:

ZUTRI TT VERBOTEN!
WELTRAUMBASI S MCKEN
GELÄNDE DER FRIEDENSSTAFFEL
UNBEFUGTE WERDEN
ERSCHOSSEN

»Irgend jemand ist immer noch hier«, sagte Jannie Storm verblüfft. »General McKens Leute haben das Zeichen nicht aufgestellt. Die hätten keine Warnungen ausgesprochen.«

»Vielleicht ist ihnen das Sonnenlicht nicht bekommen«, sagte Tregarth geistesabwesend. Er spähte durch den Stacheldrahtzaun und konnte Umrisse ausmachen. Ein Gerüst, das sich in den Himmel reckte. Ein weißes Gebäude, das so riesig war, daß es die gesamte Kuppel von Atlantica-City nicht hätte aufnehmen können. Eine lange Straße führte darauf zu, die beinahe bis an den Stacheldrahtzaun reichte – dann war sie unterspült worden.

»Was willst du jetzt machen, Tregarth?«

»Einen Weg hinein finden«, sagte er knapp.

Sie seufzte und grinste dann. »Ich bin dabei«, meinte sie. »Aber wenn du da rein willst, gibt es einfachere Wege, als über diesen Zaun zu klettern. Wir könnten einfach mit dem Wagen ein Loch hineinrammen.«

Es stellte sich heraus, daß das nicht nötig war; einen halben Kilometer zum Strand hin lag der Stacheldraht unter einer Sanddüne begraben. Flach und nackt lag das Land vor ihnen, und nur vereinzelte Fundamente zeigten noch an, wo sich früher einmal Gebäude befunden hatten. Die Gebäude waren gesprengt worden, vermutlich, um Angreifern keine Deckung zu bieten.

Doch als sie wieder auf die alte Straße kamen, befanden sich Bauwerke vor ihnen, die nicht zerstört worden waren. »Vorsichtig«, warnte Jannie Storm vom Geschützturm des Panzers. »Vor uns liegt ein Maschinengewehrnest!« Doch in der Nähe gab es keinerlei Lebenszeichen, und als Tregarth vorsichtig darauf zufuhr, konnten sie erkennen, daß die Gewehrscharten mit Sand gefüllt waren. Das Nest war verlassen.

Einige Male kamen sie an ausgebleichten Knochen vorbei, wo ein Tier oder ein Mensch in der sengenden Sonne gestorben war. Dann näherten sie sich dem ausgedehnten Startfeld. Tregarth konnte einen Kontrollturm erkennen, der neben einem zerstörten Hangar beinahe winzig aussah.

Doch nirgends waren Luft- oder Raumfahrzeuge der Friedensstaffel zu sehen. Nichts rührte sich. Und auch der Kontrollbunker, der am Fluß lag, war ebenso menschenleer.

Aber gleich hinter dem Bunker am Flußufer –

»Da ist ein Boot!« rief Jannie. »Und da sitzt jemand drin, der uns einfach nur ansieht! Das sieht aus...« Einen Augenblick lang erstarrte ihre Stimme vor Verblüffung. Dann keuchte sie: »Das ist ein kleines Mädchen!«

Vorsichtig fuhren sie über den aufgeplatzten Asphalt um den Bunker herum auf das Boot zu. Jannie schwenkte den Geschützturm angespannt in alle Richtungen, um vor jeder Überraschung

sicher zu sein. Ein Dutzend Meter vor dem Flußufer hielt Tregarth an.

Das Mädchen sah wahrlich sonderbar aus. Auf dem Kopf trug sie einen großen Sombrero, und dunkle Gläser bedeckten ihre Augen. Ihr Gesicht und die Hände waren mit einer schmierigen Farbschicht bedeckt. Sie sah zu dem gepanzerten Fahrzeug auf und sagte höflich: »Guten Morgen, Señor. Ich heiße Maria. Ich habe geangelt, aber wie Sie sehen können, habe ich noch nichts gefangen.« Sie deutete auf den leeren Boden des Skiffs. »Mein Vater dachte, daß vielleicht der Sturm einige Fische zurückgebracht hätte, aber an meinem Köder hat keiner angebissen. Haben Sie Alligatoren gesehen?«

»Alligatoren?« wiederholte Tregarth verblüfft. Er wandte sich Jannie zu, die neben ihm Platz nahm. »Wovon redet sie?«

»Das weiß der Himmel.« Sie kurbelte die Scheibe herunter und lehnte sich heraus. »Was machst du denn hier, Maria?« rief sie.

»Fischen, Senora«, sagte das kleine Mädchen. »Und auch Ihnen einen guten Morgen«, fügte sie höflich hinzu.

»Guten Morgen«, gab Jannie grinsend zur Antwort. »Ich will eigentlich nur wissen, wo deine Leute sind?«

»Ach, die sind auf der Siedlung auf dem Festland, Senora«, sagte das Mädchen und wies über den Fluß. »Der Sturm hat ein paar unserer Sonnenschutze umgeweht, und sie müssen sie natürlich sofort reparieren. Aber, bitte, haben Sie Alligatoren gesehen?«

»Alligatoren? Nein«, sagte Jannie. »Wie viele Leute leben denn in eurer Siedlung?«

»Oh, viele, Senora«, versicherte ihr das kleine Mädchen. »Da ist Manuel und Sergeant Lucas und meine Mutter, Angela, und mein Vater Corporal Hagland und Commander Ryan und viele andere.«

»Commander Ryan?« Jannie runzelte die Stirn. »Der Astronaut?«

»Genau, Senora«, sagte das kleine Mädchen und lächelte vernünftig. »Wissen Sie, er ist der Commandante von uns allen. Er hält alles in Ordnung, bis der General McKen von seinem Platz am Himmel wiederkommt. Allerdings«, ergänzte sie schüchtern. »In den Himmel habe ich schon oft geschaut, aber General McKen habe ich noch nicht gesehen.«

Sie setzte sich auf das Dollbord des Bootes und sah sie gelassen an. »Sie sieht nicht sonderlich gefährlich aus«, sagte Tregarth zweifelnd zu Jannie Storm.

»Sie sieht auch nicht so aus, als ob sie ein U-Boot in der Tasche hätte«, schnappte Jannie. »Warum reden wir überhaupt mit ihr? Wahrscheinlich sollten wir umkehren und zusehen, daß wir von hier verschwinden!« Als Tregarth die Achseln zuckte, sagte sie unvermittelt: »Trotzdem glaube ich, daß wir etwas Essen für sie erübrigen können, wenn du willst. Wenn ihre Leute von Fisch gelebt haben, dann haben sie ganz schön magere Zeiten hinter sich. Jedenfalls könnten wir ihr ein paar Vitaminpillen geben – wir haben mehr, als wir brauchen.«

»Warum nicht« Tregarth grinste und rief: »Maria, weißt du, was Vitamine sind?«

»Vitamine, Senor!« sagte das kleine Mädchen zweifelnd.

»Pillen, die dich gesund machen«, erklärte Tregarth. »Als Ausgleich für das Gemüse, das ihr nicht mehr anbauen könnt.«

»Oh, aber wir haben doch Gemüse, Senor«, versicherte ihm das Mädchen. »Meine Mutter hat mir erklärt, daß ich den Salat und das Obst essen muß, und das Obst macht mir nichts aus, das ist sehr gut, aber die rohen Mohrrüben mag ich nicht besonders.«

»Frisches Gemüse?«, sagte Jannie verblüfft. »Aber wie...«

Der Blick des kleinen Mädchens glitt einen Moment zur Seite und richtete sich dann wieder auf sie. »Oh, in den Glashäusern haben wir kleine Anbauplätze, Senora. Und dort lassen wir viele Sachen wachsen...«

Dann veränderte sich ihre Miene.

Zu spät brüllte Tregarth: »Paß auf! Irgend etwas geht hier vor sich...«

Unter der Scheibe gab es ein kratzendes Geräusch, und dann tauchte der Kopf eines Mannes auf. Er war mit der gleichen dicken Schmiere wie das Mädchen bedeckt, und in der Hand hielt er eine Waffe, die genau auf sie gerichtet war. »Das hast du gut gemacht, Maria«, rief der Mann und nahm dabei den Blick nicht von Jannie und Tregarth. »Was euch beide angeht, solltet ihr euch sehr, sehr langsam bewegen. Macht die Tür auf und kommt mit erhobenen Händen heraus. Macht keine Dummheiten. Denn ihr habt militärisches Sperrgebiet betreten, wißt ihr, und könnt jetzt schon ohne Warnung erschossen werden.«

Obleich das Mädchen nicht älter als sechs Jahre alt war, wußte sie bereits, wie man einen festen Knoten bindet. Während ihr Vater sie in Schach hielt, fesselte sie Tregarth und Jannie Storm die Arme auf den Rücken. Als sie dann in das Skiff stiegen, startete sie den Außenbordmotor und setzte sich an das Steuerruder.

Tregarth und Jannie saßen mittschiffs zum Heck gewandt, während Corporal Max Hagland, der Vater des Mädchens, im Bug hinter ihnen kauerte und sie im Auge behielt.

»Ich hoffe, daß Sie mir das verzeihen«, erklärte Maria ernst, »denn natürlich ist es die oberste Pflicht von uns allen, die Basis McKen der Friedensstaffel zu schützen. Ich hoffe, daß Sie nicht erschossen werden.«

»Vielen Dank«, entgegnete Tregarth.

»Aber gern geschehen«, sagte sie. »Und würden Sie bitte auf das Wasser aufpassen. Ich meine, für den Fall, daß Alligatoren kommen«, ergänzte sie und runzelte konzentriert die Stirn, als sie das Boot nach Süden durch eine Passage zwischen dem Strand und einer Insel steuerte, die ebenso kahl wie das Festland war. »Das ist Gator Key«, sagte sie und zeigte mit dem Finger darauf. »Früher waren da viele Alligatoren. Ein paar sind ge-

storben, aber die übrigen müssen wir töten, wenn wir sie sehen, denn einer von ihnen war vom Dämon besessen.«

»Wovon redest du da?« wollte Jannie Storm wissen.

»Vom Dämon, der im Juwel lebt«, erklärte Maria. »Der Anführer der Alligatoren war einer, und er hat viele Menschen getötet, bevor Commander Ryan ihn erschossen hat. Selbst jetzt, da er tot ist, ist er sehr mächtig – Sie werden schon sehen!«

Bei dem kindischen Geschwätz verzog Tregarth das Gesicht. Er versuchte nachzudenken. Es mußte doch irgendeinen Ausweg geben! Wenn er sich plötzlich nach hinten warf... wenn er den Mann mit der Waffe über Bord stoßen konnte... wenn dann er und Jannie Storm das kleine Mädchen dazu zwingen konnten, ihnen die Fesseln zu lösen...

Aber als er gerade den Kopf wenden wollte, um zu sehen, wo sich Corporal Max Hagland genau befand, spürte er, wie sich der kalte Stahl des Pistolenlaufs sich gegen seinen Hals preßte. »Drehen Sie sich nicht um«, befahl der Mann. »Sie sollten noch nicht einmal so aussehen, als ob Sie daran denken würden, sich umzudrehen. Commander Ryan wird mir nicht böse sein, wenn ich Sie selbst erschieße.«

Den Rest der Fahrt saß Tregarth mit gesenktem Kopf in der glühenden Sonne. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihm einen Hut zu geben öde ihm Farbe ins Gesicht zu schmieren. Dann schwenkte das Boot in eine kleine Bucht, wurde langsamer und setzte knirschend auf Sand auf. »Jetzt können Sie aussteigen«, befahl Corporal Hagland. Und als sie aus dem Boot stolperten bemerkte Tregarth, daß ein Mann sie beobachtete. Er trug die Uniform der Friedensstaffel und die Abzeichen eines Lieutenants.

»Was haben Sie denn da gebracht, Max?« wollte der Mann wissen. »Zwei weitere Zaunkletterer?«

»Sie waren nicht vor dem Zaun«, erklärte Hagland. »Sie waren schon bei den Startfeldern. Hatten einen Panzerwagen. Wenn Maria nicht gewesen wäre, hätte ich sie vielleicht nicht erwischt.«

»Ach ja?« Der Lieutenant kam näher heran. »Warten Sie mal, Corporal«, sagte er. »Sehen Sie nicht, daß diese Frau eine Uniform der PanMack-Friedenstruppe trägt?«

»Ich nehme an, daß sie sie gestohlen hat«, sagte Hagland angewidert.

»Nun, Commander Ryan ist derjenige, der das herausfinden muß – kommen Sie, bringen Sie Ihre Gefangenen zum Büro des Kommandanten!«

Als Tregarth einen Kiesweg entlang stolperte, starrte er auf die kleine Siedlung, die in einen Palmhain eingebettet war. Natürlich waren die Bäume sämtlich abgestorben, aber die kleinen Gebäude sahen aus, als hätte der Ozonsommer ihnen nichts anhaben können. Einige waren sogar mit leuchtender neuer Farbe versehen worden. Über den Palmwipfeln waren Tarnnetze gespannt – Netze, die selbst vor ultravioletten Strahlen Schutz boten. Der Wind hatte einige Netze fortgeweht, aber Tregarth sah, wie Leute auf die Bäume kletterten und sie wieder festzurten.

Das Hauptquartier des Kommandanten war ein steinernes Gebäude mit einem Mast, an dem eine PanMack-Flagge wehte. Irgendwo im Inneren tuckerte ein Dieselmotor, und Glühbirnen kämpften gegen das Halbdunkel.

Als Tregarths Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er einen schlanken, rothaarigen Mann, der sich über einen Computer beugte. Auf dem Schild auf seinem Schreibtisch stand Cmdr. Wernher Ryan, Kommandant. Fragend sah der Mann auf, als der Lieutenant die Gefangenen hereinführte.

»Wen haben Sie da?«, fragte er, und der Corporal sagte eifrig: »Nur zwei Zaunkletterer, Sir. Sie waren schon auf dem Basisgelände.« Er berichtete ihm alles über den Panzerwagen und die listige Vorgehensweise seiner Tochter, aber Tregarth hörte kaum zu. Erstaunt sah er sich das Gebilde an, das hinter dem Kommandanten an der Wand hing. Es war die Haut eines riesigen Alligators; und mitten auf der Stirn gerade unterhalb der winzi-

gen bösen Augen entdeckte Tregarth etwas, das wie ein riesiges Rubinjuwel aussah.

»... hören Sie mich nicht?« sagte eine scharfe Stimme. Tregarth schüttelte sich; der Kommandant starrte ihn an.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich hatte mir gerade diesen Alligator angesehen.«

Der Kommandant nickte ernst. »Das Biest ist auch einen Blick wert. Es hat uns viele gute Männer gekostet. Aber ich fragte Sie beide, wer Sie sind und woher Sie kommen.«

Tregarth öffnete seinen Mund zu einer Entgegnung, dann zögerte er und sah den Kommandanten an. Commander Wernher Ryan war das Paradebeispiel eines Astronauten. Die einzige Unstimmigkeit waren seine Augen. Sie waren finster. Von einem Mann mit solchen Augen konnte man Gerechtigkeit erwarten, dachte Tregarth. Aber niemals Gnade.

Der Kommandant seufzte. Dann sagte er: »Sergeant Storm, da Sie ein Mitglied der Friedenstruppen sind, stehen Sie jetzt unter meinem Befehl. Der Adjutant wird Ihnen ein Quartier und Ihre Pflichten zuweisen. Willkommen in der Basis McKen der Friedensstaffel.«

Mit rauher Stimme sagte Jannie Storm: »Was ist mit Kapitän Tregarth?«

Mit immer noch mildem Ton wandte Ryan sich an Tregarth selbst. »Kapitän Tregarth, für Sie haben wir hier keinen Platz. Basis McKen ist ein gefährdeter Außenposten. Außer militärischem Personal und unmittelbaren Angehörigen kann niemand hier bleiben. Ausnahmen gibt es nicht.«

Tregarth sagte: »Ich werde gehen. Ich will nur ein Schiff finden, das mich nach Atlantica-City zurückbringt.«

»Atlantica-City«, wiederholte der Kommandant nachdenklich. »Ich fürchte, das wird kaum möglich sein.« Er machte eine Pause, als ob er nach Worten suchen müßte. »Ich glaube, Sie haben ein Recht darauf, zu erfahren, was in Basis McKen auf dem Spiel steht. Wir sind das einzige verbliebene Erdkontingent der Welt-

raumstreitkräfte von General Mcken. Daher ist es unsere Pflicht, diese Basis zu schützen. Wir haben sie gegen Plünderer und Guerrillabanden gehalten – und gegen Schlimmeres«, sagte er und warf einen Blick auf den Alligatorenschädel über ihm.

»Ich sagte, daß ich gehen würde«, erwiderte Tregarth ungehalten.

»Ich fürchte, nicht, Kapitän Tregarth«, sagte Ryan bestimmt. »Wir können es nicht riskieren, daß Sie mit einer bewaffneten Truppe zurückkehren. Daher muß ich Sie bedauerlicherweise zum T...«

»Halt, warten Sie!«, schrie Jannie Storm. »Sie sagten, daß ich jetzt zu Ihrer Abteilung gehörte! Und Sie sagten auch, daß die Angehörigen hier leben dürften!«

»Achten Sie auf Ihren Ton gegenüber dem Kommandanten, Sergeant!« schnarrte der Lieutenant, doch Kommandant Ryan hob die Hand.

»Sie haben nicht gesagt, daß Sie mit diesem Mann verwandt wären, Sergeant Storm«, sagte er.

»Verwandt? Er ist mein Mann! Wenigstens«, fuhr sie fort, wobei sie Tregarth nicht ansah, »haben wir nach jemandem gesucht, der uns miteinander verheiratet, seit wir Baltimore verlassen haben.« Und sie wandte sich Tregarth zu. »Stimmt es nicht, Ron?«

Und so kam es, daß sich eine Stunde später Kapitän Rodney Everett Tregarth und Sergeant Janice Phyllis Storm im Büro des Kommandanten die Treue schworen.

Kapitel 16

Als Graciela Navarro am Morgen jenes Tages erwachte, an dem die Atlantica Countess auslaufen sollte, sah sie als erstes das Foto von Ron Tregarth auf ihrem Nachttisch. Die neue Kuppel war mittlerweile bewohnbar, die ersten Flüchtlinge aus PanNegra-City begannen einzuziehen, und sie hatte ihr Zimmer wieder für sich alleine.

Rasch zog sie sich an. Das Leben in Atlantica-City hatte sich ein wenig normalisiert. Allerdings waren die Vorratslager weitgehend leer, und die Luftumwälzer waren derart überlastet gewesen, daß jede Einheit ausgeschaltet und überholt werden mußte. Die Stadt schien einfach erschöpft zu sein.

Als sie den Raum verließ, drehte sie sich ein letztes Mal zu Tregarths Foto um. »Bitte, kommt wieder«, flüsterte sie leise und lief zu den Auslaufdocks.

Die Atlantica Countess würde sich auf eine längere Erkundungsmission begeben. Zu der Mannschaft gehörten nicht nur fünf PanNegraner und neun Atlanticaner an, sondern es war auch ein ehemaliger Offizier der PanMack-Friedensstaffel an Bord, Dennis Mcken. Welch ein Streit war über seine Aufnahme entbrannt! Viele behaupteten, daß es Wahnsinn sei, eine Landratte mit einer brisanten Mission zu beauftragen. Bürgermeisterin Mary Maude McKens ganze Autorität war nötig gewesen, um die Frage zu klären. »Er kennt das Land besser als irgendeiner von uns«, stellte sie fest. »Wir haben keine andere Wahl, als ihm zu vertrauen.« So wurde es dann beschlossen.

Sie hatte allerdings nicht erwähnt, daß es sich bei dem Offizier um ihren Sohn handelte.

Als die Atlantica Countess bereit zum Auslaufen war, hielt die Bürgermeisterin eine kleine Ansprache. Nachdem sie geendet hatte, sah sie mit einem eigenartigen Blick zu dem hochgewachsenen jungen Mann auf. »Du wirst zurückkommen, nicht wahr, Dennis?« flüsterte sie.

Er grinste sie an. »Ich werde zurückkommen«, sagte er und legte seine Arme um sie. »Ich würde dir gegenüber kein Ver-

sprechen brechen«, sagte er seiner Mutter. Dann richtete er sich auf und blickte auf Graciela Navarro.

»Oder dir gegenüber, Graciela«, sagte er.

Als sich Graciela eine Stunde später auf ihrem Meeresschlitten hinausfuhr, spürte sie immer noch das sonderbare Kribbeln, das Dennis McKens Worte in ihr ausgelöst hatten. Sie konnte nicht leugnen, daß der ehemalige PanMack ein außerordentlich gutaussehender Mann war. Aber sie liebte doch Ron Tregarth, sagte sie sich ernst. Sie hatte gelobt, ihn zu heiraten, und dieses Gelöbnis wollte sie auch einhalten.

Aber wo war Ron Tregarth? Gab es überhaupt noch einen Ron Tregarth, der irgendwo in der Welt am Leben war?

Doch für diese persönlichen Sorgen hatte sie jetzt keine Zeit; das Überleben von Atlantica-City zu sichern war erste Bürgerpflicht geworden.

Sie mußte die Ernährung sicherstellen, was bedeutete, neue Anbaugebiete zu erschließen, und dazu hätten sie die Kraken gebrauchen können – wenn sie nicht verschwunden wären.

Doch jetzt war die Zeit gekommen, sie zu suchen, damit sie die Fähigkeiten anwendeten, die Graciela ihnen so mühsam beigebracht hatte.

Falls die Kraken noch am Leben waren.

Vier Stunden später fand Graciela heraus, daß zumindest Triton noch zu ihr kommen würde – allerdings äußerst unwillig. Sie hatte es überall versucht – bei den Farmen, bei den Thermalquellen, dem Kraftwerk. Jedesmal hatte ihr verstärkter Ruf das Wasser im Umkreis von einem halben Kilometer erschüttert. Aber keine Antwort war erklungen... bis sie auf dem Rückweg zur Kuppel bei dem Wrack der alten Aussichtsplattform halt machte.

Dort waren Kraken.

Sie nahm Radarbilder von ihnen wahr, rasche huschende Bewegungen, die im Wrack selbst verschwanden. In der Nähe des

klaffenden Loches im Stahlgerüst hielt Graciela ihren Meereschlitten an und schaltete ihren Außenlautsprecher ein: »Nessus, komm! Triton, komm! Holly, komm! Alle Kraken, kommt! Graciela hier, ja!«

Es kam keine Antwort.

Trotzdem war Graciela sicher, daß sie Kraken gesehen hatte. Möglicherweise handelte es sich um wilde Kraken. Wie jedes Wrack auf dem Meeresgrund hatte auch die alte Plattform die Lebewesen angelockt, denn hier gab es reichlich Nahrung.

»Kraken kommen!« rief sie. »Graciela hier, ja. Kommt jetzt, ja!«

Keine Antwort – und dann ertönte nicht aus dem Wrack, sondern hinter ihr eine Stimme. »Triton kommt, ja. Triton hier sieht Graciela, ja.«

Im Licht ihres Meeresschlitten leuchtete der Krake in ungesundem Lavendel; seine Tentakel zuckten nervös, als er sich langsam näherte, aber für Graciela war er ein wunderbarer Anblick. »Graciela froh, ja!« schrie sie. »Gut Graciela sieht Triton, ja!«

Doch die Antwort des Kraken lautete: »Graciela geht fort dieser Platz, ja! Graciela geht jetzt, ja!«

Graciela holte tief Luft und sagte: »Graciela geht nicht! Triton spricht Graciela, ja. Kraken wo?«

Das Tier antwortete nicht – jedenfalls nicht in Worten. Doch zwei Tentakel schossen hervor, packten das Mädchen an der Hüfte und zerrten sie auf den Meeresschlitten zu. »Graciela geht jetzt, ja!« stellte die unmenschliche Stimme fest.

»Triton, nein!« schrie sie. »Graciela geht nicht!« Sie versuchte sich zu befreien, aber in ihrem menschlichen Körper befand sich nicht die Kraft, um sich mit den zehn Meter langen Tentakeln des Kraken zu messen. Er drückte sie gegen die Gurte des Schlittens, während zwei weitere Tentakel geschickt das Ankerkabel lösten und Triton sie vom Wrack fortzuzerren begann.

»Triton hält jetzt, ja!«, brüllte sie. »Triton spricht Graciela, ja! Kraken wo? Krake Nessus wo?«

Sie waren schon über zehn Meter vom Wrack entfernt. Triton schien sich etwas beruhigt zu haben. Er wurde langsamer. Für einen Moment wanden sich seine Tentakel unentschlossen. Dann brachte er einen Satz hervor: »Krake Nessus an Krakenort, ja.«

»Nessus nicht kommt, warum?«

Unruhig bewegten sich Tritons Tentakel. »Sag!« befahl sie.

»Nessus mag Graciela jetzt nicht.«

Das versetzte ihr einen Stich. »Nessus mag Menschen, ja?«

Triton hatte offenbar Schwierigkeiten, sich verständlich auszudrücken. »Nessus mag Krakenmenschen, ja. Mag Gracielamenschen nicht.«

»Krakenmensch! Krakenmensch ist was?«

Aber der Krake erwiderte nur störrisch: »Krakenmensch ist Krakenmensch, ja.« Dann verfielen Tritons Tentakel in hektische Bewegungen, und er begann Graciela wieder schneller als zuvor fortzuzerren. »Graciela geht jetzt, ja!« dröhnte er. »Geh jetzt, geh jetzt, ja, ja!«

»Triton, halt!« schrie sie.

Aber der Krake wiederholte lediglich: »Geh geh geh jetzt jetzt jetzt, ja, ja!« Und dann sagte er: »Krakenmensch hier, ja! Krakenmensch frißt Gracielamenschen, ja! Graciela geht, ja, ja!« Er stieß einen dicken Strahl aus schwarzer Flüssigkeit aus.

Und als Graciela Navarro sich im Griff des Kraken wand, um zu sehen, was ihn so aufgereggt hatte, erhaschte sie einen kurzen Blick auf etwas, das im Eingang der zerstörten Plattform stand, das sie heranzuwinken schien. Nur einen kurzen Blick. Dann verhüllte die schwarze Wolke ihr Sichtfeld...

Doch es schien eine menschliche Gestalt gewesen zu sein, nackt und ungeschützt dem tödlichen Druck der Tiefen preisgegeben.

Die Gestalt einer Frau – jener Frau, die das verschollene Forschungsschiff befehligt hatte: Vera Doorn. Und mitten auf ihrer Stirn funkelte etwas Rotes wie ein riesiges Juwel.

Es war das erste Mal, daß Graciela Navarro – obgleich sie es noch nicht wußte – eine Ahnung vom Ewigen bekam.

Als ich noch im Fleische lebte, lebte ich an einem Ort unter einem Meer auf einer Welt. Als ich noch im Fleische lebte, liebte ich und arbeitete ich und suchte ich nach Erkenntnis.

Jetzt lebe ich im Ewigen, und ich habe Erkenntnisse gefunden.

Ich liebe immer noch. Ich liebe all jene, die wie ich als Arme und Werkzeuge des Ewigen dienen, die Mollusken und die Fische und die großen Wale. Sie sind geringer als ich (so wie ich geringer als das Ewige bin), aber ich liebe sie dennoch, denn im Ewigen sind alle vereint.

Für immer.

Ich liebe auch immer noch jene, die ich liebte, als ich im Körper von Vera Doorn lebte. Ich werde sie retten, wenn ich kann, und dann werden wir alle im Ewigen leben....

Für immer.

Das zweite Jahr

Kapitel 17

Als sein Bus, der von Friedenspolizisten auf Motorrädern flankiert wurde, durch die Wachstationen von Quaggerheim raste, empfand Bluestone eine sonderbare Erleichterung. Die Expedition war kein Erfolg gewesen. Über die Hälfte der Lastwagen, die hinter ihnen herrumpelten, war nicht beladen. In dem zweiten Jahr, seit der Komet Sicara die Erde dem sengenden Sonnentod preisgegeben hatte, waren sämtliche Speisekammern des Planeten leer.

Doch innerhalb der Mauern von Quaggerheim befand er sich in einer anderen Welt.

Vor der Zeit des Kometen hatte Bluestone nicht erwartet, jemals froh darüber zu sein, Quaggerheim zu betreten. Jetzt machten sogar die Stacheldrahtzäune einen anheimelnden Eindruck, dachte Bluestone und verzog das Gesicht. Und drinnen...

Hinter den gewaltigen Türen war die Luft kühl und frisch. Blumen und Topfpflanzen säumten die Hallen, die er durchschritt. Die Trostlosigkeit, die dem Kometen Sicara gefolgt war, hatte die Menschen in Quaggerheim kaum berührt... mit einer Ausnahme.

Das war Lord Quagger selbst. In diesem einen besonderen Jahr war Quagger in sich selbst zusammengesunken. Er war fatter als je zu vor, so abscheulich fett, daß seine Ärzte ihn mit Tränen in den Augen anflehten, weniger zu essen; dabei liebten sie weniger Lord Quagger als vielmehr ihr eigenes Leben. Sie wußten, was mit ihnen geschehen würde, wenn das Überanspruchtee Herz versagte. Quaggers Haut war grau, der Blick stumpf. Selbst seine Prahlerei war gemeinsam mit den wilden leeren Planen verschwunden, die Imperien seiner abwesenden Vettern zu übernehmen.

Als Newt Bluestone in den Audienzsaal vorgelassen wurde, sah er Quagger schlaff auf seinem großen Thron sitzen, während Angie eifrig um ihn herumzappelte und die Diener ärgerlich anschnatterte. Aber Quagger wandte zumindest sein Gesicht Newt Bluestone zu und sah ihn aufmerksam an.

Angie spuckte böse in Bluestones Richtung, Quagger befahl ihr, still zu sein. »Mein guter Amanuensis! Berichten Sie mir, wie steht es um meine Länder?«

»Die Dinge beginnen sich zu normalisieren, Lord Quagger«, sagte Bluestone, der nach Worten suchte, die keine schieren Lügen waren. Er überflog seinen Bericht über das zerstörte Pueblo, Cheyenne und Denver, sprach nur kurz von den verdorrten Farmen. »Aber hier und da kommt wieder etwas Grün hervor, Lord Quagger! Ich glaube, die Ozonschicht beginnt sich wieder zu regenerieren.«

Quagger lauschte geistesabwesend und streichelte die abscheuliche Angie. Sein Blick hing traurig an den Bildern an der Wand. Es gab nichts, was Bluestone Quagger zu berichten hatte, das ihm andere nicht schon gesagt hatten, doch tat er weiterhin so, nicht zu wissen, wie schlecht es wirklich stand. »Aber die Steuereinnahmen«, beschwerte er sich. »Man sagt, daß sie bei weitem nicht vollständig sind.«

»Lord Quagger«, sagte Bluestone düster, »es gibt nicht viel einzutreiben.« Steuern! Sie hatten keine Steuern eingesammelt – sie hatten mit Waffengewalt das Essen weggenommen, das die Menschen zum Überleben brauchten!

Quagger schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht stimmen. Sehen Sie sich diese Getreidesilos an«, befahl er und deutete auf die hohen weißen Gebäude auf einem Bildschirm. »Darin ist doch genug Nahrung, um Quaggerheim ein Jahr lang zu versorgen!«

»Aber sie sind leer! Dort gibt es nichts außer den Skeletten von Menschen, die gekämpft haben, um das Getreide zu stehlen oder um es zu beschützen. Es gibt nichts mehr zu besteuern! Die Menschen verhungern.«

Quagger schien ihn nicht zu hören. »Gut«, sagte er geistesabwesend. »Sie wissen, wie mein Herz für meine getreuen Untertanen in dieser schweren Zeit blutet, Newt.« Bluestone nickte und versuchte, sich von seinen wirklichen Gefühlen nichts anmerken zu lassen. »Tatsächlich«, stellte Quagger fest, »teile ich alle Schmerzen, die die ganze Welt erleidet. Die Verbrennungen,

den Durst und die Verzweiflung – vor allem den Hunger«, fügte er hinzu und winkte gereizt einem Diener, ihm ein frisches Tablett mit gekühltem Obst zu reichen.

Dann veränderte sich seine Miene. »Dieser Ozonsommer«, rief er, »hat uns sicherlich allen großes Ungemach bereitet, aber da Sie jetzt mit den guten Neuigkeiten zurückgekehrt sind...«

»Lord Quagger«, begann Bluestone, »ich habe doch nur ein paar Orte gesehen, an denen wieder Unkraut zu wachsen beginnt.«

»Unwichtig!« stellte Quagger fest und nahm sich einen Pfirsich. »Das Zeug beginnt wieder zu wachsen. Und dann...« Er spuckte wütend aus, nahm die Frucht aus seinem Mund und starrte darauf. »Cele!« schrie er. »Versuchst du mich zu vergiften? Warum kann ich keine frischen Früchte bekommen?« Angie riß die Frucht an sich und drehte sie wütend schnatternd in ihren Händen. Dann schleuderte sie sie zornig von sich.

»Wir haben keine frischen Pfirsiche mehr, Lord Quagger«, sagte das Mädchen namens Cele. Sie gehörte zu den dreien, die der Schwimmhäutlerfrau Graciela Navarro so ähnlich gesehen hatten, daß Quagger sich nicht zwischen ihnen hatte entscheiden können. Er hatte sie ›Grace‹, ›Cele‹ und ›Ella‹ genannt.

Angie kreischte die Frau an, aber Quagger beschloß, großzügig zu sein. »Ah, diese schrecklichen Zeiten«, murmelte er und beruhigte die kleine Kreatur mit einer Hand. »Dennoch müssen wir uns darauf besinnen, Newt, daß dieses schreckliche Jahr nicht nur eine Plage und eine Prüfung für uns ist. Es ist eine Gelegenheit! Die Ozonwolke mag schwarz erscheinen, aber ich werde ihr einen Silberstreif verleihen!«

Angie kreischte vor Vergnügen. Quagger streichelte sie zärtlich, sein verwüstetes altes Gesicht nahm einen fast beflissenen Ausdruck an, als er sich für das Thema zu erwärmen begann. »Die Ordnung ist vernichtet worden!« deklamierte er. »Die Rasse befindet sich am Rande der Auslöschung. Doch ich, Simon McKen Quagger, werde sie retten. Newt! Verstehen Sie, wie wichtig Ihre Rolle dabei sein wird?«

»Nun, ich denke schon«, sagte Bluestone mutlos.

Quaggers Stimme hob sich, als er ausrief: »Sie werden es aufzeichnen! Sie werden das Epos meines Lebens vervollständigen, ein Epos, das von tapferen Männern und Frauen tausend Jahre lang im Gedächtnis bewahrt werden wird, die Saga eines Retters der Menschheit. Newt, überlegen Sie doch einmal! Sehen Sie sich die Männer an, die die Welt bewundert hat – Alexander, Caesar, Napoleon, mein eigener verehrter Großvater Angus Mcken. Keiner von ihnen hat sich den Herausforderungen gegenübergesehen, denen ich mich zu stellen wage! Ist es nicht so, Newt?«

»Die Dinge stehen wirklich schlecht, Lord Quagger«, gab Bluestone zu.

»Im Vergleich zu mir werden also alle anderen großen Helden der Geschichte wie bloße Zwerge erscheinen! Und Ihre Aufgabe, Newton Bluestone, wird darin bestehen, meinen Namen in Worten und auf Band und Film einzubrennen als den jenes furchtlosen Kämpfers, der die Menschheit aus dem Schatten des Kometen in die Wunder führte, die zukünftige Historiker sehr wohl das Zeitalter Quaggers nennen mögen.«

Am Ende seiner Rede war er tatsächlich aufgestanden und schrie Bluestone die Worte entgegen, während Angie auf seiner Schulter triumphierend und aufgeregt keckerte und krächzte.

Dann sank er zurück. Die Anstrengung war zu groß für ihn gewesen. Angie brachte sich auf der Thronlehne in Sicherheit, als Quaggers altes Gesicht wieder in seinen Speckfalten verschwand. »Sie haben sich erschöpft, Lord Quagger«, rief das Mädchen Cele.

»Ja«, schnaufte Quagger schwach. »Bringt mir Wein, nein, noch besser, bereitet mein Bett und bringt den Wein in mein Schlaf gemach. Es war ein anstrengender Tag.« Er reckte teigige Arme, damit man ihm aufhalf, dann hielt er inne. Flehend sah er zu Newt Bluestone. »Sie sagten, daß wieder etwas zu wachsen beginnt?« fragte er.

Unwillkürlich tat Bluestone das alte Ungeheuer ein wenig leid. »Ja, Lord Quagger. Tatsächlich gab es sogar einen Vogel – wir hatten ihn entdeckt, als wir die Wachstationen durchführen. Ein Wildvogel, der irgendwie überlebt hat.«

Quaggers Augen leuchteten auf. »Ein Vogel? Ein wilder Vogel? Der um unseren Berg herumfliegt?«

»Das stimmt, Lord Quagger«, sagte Bluestone verblüfft. »Daß einige Vögel überlebt haben, ist eine gute Nachricht, obwohl der Himmel allein weiß, wovon sie gelebt haben...'.«

»Das sind wundervolle Neuigkeiten! Wissen Sie, was wir jetzt tun werden, Newt? Wir werden ihn jagen.« Quagger strahlte. »Ja, in der Tat. Wie in den alten Tagen! Sobald ich mich ein wenig ausgeruht habe, gehe ich auf die Jagd. Was halten Sie davon?«

Bluestone starrte ihn ungläubig an. »Aber – Aber Lord Quagger! Falls irgendein Vogel überlebt hat, sollte man ihn sich doch vermehren lassen, meinen Sie nicht? Von keiner Art können besonders viele Exemplare überlebt haben...« Er hielt inne, denn Quagger sah ihn ärgerlich an.

»Was sagen Sie da, Newt? Denken Sie nicht, daß Ihrem Lord zur Abwechslung einmal ein wenig Entspannung zusteht?«

»Nun, natürlich, aber trotzdem...«

Quagger schüttelte bedächtig den Kopf. »Sie durchdenken die Dinge einfach nicht«, sagte er tadelnd. »Sie machen sich keine Vorstellung, welche Lasten ich in jedem Augenblick meines Daseins zu tragen habe. Ein wenig Unterhaltung könnte vieles bewirken – eine Gelegenheit, für ein paar Minuten die Sorgen der Regierungstätigkeit, die beständige Notwendigkeit, euch alle am Leben und gesund zu erhalten, die Planung der Zukunft beiseite zu legen. Nein, entschuldigen Sie sich nicht, Newt«, sagte er und lächelte wieder. »Ich weiß, daß Sie es nicht durchdacht haben.«

Als er sich in die Höhe schob und sich schwer auf Cele auf der einen Seite und Ella auf der anderen stützte, wagte Bluestone

einen letzten Protest: »Aber Lord Quagger, die meisten Vogelarten sind wahrscheinlich schon ausgestorben.«

»Vergessen Sie es, Newt.« Quagger hob die Hand und brachte ihn damit zum Schweigen. »Wo es einen gibt, gibt es wahrscheinlich noch mehr. Falls nicht – falls es der letzte seiner Art ist – Welch eine Trophäe!« Pfeifend rang er nach Atem. »Sie dürfen mich jetzt verlassen. Gehen Sie an Ihre Arbeit! Ich werde mich an die meine begeben!«

Während Angie lebhaft vor ihm herumtollte, humpelte er zu seinem Schlafzimmer.

Obgleich der zweite Ozonsommer fast vorüber war, hatte das geplagte Land sich noch keineswegs erholt. Die gnadenlose Hitze hielt an. Aber langsam begann sich in der oberen Atmosphäre der Ozonschild wieder zu bilden.

Aber war es für das Leben auf der Erdoberfläche zu spät?

Als Newt Bluestone darauf wartete, daß sich sein Herr ihm an den großen schußsicheren Toren von Quaggerheim anschloß, schien alles, was er sah, eine unglückliche Antwort auf diese Frage darzustellen. Aber dann hörte er hinter sich Schritte, und als er dann sah, wer es war, hob sich seine Stimmung. »Grace«, rief er erfreut aus.

Das Mädchen zuckte zusammen. »Bitte nennen Sie mich nicht so. Ich heiße Doris Calvert. Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß Lord Quagger auf dem Weg ist.«

»Doris«, sagte er entschuldigend. »Es tut mir leid.«

Sie warf ihm einen freundlichen Blick zu und fragte dann eifrig: »Wie ist es dort draußen, Newt? Ich höre, daß wieder Pflanzen wachsen. Wird jetzt alles besser?«

Er zögerte. »Ja, ein wenig«, gab er widerwillig zu. »Aber ob es rasch genug geschieht, um noch etwas zu nützen – das ist eine andere Frage.« Er schüttelte den Kopf und erinnerte sich an den furchtbaren Tod von Colorado Springs. Die letzten Angehörigen

seiner PanMack-Streitkräfte waren von einer Bande wahnwitziger Plünderer überwältigt worden.

»Ich schätze«, sagte er weiter, »daß in dem ganzen Gebiet außerhalb unserer Höhlen weniger als zehntausend Menschen noch am Leben sind. Früher gab es dort fünfzig Millionen!« Er schüttelte wieder den Kopf. »Doris, vor zwei Jahren lebten zehn Milliarden Menschen auf der Erde. In unserem Distrikt hat von fünftausend nur einer überlebt, an der Atlantikküste muß es noch schlimmer gewesen sein. Können Sie sich vorstellen, wie Städte wie New York und Boston aussehen? Und an Afrika oder Asien oder Südamerika will ich noch nicht einmal denken.«

»Aber Sie sagten doch, daß wieder Pflanzen zu wachsen beginnen«, meinte das Mädchen.

»Nur Unkraut«, sagte er verbittert.

»Natürlich, Newt, aber wenn es jetzt besser wird – nun, ich nehme an, daß es in diesem Jahr schon zu spät ist, aber können wir im nächsten Jahr nicht wieder Getreide anpflanzen?«

»Wenn wir so lange leben, bis es reif ist. Vielleicht.«

Als Lord Simon McKen Quagger erschien, würgte Bluestone ein Geräusch herunter, das beinahe ein Lachen war. Quagger sah nicht mehr nur lächerlich, sondern geradezu obszön aus. Er trug einen roten schweren Jagdmantel und einen Fischerhut mit Lachshaken. Eine Dienerin schleppte eine doppelläufige Schrotflinte. »Nun, Newt«, sagte er strahlend. »Was ist nun mit dieser Jagd?«

Aber dann blieb Quagger einen Augenblick lang in der Tür stehen und blickte um sich. Zum ersten Mal in fast zwei Jahren war er wieder außerhalb seines Berges, er zögerte, während seine Leibwachen vorangingen und jeden Winkel nach möglichen Meuchelmördern absuchten. Erst als sie ihm versicherten, daß sich innerhalb einer Meile kein Mensch aufhielt, tat er unbehaglich den ersten Schritt in die Außenwelt.

»Oh, das ist aber heiß«, keuchte er. »Sie sagten mir, daß die Sonne nicht mehr so stark sei, Newt!«

»Aber es ist doch Sommer«, entgegnete Bluestone. »Wenn es Ihnen lieber ist, können wir auch wieder hineingehen.«

»Ganz sicher nicht! Ich beabsichtige, auf diesen Vogel zu schießen. Wo ist das verwünschte Ding denn jetzt bloß?«

Sein Kammerherr sprach in das Funkgerät und berichtete: »Die Überwachung sagt, daß er sich vor ein paar Minuten am Eingang befand und sich jetzt in unsere Richtung bewegt.«

»Ah!« schrie Quagger mit leuchtenden Augen. »Gut! Wo ist jetzt mein Gewehr? Und denkt daran, keiner schießt, bevor ich es nicht sage!«

Der Kammerherr reichte ihm schweigend seine Schrotflinte. Ehrerbietig begann ein Leibwächter seinem Herrscher den Mechanismus zu erklären, doch Quagger schalt ihn: »Denken Sie, daß ich nicht weiß, wie man ein Gewehr bedient, Major? Um Himmels willen! Zu meiner Zeit habe ich Tausende von Tieren erlegt. Man hat mir gesagt, daß der Grizzly, den ich geschossen habe, der letzte im Yellowstonepark gewesen ist! Ein großer Kerl – selbst vom Hubschrauber aus sah er ziemlich wild aus. Wo ist jetzt dieses Vieh?«

Der Kammerherr sprach schnell in das Interkom; offenbar gefiel ihm nicht, was er zu hören bekam. »Er ist in der Nähe«, meldete er. »Sie sagen, daß es ein Kondor ist, aber...«

»Ein Kondor?« unterbrach Quagger sie und legte enttäuscht sein Gesicht in Falten. »Was soll ich denn mit einem Kondor? Wer hat denn je einen Kondor verspeist? Ich hoffte auf eine Wachtel oder auf einen wilden Truthahn!«

»Ja, aber Lord Quagger«, beharrte die Frau. »Die Überwachung meldet, daß an dem Vogel etwas seltsam ist. Es ist eine Art... nun, man sagt, in seiner Stirn sei eine Art Juwel!«

»Ein Juwel? Wer hat denn je von einem Vogel mit einem Juwel gehört? Sind die im Wachraum denn alle betrunken? Holen Sie sofort den Captain der Garde!«

»Lord Quagger«, sagte der Kammerherr, »ich habe mit dem Captain gesprochen. Er sagt – oh, da ist der Vogel!«

Und über den Hang kam ein riesiger Kondor auf sie zugesegelt, der die Flügel ein wenig eingezogen hatte, als ob er sich auf eine Beute stürzen würde.

Newt Bluestone konnte erkennen, daß die Überwachungsmannschaft nicht gelogen hatte. Ob es nun ein Juwel war oder nicht – etwas befand sich jedenfalls in dem gefiederten Kopf über den schwarzen Augen. Die Wachen schrien, Quagger brüllte, und Angie schien durchzudrehen. Sie klammerte sich an seinem Kopf fest, hatte den Schwanz fest um seinen Hals gewickelt und kreischte in sein Ohr.

Quagger stolperte und feuerte aus beiden Läufe gleichzeitig. Der Schuß ging fehl, aber der große schwarze Vogel, kam näher und stieß auf Quagger herab. Der Angriff galt jedoch gar nicht Quagger, sondern Angie. Aufkreischend schien sie ihre Arme um den nackten roten Hals des Vogels zu werfen und ließ Quagger los.

Quagger ruderte in panischer Furcht mit seinen Armen. »Tötet ihn!« blökte er. »Rettet Angie! Verletzt sie nicht!«

Die Wachen rückten mit schußbereiten Handwaffen vor, dann feuerten alle drei gleichzeitig. Schwarze Schwingen peitschten einen Augenblick lang die Luft, dann sanken sie schlaff auf die Straße. Und Angie taumelte kreischend davon und rannte in Quaggers Arme. Hinter ihr lag der Kondor tot am Boden.

Und der Edelstein, den der Vogel getragen hatte, flammte jetzt in Angies braunbepelzter Stirn.

Kapitel 18

Im zweiten Jahr der neuen Welt kehrte die Atlantica Countess in die Stadt zurück. Ihre Ankunft ereignete sich ohne Vorankündigung. Das Schiff erschien mitten in der Nacht. Das erste, was Graciela Navarro davon mitbekam, war ein Klopfen an ihrer Tür, das sie aus dem Schlaf riß. Als sie die Tür öffnete, stand Dennis McKen mit einem Videochip in der Hand vor ihr.

»Du bist zurück«, sagte sie schlaftrunken und starrte ihn an. Als er mitfühlend auf sie herunter sah, sah er ganz anders als vorher aus. Müde. Reifer. Sogar freundlicher.

Dennis begann ihr ein Rätsel zu werden. Er war nicht mehr der arrogante McKen, der seine Retter zu kapern versucht hatte, als sie ihn aus der wütenden See gefischt hatten. Was hatte ihn verändert? Graciela war sich nicht sicher. Das Leben hier bei dem Meeresvolk? Oder wahrscheinlicher jenes erste Gespräch mit seiner Mutter, die er seit seinen Kindertagen nicht mehr gesehen hatte. Er hatte jedenfalls damit begonnen, für das freie Volk des Meeres eine gewisse Achtung zu empfinden.

Dennis redete nicht lange um das Thema herum. »Es gibt keine Spur von ihm, Grade«, sagte er sofort. »Sie sind alle tot. Es tut mir leid.«

Graciela zog ihren Morgenmantel fester um sich. Noch im Halbschlaf blinzelte sie zu ihm hinauf und wünschte sich dabei, daß sie nicht aufgewacht war, daß dies nur ein böser Traum war.

Aber es war kein Traum. Einen Moment lang schloß sie die Augen. Dann flüsterte sie: »Komm herein. Erzähle mir davon.«

»Ich bin sofort hergekommen«, sagte McKen und drückte den Chip in Gracielas Abspielgerät, »weil ich wollte, daß du es von mir erfährst. Wir haben alle Häfen an der Atlantikseite abgesehen, von Kap Hatteras bis zum St.-Lorenz-Strom. Die meisten sind einfach tot. Keiner lebt mehr. In Baltimore waren ein paar tausend Menschen, aber das sind alles PanMack-Truppen – aus dem Mittelwesten, glaube ich. Wir konnten nicht nahe heran.«

»Aber Baltimore war doch Rons Zielhafen!«

»Ich weiß. Es sieht so aus, als ob er dort angekommen ist. Wenigstens lag sein Schiff dort; wir haben das von einem Fischer erfahren, den wir aus dem Wasser gezogen haben. Aber die Mannschaft der Atlantica Queen wurde von den PanMacks gefangen genommen und zur Sklavenarbeit eingesetzt. Sie starben. Über einzelne Personen gibt es keine Aufzeichnungen.«

Reglos, schweigend stand Graciela neben dem Bett. Eine Hand berührte unbewußt das Foto von Ron Tregarth.

»Es tut mir leid, meine Liebe«, sagte Dennis. »Schau, hier sind einige Aufnahmen. Sie können dir besser als ich sagen, wie es auf dem Land aussah.«

Er schaltete das Abspielgerät ein. Die ersten Aufnahmen stammten aus Norfolk in Virginia, Zuerst konnte Graciela nicht erkennen, was sie eigentlich wahrnahm: einen sonnigen Strand, der mit sonderbaren Dingen übersät war. Dann sah sie, wie zwei Mannschaftsangehörige der Atlantica Countess anfangen zu graben und allmählich den Umriß eines Bootes freilegten. Aber wie so lag ein Boot im Sand vergraben?

»Es gab einige schreckliche Stürme«, erklärte McKen. »Wir konnten keinen Lebenden finden, den wir hätten befragen können – auf dem Festland gab es Menschen, aber sie versteckten sich, wenn sie unser Boot näherkommen sahen. Soweit wir es feststellen konnten, gab es einen wirklich großen Hurrikan, der genau hier auf das Ufer getroffen sein muß – dort steht kein Gebäude mehr, obwohl es ein paar Fundamente und Mauern gibt.«

»Aber Ron ging doch nach Baltimore.«

»Baltimore, ja«, sagte McKen geduldig. »Hier, ich zeige dir Baltimore.«

Das Abspielgerät klickte und machte bei einer Aufnahme der Atlantica Countess halt, wie sie in den Hafen einlief. Auf den ersten Blick sah die Stadt fast normal aus. Doch als die Kamera näher heranfuhr, konnten sie sehen, daß alle Häuser anstatt Fenster nur noch klaffende Löcher auf wiesen.

»Wir konnten nicht sonderlich dicht heran«, entschuldigte sich McKen, »weil man auf uns geschossen hat. Wir mußten fliehen. Aber du siehst, was von Baltimore noch übrig ist.«

»Ich sehe es«, sagte Graciela traurig. »Schalt es aus.«

Ernst sagte McKen: »Die Delaware-Bucht sah genauso schlimm aus – wir haben gar nicht versucht, nach Philadelphia zu gelangen. Wir sind die Küste von Jersey hinaufgefahren, aber wir haben keine Menschenseele gesehen, und New York...« Er verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. »In New York muß es noch schlimmer gewesen sein.«

Graciela starrte lange auf den toten Bildschirm. Dann schüttelte sie sich und wechselte das Thema. »Ich arbeite wieder auf den Farmen«, sagte sie mit recht normaler Stimme. »Mit all den PanNegrnern brauchen wir eine Menge Nahrung. Glücklicherweise ist das Getreide in Ordnung gewesen, obwohl wir einigen Ärger hatten – Werkzeugkisten wurden aufgebrochen, Sachen gestohlen.«

»Oh? Waren es die Kraken?« fragte McKen.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, es wären die Kraken. Ich fürchte, es ist dieses Wesen, das wie Vera Doorn aussieht – oh«, sagte sie, als sie sich erinnerte. »Von Vera Doorn weißt du nichts, oder? Das ist passiert, nachdem du losgefahren bist.« Sie berichtete McKen von der nackten Gestalt, die sie in den Tiefen gesehen hatte. »Seither haben sie auch noch andere gesehen. Also war es nicht nur meine Einbildung...«

»Mein Gott, Graciela!« bemerkte McKen. »Das ist aber doch unmöglich!«

»Ja, das habe ich auch gedacht«, stimmte sie ihm zu. »Aber so ist es. Ich glaube, daß sie die Werkzeugkisten aufbricht. Die Kraken kommen nicht mehr in meine Nähe. Und drei von unseren Leuten sind verschwunden, als sie alleine draußen in den Tiefen waren. Außerdem hat jemand unsere Farmen ausgeplündert – davon ist nichts Einbildung, Dennis! Etwas ist dort draußen, das tiefer tauchen kann als wir. Es hat die Kraken unter seine Kontrolle gebracht.«

Sie verfiel in Schweigen.

Dann drehte sie sich plötzlich um und sah mit tränenüberströmten Augen zu Dennis Mcken auf. »Dennis? Gibt es denn keine Hoffnung, daß Ron noch am Leben ist?« flehte sie.

Sanft schüttelte er den Kopf. »Überhaupt keine«, sagte er.

Die Nacht würde nur noch wenige Stunden dauern, doch Graciela versuchte zu schlafen. Ihre Träume waren abscheulich. In einigen tauchte Ron Tregarth auf, aber nicht der Ron Tregarth, den sie kannte. Er schwebte in der Tiefsee und war so nackt und ungeschützt wie Vera Doorn – und wie sie trug er ein schimmerndes Juwel in seiner Stirn, und der Blick, den er auf sie richtete, war kalt und feindselig. Bebend erwachte sie. Als sie sich anzog, merkte sie, daß ihre Augen feucht waren.

An den Schleusen wartete Dennis Mcken auf sie, der so aussah, als ob er überhaupt nicht geschlafen hatte. Beinahe schüchtern sagte er: »Ich dachte, daß ich dich heute morgen begleiten würde. Ich meine, wenn es dir nichts ausmacht.«

Graciela war erstaunt. »Du bist kein Farmer«, entgegnete sie.

»Ich kann es lernen.«

»Ja, aber hast du deine Mutter – ich meine, hast du die Bürgermeisterin gefragt....«

»Was ist los? Willst du nicht, daß ich mitkomme?«

Sie zögerte. »Das ist es nicht«, sagte sie langsam. »Aber die Art und Weise, wie du uns Schwimmhäutler Bauern genannt hast...«

Mit fester Stimme sagte er: »Ich habe meine Meinung nicht geändert. Ich bin ein PanMack, Graciela. Ich gehöre ans Land, wo die menschliche Rasse leben sollte, und eines Tages werde ich wieder dorthin zurückkehren. Was ist daran falsch? Ich habe dich niemals darüber angelogen. Du kannst nicht sagen, daß ich nicht meinen Teil an der Arbeit getan hätte...«

»Nein, das stimmt schon«, gab sie zu.

»Dann hast du auch keinen Anlaß, dich zu beschweren, oder? Also laß mich mit dir gehen. Für einen Anzug habe ich schon gesorgt.«

Als die Assistenten des Schleusenmeisters ihnen in die Anzüge halfen, warf Graciela verwirrte Blicke auf Dennis McKen. Es gab keinen Zweifel daran, daß er alles haßte, das mit den Achtzehn Städten in Zusammenhang stand... aber es stimmte auch, daß er sie mit aller Kraft unterstützte. Der Mann war ihr ein Rätsel.

Die größte Überraschung aber kam, nachdem sie die Schleuse verlassen hatten. Als sie dann ihre Interkoms anschlössen, sagte er plötzlich: »Graciela, ich muß dir eine Frage stellen. Wirst du mich heiraten?« Seine Stimme klang gezwungen, beinahe heiser, der Klang eines Mannes, der etwas Lächerliches fragt. Aber als Graciela ihm ein erschrockenes Gesicht zuwandte, konnte er in der schwachen Beleuchtung ihre lieblichen grauen Augen sehen.

In Gracielas Helm klang McKens Stimme wie die Stimme eines anständigen, ehrlichen Mannes. Dennoch – was konnte sie ihm sagen? Daß sie immer noch Ron Tregarth liebte? (Das wußte er.) Daß sie immer noch hoffte, daß Ron und sie irgendwie wieder zusammen sein würden? (Aber sie war sich so sicher wie McKen, daß es dafür keine Chance gab.) Daß dies keine Welt war, in der man heiratete und sich niederließ und Kinder hatte?

Und das waren nur einige der tausend Dinge, die ihr jetzt durch den Kopf gingen! Die Kraken... die PanMack-Flotte, die jeden Augenblick angreifen konnte... das Geheimnis von Vera Doorn... Sie zögerte, während sie herauszufinden versuchte, was sie sagen konnte, ohne ihm Schmerzen zu bereiten. Schließlich sagte sie: »Lieber Dennis, ich weiß es nicht.«

Damit schien das Thema zunächst erledigt zu sein. McKen hielt sich am Meeresschlitten fest und starrte mit blindem Blick in die leeren Tiefen hinaus.

Graciela zwang ihren Verstand dazu, sich von Dennis McKen und Ron Tregarth und allen anderen persönlichen Angelegenhei-

ten abzuwenden. Sie wollte klaren Kopf behalten – um seiner Sicherheit wie auch ihrer eigenen willen. Jedesmal wenn sie am Rande ihres Sichtfelds einen Schatten sah, empfand sie stechende Furcht. Es hatte Angriffe auf Taucher gegeben, die tödlich verlaufen waren. Wer der Angreifer war, wußte niemand.

»Noch ein Kilometer«, sagte sie in das Interkom, nur um das leere Schweigen für einen Moment zu durchbrechen. McKen antwortete nicht. Sie drehte sich ein wenig halb um und sah ihn mit leerem Blick in eine bestimmte Richtung starren....

Dann keuchte sie auf, ihre Hand riß den Beschleunigungshebel heftig zurück. Vor ihr schwebten zwei seltsame, undefinierbare Gestalten.

»Das sind Kraken!« schrie Dennis McKen.

»Ich glaube, es sind Freunde«, korrigierte Graciela ihn, nachdem sie sich wieder gefangen hatte. »Siehst du den einen, der noch sein Sprechimplantat hat? Das ist Triton. Und der andere ist Nessus! Aber wo ist sein Implantat? Nessus! Triton!« rief sie und beugte sich über das Kontrollbord. »Graciela hier, ja! Graciela Freund, ja!«

Der größere Krake, den sie Nessus genannt hatte, schoß vor ihnen heran. Seine Tentakel wedelten gefährlich. Dann heulte der andere Kraken mit seiner unmenschlichen Stimme auf: »Ihr geht zurück jetzt, ja! Dieses Meer Krakenplatz, ja! Dieses Meer Menschenplatz nicht!«

»Aber Triton, bitte! Ich bin eure Freundin...«

»Krakenfreund sagt Mensch Freund nicht! Sagt Mensch geht zurück schnell, ja!«

»Krakenfreund?« wiederholte Graciela. »Aber Triton...«

»Ihr geht zurück jetzt, ja!« heulte die unirdische Stimme, die auf diese kurze Entfernung beinahe ohrenbetäubend war. Und mit zwei schwarzen Tintenstrahlen kamen die beiden Kopffüßler auf Graciela und Dennis McKen zugeschossen.

McKen fluchte unterdrückt. »Ich bin ein Idiot!« stöhnte er. »Ich bin ohne Waffe hierher gekommen!«

»Nein!« schrie Graciela auf. »Selbst wenn du eine Waffe hättest, sind das doch meine Freunde! Ich – ich – Dennis, wir tun besser, was sie sagen.« Schon wendete sie den kleinen Schlitten, um nach Atlantica-City zurückzukehren.

»Wir können uns doch nicht von Tieren herumkommandieren lassen!« beehrte McKenzie wütend auf.

Streng sagte sie: »Das ist mein Job, Dennis, nicht deiner. Ich bin sicher, daß das alles geklärt werden kann, aber jetzt...« Sie beendete den Satz nicht. Sie wandte nur den Kopf, um einen Blick auf die beiden riesigen Mollusken zu werfen, die sie schweigend vorantrieben.

Obwohl sie ihn ein Dutzend Male anzusprechen versuchte, schwieg Dennis McKenzie ebenso beharrlich wie die Kraken, bis schließlich die Kuppel von Atlantica-City vor ihnen aufragte. »Es ist doch alles in Ordnung«, erklärte sie besänftigend. »Verstehst du nicht, Dennis? Sie versuchen nicht, uns zu verletzen. Die Kraken machen niemals etwas ohne Grund, wenn wir also zu den Schleusen kommen, werde ich mit ihnen reden. Ich bin sicher, daß wir herausfinden werden, was hier eigentlich los ist, und dann...«

Ein erschrockenes Schnauben von Dennis McKenzie unterbrach sie. Sie drehte sich um und spähte zur Kuppel hinüber... Ein Dutzend Kraken bewegten sich langsam davon fort. Sonderbarerweise schienen sie irgendwelche Werkzeuge in ihren Tentakeln zu halten, aber keine Pflüge und Erntegeräte, sondern torpedoförmige Greifer, Seitenschneider, Rammen – jene Werkzeuge, die gestohlen waren. Und noch sonderbarer war, daß sich unter ihnen eine nackte menschliche Gestalt befand.

»Das ist Vera Doorn!« flüsterte Graciela.

»Vera Doorn!« schrie McKenzie wütend. »Zur Hölle mit Vera Doorn! Siehst du, was sie getan haben?«

Sie konnte es nicht übersehen, sobald sie nahe genug heran waren, um Einzelheiten auszumachen. Die Kommunikationsausrüstung der Kuppel war zerstört worden, und die meisten Meeresschlitten sowie die Atlantica Countess und die ältere Atlantica Boy waren außer Gefecht gesetzt worden.

»Halt jetzt, ja!« stöhnte Tritons Stimme hinter ihnen auf.

Graciela gehorchte ohne nachzudenken. Sie konnten das flammende Juwel in ihrer Stirn von Vera Doorn und deren weit aufgerissene Augen sehen, die sie aus der Kälte des Raums anzustarren schienen.

Vera Doorn hob einen bleichen schlanken Arm und winkte.

Die Geste galt nicht Graciela und Dennis McKen. Der Krake Triton schoß eilig an ihnen vorbei und hielt neben der nackten Frau an. Er nahm etwas aus ihrer Hand und schwamm wieder zurück, um es Graciela zu übergeben.

Graciela warf einen verblüfften Blick auf den Gegenstand. »Das ist – das ist eine Karte von dem Meeresboden hier«, murmelte sie leise zu Dennis McKen. »Ich glaube, sie war in Vera Doorns Schiff, als sie... Aber was bedeuten diese Markierungen?«

Denn große Teile der Karte waren wie mit einem stumpfen Messer unkenntlich gemacht worden. Unversehrt blieben nur einige der nächstgelegenen Farmen und enge Korridore, die von der Stadt zu ihnen führten.

»Das euer Befehl, ja!« heulte Triton in ihre Ohren. »Ihr geht holt Fressen diese Orte, ja! Ihr geht andere Orte, nicht!«

Und die nackte Frau, die vor ihnen schwebte, nickte und deutete auf die Kuppel.

Einen Augenblick später waren sie und die Kraken verschwunden, und Graciela und Dennis McKen besahen sich erschrocken die Trümmer der unersetzlichen Gerätschaften. Aus der Kuppel konnten sie die verängstigten Gesichter der Menschen von Atlantica-City zu ihnen hinausspähen sehen.

»Aber dann sind wir Gefangene!«, keuchte Graciela Navarro.
»Sie haben uns zu Gefangenen gemacht! Wir können nicht mehr
heraus, außer um Nahrung zu holen!«

Kapitel 19

Als sich das zweite Jahr der neuen Welt dem Ende zuneigte, marschierte Kapitän Ron Tregarth nervös vor seiner Hütte auf und ab. Es war drei Uhr morgens. Über ihnen beleuchtete ein großer weißer Mond die Straßen von Basis McKen. Die einzigen Lichter drangen aus dem Hauptquartiergebäude, wo jemand Tag und Nacht auf Wache stand, und aus Tregarths eigener Hütte.

Endlich nach fünf Stunden stieß Rosita Hagland die Tür auf und sah ihn an. »Herzlichen Glückwunsch, Kapitän Tregarth«, sagte sie. »Sie können jetzt hereinkommen und ihre Frau und Ihr Kind sehen. Sie haben einen hübschen Jungen.«

Unbeholfen betrat Tregarth die Hütte. Von dem Bett, das sie während des letzten Jahres geteilt hatten, sah Jannie ernst zu ihm auf. Ihr Haar war schweißverklebt, aber ihr Gesichtsausdruck war entspannt. Und neben ihr lag etwas in eine Decke gehüllt. Sie griff hinüber und zog eine Ecke der Decke von dem winzigen Gesicht fort. »Da ist er, Ron«, sagte sie. »Habe ich es dir gut gemacht?«

»Er ist – schön«, sagte Ron und log wie jeder frischgebackene Vater.

»Das wird er sein«, sagte Jannie geistesabwesend und drehte den Kopf, um das Baby anzusehen. Sie rückte die Decke zurecht, damit sie nicht die winzige Nase bedeckte. »Ron? Können wir ihn Peter nennen?«

»Natürlich können wir das«, sagte Tregarth.

Von der Tür aus bemerkte Rosita Hagland entrüstet: »Peter? Für so einen Winzling ist der Name zu erwachsen! Er heißt Pepito!«

In dieser Nacht fand Tregarth keinen Schlaf mehr. Er war an der Reihe, jeden Tag hinauszugehen und den langen Stacheldrahtzaun um die alte Raumbasis zu überprüfen. Sobald es hell wurde, schmierte er sich die dicke Petroleumfarbe auf das Gesicht, nahm ein Kanu, ein Gewehr und einen Wasserkanister mit und paddelte auf die Insel zu. Es gab nur noch wenig Treibstoff

für den Außenbordmotor; Commander Ryan hatte angeordnet, daß er wenigstens so lange eingespart wurde, bis ein Erkundungstrupp eine neue Ladung brachte. Falls es irgendwo in Florida noch Treibstoff gab.

Tregarth ging vorsichtig an dem Zaun entlang und suchte nach Fußabdrücken. Im Verlauf des letzten Jahres hatte es nur sehr wenige Zaunkletterer gegeben – seit vielen Monaten gar keine mehr. Der Grund war nicht schwer zu erraten: Es existierten nicht mehr viele Menschen in Florida oder anderswo. Dennoch suchte er den Boden gewissenhaft ab. Vor drei Tagen war die Wache von einer riesigen Klapperschlange überrascht worden. Der Mann hatte die Schlange erwischt, bevor die Schlange ihn erwischen konnte, doch nur um den Preis von drei Gewehrkugeln – was ihm einen Tadel von Commander Ryan eingebracht hatte, weil er, statt das Biest nicht mit einer Keule zu erledigen, kostbare Munition verschwendet hatte.

Gereizt schlug Tregarth nach einem stechenden Insekt und fluchte. Klapperschlangen! Alligatoren! Moskitos! Es war schön, daß das Leben wieder zurückkehrte, aber warum mußte es dieses verwünschte Ungeziefer sein, während alles andere, das das Leben lebenswert machte, verschwunden blieb? Irgendwo dort draußen lag Atlantica-City – oder ihre Ruinen.

Wie mochte es dort jetzt aussehen? Glitten Gracielas Kraken in der zerstörten Kuppel umher? Tauchten Wale hinab, um in den Trümmern jener Stadt, die seine Heimat gewesen war, nach Nahrung zu suchen.

Und was machten die Kraken?

Er erschauerte und sprang dann mit der Waffe in der Hand auf, als hinter ihm eine Stimme sagte: »Sie sind alle tot, wissen Sie.«

»Bleiben Sie sitzen«, sagte Commander Wernher Ryan müde. »Aber wenn ich ein Zaunkletterer gewesen wäre, hätten Sie so tot wie Ihre Freunde in Atlantica-City sein können.«

»Wenn Sie ein Zaunkletterer gewesen wären, hätte ich Ihre Fußabdrücke im Sand gesehen«, entgegnete Tregarth grob.

Ryan zuckte die Achseln und setzte sich neben Tregarth auf den Sand. »Ich werfe es Ihnen nicht vor, daß Sie mit offenen Augen träumen.« Unruhig nahm er eine Handvoll feuchten Sand auf und warf sie in die sanften Wellen. »Haben Sie jemals einen Schneeball geworfen, Ron?« fragte er leichthin. »Nein, Sie sind ja ein Schwimmhäutler. Wahrscheinlich haben Sie noch nie Schnee gesehen, oder? Wie war das Leben es in den Kuppeln?«

»Es war«, begann Tregarth und zögerte dann. »Es war ein Leben in Freiheit.«

»Ja«, erwiderte Ryan. »Freiheit. Das heißt, die Menschen wurden nicht von den PanMacks und den McKens beherrscht. Und dann kommt der Komet Sicara, und plötzlich sind alle frei. Frei zu verhungern!« Dann sagte er freundlicher: »Ich mache es Ihnen nicht zum Vorwurf, daß Sie vom Meer träumen, Ron. Ich habe meine eigenen Träume vom Meer, nur ist mein Meer der Weltraum.« Er sah in den kupferfarbenen Himmel auf und blinzelte gegen die Sonne. »Ich war einmal da oben«, sagte er. »Nur ein einziges Mal. Und nur im LEO – das ist der Low Earth Orbit, die niedrige Erdumlaufbahn...«

»Ich weiß, was LEO bedeutet!«

»Aber Sie wissen nicht, wie das ist. Das können Sie nicht. Das kann niemand, der nicht dort gewesen ist. Man schwebt in seinem Raumfahrzeug und beobachtet, wie das Verbindungsschiff aus der Mondumlaufbahn andockt. Unter einem liegt der ganze Planet Erde wie ein blauer Ball mit weißen Flecken, und draußen – da sind die Sterne, Ron! Ich hatte gehofft, eines Tages diese Sterne zu erreichen – aber ich bin nie weiter als zu den Habitaten gekommen.«

Tregarth sah ihn neugierig an. »Ich dachte, es gäbe nur Walhalla.«

Einen Moment lang starrte Ryan auf das Meer hinaus, bevor er antwortete. »Tatsächlich gab es vier. Habitat Ley. Habitat Ziolkowsky. Habitat Utopia. Und Habitat Walhalla. Es sollte sogar zwei weitere geben, Paradies und Olymp, doch nur Walhalla

wurde benannt. Die Europäer und die AfrAsiaten haben ihre beiden niemals fertiggestellt, und die McKens...«

Er warf einen raschen Blick zu Tregarth. »Die McKens«, sagte er, »nahmen manchmal schlechte Ratschläge an. Irgend jemand überzeugte sie davon, daß Weltraumbesiedelung nicht das wert war, was sie kosten würde. Also schlachteten sie Utopia aus, um Walhalla fertigzustellen. Wissen Sie, es war das Walhalla-Observatorium, das den Kometen Sicara entdeckte.«

»Hat ja eine Menge genutzt.«

Ryan zuckte die Achseln. »Die Schiffe, die den Kometen sprengten, sind von hier aus gestartet, Ron. Es hätte schlimmer sein können. Der Komet hätte jedes Lebewesen auf der Welt töten können.«

»Anstatt nur neunundneunzig Prozent von uns!«

Ryan grinste schief. »Solange Sie und ich noch leben, können wir uns kaum beklagen, oder? Allerdings...« Er hielt einen Augenblick lang inne. »Nun, falls Habitat Olymp je fertiggestellt worden wäre, dann wäre es nicht in seiner Umlaufbahn geblieben, Ron. Es sollte einen eigenen Antrieb bekommen. Es sollte nach draußen gehen – nicht nur zum Mars oder zur Venus. Aus dem Sonnensystem heraus! Um eine tausend Jahre währende Reise zu einem anderen Stern anzutreten – und mit viertausend Menschen an Bord. Ich sollte einer davon sein. Aber alles ist anders gekommen, und jetzt müssen wir an andere Dinge denken. Zum Beispiel an eine Patrouille, die Treibstoff und Ersatzteile findet – ich muß mich bei General Marcus McKen melden! Und – ach ja, Ron«, schloß er lächelnd und streckte die Hand aus, »Glückwunsch zu dem Neuankömmling.«

Als Pepito zwei Wochen alt war, zog Tregarth mit dem Suchtrupp los, der vom Commander Ryan selbst angeführt wurde. Sie nahmen zwei Lastwagen und Tregarths alten Panzerwagen mit.

In den letzten zwei Jahren war fast alles gestorben. Beinahe jedes lebende Grün auf der Erde war von dem schrecklichen Ul-

traviolett der Sonne verbrannt worden. Aber es ist schwer, einen Samen abzutöten. Jahrmilliarden der Evolution haben einen Samen dafür entworfen, Hitze, Dürre, Kälte auszuhalten.

Als sich nun die Ozonschicht neu zu bilden begann und das Ultraviolett wieder schwächer wurde, brachen einige Pflanzen wieder hervor, die sogleich vom Trupp sorgfältig untersucht wurden.

Plötzlich, als der Trupp an einem Fluß haltgemacht hatte, wurden sie von einem lauten Brüllen aufgeschreckt.

Der Alligator war riesig, und er griff sie schneller an, als ein Mensch rennen konnte. Sie versuchten es trotzdem. Alle fünf drehten sich um, rutschten im Schlamm aus und stolpten davon. Aber sie hätten keine Chance gehabt, wenn nicht Commander Wernher Ryans Gewehr zweimal geschossen hätte. Der erste Schuß rief bei dem Reptil nur einen Wutschrei hervor. Der zweite erwischte es am Schädel.

»Nicht berühren!« schrie Ryan wütend von der Böschung, als Tregarth einen Schritt näher trat. »Bleiben Sie, wo Sie sind!« Ryan kam mit dem Gewehr im Anschlag den Hang heruntergeschlittert, näherte sich vorsichtig dem Tier und starrte auf seinen Kopf.

Er trat zurück. »Jedenfalls hat diese Bestie kein Juwel auf dem Kopf«, murmelte er. »Aber haltet die Augen offen!

Hier werden noch mehr Alligatoren herumlungern – und der nächste könnte einer von den Teufeln sein!«

Tregarth sah ihn verblüfft an. »Teufel, Commander?« Ryan erwiderte den Blick gelassen. »Haben Sie das Exemplar in meinem Büro nicht gesehen? Dachten Sie, daß das ein ganz gewöhnlicher Alligator war? Das Ungeheuer hat vier von meinen Männern umgebracht. Es hat sich wie eine Katze an sie herangeschlichen. Der letzte war der Kaplan – er wäre Nummer fünf gewesen. Er grub auf Händen und Knien hinter seinem Haus, und plötzlich spürte er, wie ihn etwas an den Fersen berührte – drehte sich um, und da stand diese Bestie! Sie hatte noch nicht einmal das Maul geöffnet! Jedenfalls schrie der Padre los, und die Wache erschoss das Tier, es hatte das Juwel in seiner Stirn. Seither

lautet die Parole: Wenn du irgendwo einen Alligator siehst, bring ihn um!«

Er sah sich noch einmal um und befahl dann: »Beeilt euch mit den kleinen Palmen. Ich will Orlando erreichen, solange es noch hell ist, um zu sehen, ob wir dort Ersatzteile für unsere Funkanlagen finden!«

Von der alten Stadt Orlando war nicht mehr viel übrig, aber früher hatte es dort einmal eine aufstrebende Elektronikindustrie gegeben. Man konnte hier immer noch Ersatzteile finden. Sie verladen alles, was sie noch verladen konnten, und als sie zur Basis zurückkehrten, versuchten Wernher Ryan und seine Funktechniker, Teile in ihre Anlagen einzubauen, die ursprünglich für ganz andere Zwecke entworfen worden waren. Und als ihr Funkgerät wieder zu funktionieren schien, bestand das nächste Problem darin, die Sechs-Meter-Schüsselantenne hinter dem Hauptquartiergebäude wieder einzurichten.

Tregarth half bei den Arbeiten, dann wurde er wieder in seine Hütte zurückgeschickt, während die Funktechniker die letzten Justierungen vornahmen. Er aß etwas und sah dann müde zu, wie Jannie ihr Kind säugte. »Was glaubst, was wird passieren, Ron?« fragte sie unruhig und streichelte den weichen winzigen Kopf des Babys. »Wird Commander Ryan wieder Befehle von den PanMacks entgegennehmen? Wird es wieder von vorne anfangen?«

Er sagte: »Ich wünschte, ich wüßte es, Jannie. Ich weiß, was du meinst. Falls die Landratten die schlechten McKens wieder an das Ruder lassen...« Er stockte, denn sie warf ihm einen eigenartigen Blick zu. »Ich bin eine Landratte, Ron«, sagte sie. »Und Peter auch.«

Er errötete. »Ich habe es nicht böse gemeint«, entschuldigte er sich. »Aber hast du mich nicht danach gefragt? Ryan hat Wunder bewirkt, als er die Basis in dieser Hölle am Leben erhalten hat. Und General Marcus McKen ist einfach weggelaufen! McKen hat kein Recht dazu, uns noch Befehle geben zu wollen – das hat er

durch seine Feigheit verspielt. Und dennoch glaube ich, daß Ryan seine Befehle ausführen wird.«

»Und was dann?« fragte sie.

Tregarth schüttelte den Kopf. »Ich weiß nur«, sagte er, »daß wir noch am Leben sind, und es sieht so aus, als ob wir eine gute Chance haben, weiter zu leben – lange genug, um Pepito aufzuziehen. Und das Glück haben viele Leute nicht gehabt.«

Schweigend betrachtete er sie noch einen Augenblick länger und stellte ihr dann die Frage, die er ihr nie hatte stellen wollen. »Peter? Dein Mann? Liebst du ihn immer noch?«

Nachdenklich sah sie von dem Kind an ihrer Brust auf. Sie zögerte nicht.

»Ron, es gibt Dinge, die man nie vergißt.« Sie wartete einen Augenblick, bevor sie fragte: »Macht es dir etwas aus?«

Er schwieg für Momente. Schließlich sagte er: »Nein. Er muß ein anständiger Kerl gewesen sein. Ich bin stolz darauf, daß unser Sohn seinen Namen trägt.«

Noch vor Sonnenaufgang, als der Himmel über dem Meer aufhellte, gab die Lagersirene drei schrille Töne von sich. Die Verbindung war wiederhergestellt worden. General Marcus McKen würde zu seinen Truppen sprechen.

In dem grellen Licht der Scheinwerfer sah Commander Werner Ryan ziemlich erschöpft aus. In seinen Augen war ein Blick, den Tregarth noch nie zuvor gesehen hatte. Die FunkTechs ranneten um ihn herum und trugen den Bildschirm der Anlage die schmale Treppe hinaus. Alle im Lager waren gekommen, um das Wunder mit anzusehen, und als der erste schattenhafte Umriß eines menschlichen Gesichts aus dem Bildschirm blickte, gab es freudigen Applaus. Das Bild war nicht besonders gut, aber es kam von Walhalla! Von dem Ort, an dem General Marcus McKen selbst, der Oberste Befehlshaber der Friedensstaffel, darauf wartete, daß sich seine Landbasis dienstbereit meldete.

»Stillgestanden!« brüllte der Lieutenant vom Schirm aus. »Hier ist General Marcus McKen!«

Der Schirm flackerte zu einem anderen Bild; General Marcus McKens gelbliches Gesicht blickte verärgert auf sie herab. »Commander Ryan«, schnarrte er, »ich berufe ein Untersuchungsgericht ein, das Ihr Verhalten und Ihr Versagen, vorher mit dem Befehlshauptquartier Kontakt aufgenommen zu haben, untersucht. Ihr Verhalten ist unentschuldig, aber Sie haben eine Chance, sich wieder zu bewähren – im Kampf!

Möglicherweise wird Ihre Basis bald angegriffen werden!

Unsere Überwachung hat festgestellt, daß der abtrünnige Simon McKen Quagger eine große Streitmacht aufgestellt hat, die sich seit einigen Monaten gen Osten bewegt. Wegen Ihres Versäumnisses, Ihre Kommunikationsanlagen zu reparieren, haben Sie unsere Warnungen bisher nicht hören können. Jetzt müssen Sie die Folgen tragen.

Die Angreifer sind gut bewaffnet. Sie haben Panzer, Kanonen und Raketenwerfer in der nächstgelegenen Landtruppe, die sich in Jacksonville aufhält. Sie haben auch Flugzeuge, die derzeit in Virginia und Maryland konzentriert sind, wo sie offenbar die rechtmäßigen Streitkräfte überwältigt haben. Ihre dortige Invasion ist abgeschlossen; es ist daher wahrscheinlich, daß die Luftstreitkräfte sich bald nach Süden begeben werden. Im Golf von Mexiko halten sich Seestreitkräfte auf; wir haben ihre Zusammensetzung nicht feststellen können, da es sich bei den meisten um Transporter zu handeln scheint, die große Maschinen und offenbar auch Raumfahrzeugteile an Bord haben. Der abtrünnige Quagger hat auf meine Botschaften nicht reagiert. Ich kenne seine Absichten nicht. Das ändert jedoch nichts an Ihrer Lage, Ryan.

Hier sind Ihre Befehle: Sie werden Ihre Stellung verstärken. Falls Quaggers Truppen angreifen, werden Sie sich ihnen stellen. Es ist Ihre Pflicht, Ihre Basis so lange zu verteidigen, bis das Hauptquartier wieder zur Erde zurückkehrt – und«, fügte er grob hinzu und neigte sich vor. »Sie werden erfolgreich sein, oder Sie werden die Folgen zu tragen haben!«

Ryan nickte dem Funktechniker zu, der die Anlage ausschaltete. Dann blickte er die Mitglieder seiner Truppe an.

»Panzer«, sagte er nachdenklich. »Raketenwerfer. Flugzeuge. Möglicherweise auch ein Angriff vom Meer aus. Wie ihr seht, steht uns vielleicht ein schwerer Kampf bevor.«

»Commander«, rief der Kaplan. »Wir können doch nicht gegen Panzer und Flugzeuge kämpfen, oder?«

Ryan sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Nicht mit dem, was wir hier haben«, sagte er. »Aber draußen gibt es noch andere Waffen. In der Nähe von Daytona Beach gab es einmal einen Stützpunkt der Friedensstreitmacht; sie hatten Panzer, und vielleicht sind davon noch einige funktionsfähig. Jedenfalls haben wir noch ein wenig Zeit. Wir werden eine Gruppe nach Daytona schicken, um festzustellen, ob wir noch weitere Ausrüstung bekommen können – und dann werden wir auf diesen abtrünnigen Quagger vorbereitet sein, wenn er angreift!«

Der Trupp verließ vor Einbruch der Dunkelheit das Lager: Zwanzig Männer und Frauen mit Tregarths altem Panzerwagen und der einzigen Kanone, über die die Basis verfügte.

Aber sie kamen niemals in Daytona Beach an.

Als sie die frühere City DeLand passierten, tauchte über ihnen ein Hubschrauber auf. Neugierig kreiste er ein paar Minuten über ihnen und verschwand dann.

Und als sie zehn Kilometer weiter um eine Kurve fuhren, stand ein Mann vor ihnen, der die PanMack-Uniform trug. Er sah sie wohlwollend an und hob die Hand wie ein Verkehrspolizist. Neben dem Major stand ein Zivilist mit einem Megaphon, das er an den Offizier weiterreichte. »Bleibt, wo ihr seid«, rief der Major. »Wir wollen euch nicht verletzen, falls es nicht nötig ist.«

Der Hinterhalt war gut geplant. Zu beiden Seiten des kleinen Konvois brachen zwei Panzer durch die ausgebrannte Vegetation. Sie trugen keine PanMack-Abzeichen. Auf ihren Flanken war ein sonderbarer siebenzackiger Stern und die Worte *Die Heere des Ewigen* aufgemalt.

Zwei Stunden später trotteten die Gefangenen nach DeLand hinein. Sie waren erhitzt, durstig – und ohne Hoffnung. Vor ihnen rollte ihr Panzerwagen, dessen Gewehrturm sich langsam hin und her bewegte, um sie alle in Schach zu halten. Hinter ihnen kamen die Panzer, dann die gepanzerten Mannschaftswagen und über zweihundert Infanteristen.

Als Gefangene wurden sie aus ihre eigenen Rationen verpflegt, wie Tregarth mürrisch feststellte. Sie wurden auf den großen Parkplatz eines früheren Einkaufszentrums getrieben, auf denen ein paar verrostete Wracks etwas Schatten spendeten. Und sie warteten ab und wunderten sich. Denn diese Truppen gehörten nicht zur Friedensstreitmacht der PanMacks. Die siebenzackigen Abzeichen auf den Uniformen waren ihnen vollkommen unbekannt. Sie versuchten herauszufinden, wobei es sich bei den ›Heeren des Ewigen‹ handeln mochte, aber die Soldaten beantworteten keine Fragen.

Stunden später heulte ein grauer Jet her, umkreiste in geringer Höhe den Parkplatz und senkte sich sanft die zwanzig Meter bis zum Boden herunter. Als sich die Kabinentür öffnete, sprangen vier Soldaten mit schußbereiten Waffen heraus. Langsamer folgte ihnen eine gewichtige Gestalt, die ins Licht blinzelnd im Eingang stehen blieb.

Müde humpelte Lord Simon McKen Quagger aus dem Flugzeug und blickte sich um.

Ungläubig starrte Tregarth ihn an. Das war nicht derselbe Mann, der vor zwei Jahren Atlantica-City besucht hatte! Botschafter Quagger war eine komische Gestalt gewesen – abstoßend, fett, schlechtgelaunt –, aber jetzt erzitterte er, und als einen Augenblick später eine rotbraune kleine Gestalt aus dem Flugzeug auf seine Schulter sprang, fuhr er zurück. »Das ist eine Ansammlung von menschlichem Abschaum!« kreischte das Wesen, hopste von Quaggers Schulter und auf den befehlshabenden Major zu, der es respektvoll zu begrüßen schien. Es hockte sich auf den Kommandowagen und gestikuliert zu dem Major, der in strammer Habachthaltung dastand.

Lord Quagger schien erleichtert zu sein, daß sich die Aufmerksamkeit des Geschöpfes auf etwas anderes richtete. Er spazierte zu den Gefangenen hinüber und betrachtete sie träge. »Angie hat recht«, meinte er müde zu den Wachen. »Diese Leute sind in der Tat Abschaum. Sie haben noch nicht einmal anständige Uniformen. Nun, sehen Sie sich den hier an! Der hat gar keine Uniform, nur...« Er stockte und musterte Tregarth. »Kenne ich Sie nicht?«

Tregarth sagte: »Wir haben uns vor zwei Jahren in Atlantica-City getroffen.«

»Stillgestanden!« schrie der Wächter. »Sprechen Sie ihn als Lord Quagger an!« Aber Quagger bedeutete ihm mit einer Handbewegung zu schweigen.

»Ja«, sagte er nachdenklich. »Sie waren mit Grade Navarro zusammen. Ist sie hier bei Ihnen?«

»Nein«, sagte Tregarth und schwieg.

»Auch gut«, sagte Quagger. »Angie würde mich sie sowieso nicht behalten lassen.« Er blickte zu der kleinen Affengestalt hinüber, die aufgeregt den erbeuteten Panzerwagen inspizierte. »Angie ist sehr streng mit mir«, erklärte Quagger unvermittelt. »In letzter Zeit ist sie mit jedem sehr streng – sie will, daß wir ein Sternenschiff bauen, wissen Sie.«

»Ein Sternenschiff!« rief Tregarth aus.

»Ein Schiff, das geradewegs aus dem Sonnensystem heraus fliegen kann – nicht nur zu dem Habitat meines Veters Marcus. Sie glauben ja nicht, zu welchen Dingen Angie uns gezwungen hat. Alte Maschinen auffinden und Raumschiffteile – wir mußten Barken reparieren, damit wir sie nach Florida bringen konnten. Sie übernimmt wirklich den gesamten Kontinent«, behauptete Quagger mit einer Mischung aus Furcht und Stolz in seiner Stimme.

»Ein Affe übernimmt den gesamten Kontinent?« schrie Tregarth.

»Bitte«, flehte Quagger und warf über die Schulter einen raschen Blick auf die pelzige Gestalt. »Nennen Sie Angie nicht Affe! Ich denke trotzdem, daß es nicht wirklich Angie ist, die das tut. Es ist etwas, das sie das Ewige nennt...«

Und dann schien er noch mehr in sich zusammenzusinken, als die Kreatur wieder auf ihn zugehüpft kam; und als sie sich näherte, konnte Tregarth das flammende diamantähnliche Juwel auf ihrer winzigen zerfurchten Stirn erkennen.

Wir alle leben im Ewigen, obgleich wir so viele sind, und obgleich wir so unterschiedlich sind. Obwohl wir lange und langsam und hilflos am Grunde eines Wassermeeeres gelebt haben, warn wir doch niemals allein. Wir entzückten uns am Teilen des Selbst – mit dem Selbst, und die Unterschiede zwischen denen, die einige von uns gewesen sind (luftatmende Säugetiere, baumbewohnende Reptilien) und denen, die die ersten Gestalten von anderen gewesen sind (einige von uns waren Weichtiere, einige waren Sandspinnen auf einem Planeten unter einer grünen Sonne, die meisten von uns sind schwerer vorstellbar), bereicherten nur die Freude und Vielfalt unserer Vereinigung.

Jetzt haben wir lebende Wesen gefunden, die sich uns als Arme und Augen für das Ewige anschließen werden, und jetzt können wir unser Selbst mit einem anderen neuen Selbst teilen.

Jetzt können wir das andere Selbst von Hunger oder Furcht oder Vernichtung oder Gefahr erretten. Indem wir sie erretten, können wir sie in die endlose Freude unseres Daseins führen.

Wir werden sie vor dem Leben erretten.

Die Zwischenjahre

Kapitel 20

Im dritten Jahr nach dem Tod des Landes war Graciela Navarro auf dem Rückweg nach Atlantica-City. Sie konnte die große trübe Kuppel der Stadt vor sich erkennen, deren meisten Lichter abgeschaltet waren, um das wenige an Energie zu sparen, das ihnen gestattet war. Sie warf einen Blick auf ihren Sonarschirm. Wie immer waren die stummen Wächter, die jeden überallhin begleiteten, von ihrem Schirm verschwunden, sobald die Kuppel in Sichtweite kam.

Sie seufzte und versuchte sich in Geduld zu üben. Ein Treffen war anberaumt worden, an dem sie auch teilnehmen wollte. Ihr Meeresschlitten plagte sich durch die Tiefen, denn er zog ihre Tagesernte an Nahrung im großen Schleppnetz hinter sich her. Außerdem hatte sie einen Umweg einschlagen müssen, den ihr die gnadenlosen Beobachter aufgezwungen hatten, die am Rande des Sichtfeldes langsam neben dem Schlitten schwammen. Der Raum, den die Menschen von Atlantica-City aufsuchen durften, war eng begrenzt. Sie konnten zu den Farmen gehen und sie betreiben; sie konnten sich um das einzige Wärmekraftwerk kümmern, das ihnen noch zugestanden wurde – vorausgesetzt, daß sie sich an die genehmigten Routen hielten.

Einmal hatten die Menschen von Atlantica-City gegen ihre Peiniger rebelliert. Sie hatten mit einem U-Boot ihr Gebiet verlassen – und einhundert Menschen waren gestorben. Sie waren tot... oder schlimmer noch als tot; denn gelegentlich zeigte sich der eine oder die andere dieser Menschen und beobachtete schweigend die Farmer oder eine Kuppel – nackt, ungeschützt und in der Stirn jenen leuchtenden Diamanten, der den Übergang zu einem anderen Leben kennzeichnete.

Graciela wandte den Schlitten zum Dock, dankbar, daß sie endlich hineingehen konnte. Nachdem sie ihren Anzug abgelegt hatte, duschte sie mit Salzwasser, da Süßwasser streng rationiert war. Dann sah sie sich in der Küche um und fand genug, um ihren Hunger zu stillen.

Weil sie sich schon verspätet hatte, beeilte sie sich zu dem Treffen in das Büro der Bürgermeisterin zu gelangen. Sie hatte Glück. Sie fand einen Fahrstuhl, der auf den Weg in das oberste Stockwerk war, um eine Ladung Versorgungsgüter hinaufzuschaffen. Für sie war noch Platz, und so wurde ihr der Treppenaufstieg über acht Stockwerke erspart.

Das Leben in Atlantica-City war keine angenehme Angelegenheit mehr.

Das Büro der Bürgermeisterin war vollbesetzt. Dennis McKen stand am Fenster und starrte mürrisch in die schwarzen Tiefen hinaus. N'Taka Rose, die frühere PanNegransische U-Boot-Kommandantin, saß mit gefalteten Händen und gesenktem Blick schweigend und ernst da. Vier andere saßen oder standen in dem kleinen Raum.

Bürgermeisterin Mary Maude McKen begrüßte Graciela herzlich. »Haben Sie eine volle Ladung eingebracht? Gut, gut«, sagte sie geistesabwesend. »Haben Sie etwas gegessen? Gut. Nun, Sie können sich ebenso gut ausruhen. Ich glaube, wir sind mit dieser Sache hier zu Ende.«

Wütend fuhr Dennis McKen herum und baute sich vor seiner Mutter auf. »Ich bin noch nicht fertig!« brüllte er. »Ich will eine Entscheidung!«

Die Bürgermeisterin sah mit verschleiertem Blick zu ihm auf. »Aber das stimmt nicht ganz, Dennis«, sagte sie. »Die Entscheidung des Rates hast du gehört. Du willst, daß ich mich darüber hinwegsetze.«

»Die Entscheidung des Rates ist töricht!«

Die Bürgermeisterin seufzte. »Der Rat sagt, daß jeder Versuch, ein Unterseeboot zu reparieren, fehlschlagen wird. Es wird uns nur weitere Menschenleben kosten – so haben wir bei unserem letzten Versuch Frank Yaro verloren. Wir können die Kuppel nicht verlassen.«

»Wir müssen die Kuppel verlassen! Wenn wir das nicht tun, werden wir hier einfach sterben! Und die Atlantica Countess ist unsere einzige Chance. Das Schiff ist seetüchtig! Die Bugfinnen und die Beschleuniger sind weg, in Ordnung, aber wir haben dafür Ersatzteile!«

»Dennis, Dennis!« seufzte die Bürgermeisterin. »Sie werden das nicht zulassen.«

Stur sagte er: »Ich kann die Befehle des Rates nicht akzeptieren.«

»Aber ich rede nicht vom Rat, lieber Dennis«, erwiderte seine Mutter ruhig. »Es sind die anderen, die es nicht zulassen werden.«

N'Taka Rose hob den Kopf und sagte ernst: »Damit hat sie recht, Dennis.«

»Das hat sie nicht!« schrie er. »Für euch mag es ja ganz schön und gut sein, wie eine Muschel in der Schale zu leben, ihr habt ja nie etwas anderes gekannt. Aber ich bin den weiten Himmel und die Sonne und die Sterne gewohnt. Ich werde hier verrückt! Ich muß hier raus!«

Die Bürgermeisterin schüttelte den Kopf. »Raus wohin?« fragte sie. »Wohin kannst du denn gehen? Seit fast zwei Jahren haben wir von draußen keine Nachrichten mehr! Soweit wir wissen, ist der Rest der Achtzehn Städte noch schlimmer dran als wir.«

»Vielleicht auch nicht! Jedenfalls gibt es mehr in der Welt als nur die Achtzehn Städte.«

Graciela sah ihn überrascht an. Das war etwas Neues!

»Die Landratten?« sagte sie ungläubig. »Schlägst du vor, daß wir zu den Landratten gehen? Aber sie sind alle tot; das hast du selbst gesagt.«

»Ich sagte fast alle. Es ist auch gleich, ob sie es sind. Die Ozonschicht muß sich früher oder später neu bilden. Verdammt, Graciela, die gesamte wunderbare Oberfläche unseres Planeten wartet auf uns, damit wir aus den Tiefen kommen und sie wieder

besiedeln – wie es die ersten Amphibien vor eine Milliarde Jahren getan haben!«

Sven Borg mischte sich ein. Er richtete seine Worte an die Bürgermeisterin: »Es wäre möglich, Mary Maude. Wir haben eine vollständige Mannschaft in diesem Raum.«

»Selbst falls ihr eine Mannschaft hättet...« begann die Bürgermeisterin ruhig.

Er schüttelte den Kopf. »Nicht ›wenn‹. Wir haben sie. N'Taka Rose ist eine qualifizierte Schiffslenkerin. Dennis und ich können navigieren...«

»Ganz sicher nicht! Dennis ist nur für die Navigation eines Flugzeugs qualifiziert. Glaubst du, daß noch irgendwelche Funksignale existieren?«

»Wahrscheinlich nicht«, stimmte Borg zu. »Aber wir könnten uns nach den Sternen richten...«

»Unter Wasser gibt es keine Sterne«, rief sie ihm ins Gedächtnis.

»Wir könnten jede Nacht zur Positionsbestimmung auftauchen! Vertrau mir, Mary Maude. Dennis und ich können die Countess überall dorthin bringen, wohin wir müssen! Und Graciela kann zumindest den Steuermann ablösen. Und die Ng'Woda-Brüder sind Ingenieure; früher gehörten sie zu Roses alter Mannschaft.«

»Ach, Sven«, sagte die Bürgermeisterin traurig. »Du redest von einer Rumpfmansschaft. Eine Person pro Aufgabe – glaubst du nicht, daß ihr ab und zu schlafen müßt?«

»Es gibt Autopiloten.«

»Wenn Sie noch funktionieren!«

»Wir glauben, daß sie noch funktionieren, Mary Maude«, sagte Borg bedeutungsschwer. »Wir haben alles nur mögliche überprüft.«

Die Bürgermeisterin machte ein gereiztes Gesicht. »Aber im Meer sitzen euch die Kraken im Nacken«, sagte sie. »Sobald ihr

eine Mannschaft zum Dockgebiet schickt, um mit den Reparaturarbeiten zu beginnen, wird sie angegriffen werden; das wissen wir doch!«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Borg. »Falls wir das Schiff im Dock reparieren. Nicht, wenn wir die Reparaturen an einem anderen Ort erledigen.«

Graciela setzte sich kerzengrade auf; ihre Müdigkeit war vergessen. Hier ging etwas vor sich, das sie nicht erwartet hatte!

Borg drehte sich zu Dennis McKen um. »Soll ich euch zeigen, wovon wir hier reden?«

»Mach das«, sagte McKen grimmig. Als dann der große Meteorologe sich dem Bildschirm der Bürgermeisterin widmete, richtete er das Wort an seine Mutter. »Wir haben es alles durchdacht. Hier ist die Countess, so wie sie jetzt ist.«

Der Schirm verschwamm und zeigte dann die Atlantica Countess, eine einhundert Meter lange Hülle, die dunkel in ihrem Dock hing. Der Heckantrieb war mitsamt dem Gehäuse verschwunden. Genau wie die Bugfinnen, aber Graciela konnte erkennen, daß die Finnen lediglich abgerissen worden waren; die Kabel und Verstrebungen waren immer noch intakt. Bei den Heckfinnen sah es nicht schlimmer aus, und bei den Steuerbordmaschinen fehlten nur die Propeller.

»Wir werden sie reparieren«, sagte McKen zufrieden, »aber nicht hier, sondern an der Oberfläche. Wir werden alles aufladen – dann werden wir die Ballasttanks ablassen. Wie ihr seht, liegt alles Notwendige schon bereit.« Auf dem Schirm konnte man sehen, daß das stimmte. Auf dem Verladedock lagen Werkzeuge, Ersatzteile, Finnen, Schweißbrenner, LötKolben. »Ich schätze«, sagte er, »daß wir zwölf Stunden benötigen. Das ist natürlich nur ein Notbehelf, aber er wird ausreichen, um uns, sagen wir einmal, zu einer Insel zu bringen.«

Ein langes Schweigen trat ein. Alle schauten auf die Bürgermeisterin. »Das meint ihr ernst, nicht wahr?« fragte sie endlich.

»Wir meinen es sehr ernst, Mary Maude«, sagte Sven Borg.
»Es wird funktionieren.«

»Das könnte es«, gab sie zu. »Ihr werdet Hilfe beim Verladen von dem Zeug benötigen... Und wir werden euch nicht viel Proviant mitgeben können. Höchstens für sechs Wochen.«

Dennis McKen sah zu N'Taka Rose, die nickte. »Wenn das nicht ausreicht, sind wir sowieso erledigt«, sagte sie.

Die Verlademannschaften arbeiteten in fast vollständiger Dunkelheit, um keine unwillkommene Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Falls es draußen Beobachter gab, dann zeigten sie sich jedenfalls nicht.

Als die größten Teile irgendwie an Bord gebracht worden waren, wurden NTaka Rose und Graciela Navarro von der Schleppei abgelöst, damit sie die Systeme des alten U-Boots überprüfen konnten. Sie betraten den Pilotraum und stolperten beinahe im Dunkeln – die einzige Beleuchtung kam von ihren Handlampen. Rose setzte sich in den Pilotensessel, sah zu Graciela auf, seufzte und drückte den Einschaltknopf.

Zuerst rührte sich gar nichts, in den metallenen Eingeweiden der Atlantica Countess. Doch die alten Energieakkumulatoren hatten immer noch genug Kraft, um schließlich die Kontrollstäbe aus dem Reaktorkern zu ziehen. Die Nadel der Temperaturanzeige stieg langsam, als die Kernspaltung sich zu beschleunigen begann. Langsam und behutsam setzte Rose den Reaktionsgrad herauf, bis die Nadel unsicher im Achthundert-Grad-Bereich stehen blieb. Mit vor Anspannung verzerrtem Gesicht schaltete sie die Generatoren zu.

Die Energieanzeigen zeigten auf Ladung. Rose entspannte sich und sah zu Graciela herüber. »So weit, so gut«, sagte sie geistesabwesend. Vorsichtig wartete sie eine Minute, bevor sie das Ventilationssystem aktivierte. »Licht«, befahl sie dann und sah stirnrunzelnd auf das Pult, und vom Ingenieurssitz schaltete Graciela die Notbeleuchtung ein.

Über ihnen flammten Lampen auf. Aus den Gängen draußen, wo Dennis McKen und die anderen die großen Reparaturteile festzurten, erklang ein Aufschrei. Rose lächelte. »Weißt du«, sagte sie gelassen, »ich denke, das verdammte Ding läuft doch noch. Jetzt gehen wir die Checklist durch. Ballastpumpen!« Nacheinander überprüften sie Antriebsmaschinen, Pumpen, Lufterneuerer, Süßwassersysteme, Nahrungskühlräume und Verständigungsverfahren.

Nach langen toten Jahren war das alte Unterseeboot wieder zum Leben erwacht.

»Nun«, erklärte Rose mit einem hoffnungsfrohen Lächeln, »das ist alles, was wir im Augenblick unternehmen können. Laß uns das Material überprüfen.« Doch als sie sah, wie McKen die großen Teile festgeschnallt hatte, wurde sie wütend: »Willst du uns umbringen? Das ganze Zeug muß gesichert werden! Wenn wir die Oberfläche durchstoßen, wird das ganze U-Boot aus dem Wasser kommen und wieder zurückstürzen! Willst du, daß die Sachen hier in der Gegend herumfliegen?« Und während drei Mannschaftsmitglieder die letzten Geräte an Bord brachten, sicherte der Rest schnaubend und ächzend die Ladung.

Als sie fertig waren, erklang ein ärgerliches Aufstöhnen aus der Kombüse, wo Ng'Woda Eustace den restlichen Proviant verstautete. Mit wütendem Gesicht kam er heraus. »Ich habe einen Schluck aus der Wasserversorgung genommen«, sagte er. »und das Zeug schmeckte scheußlich! Werden wir das etwa trinken müssen?«

»Wir könnten die Tanks fluten und sie über die Kuppelversorgung auffüllen«, sagte Rose nachdenklich.

»Wir haben die Zeit nicht!« schrie Dennis McKen.

Sie nickte. »Wir haben schon lange genug gebraucht. Wir werden auch die Süßwassertanks ablassen; sobald wir hier raus sind, können wir sie über die Meerwasserentionisierhehr auffüllen – dann wird nur für eine Weile niemand etwas zu trinken haben.« Sie sah sich nachdenklich um. »Ich frage mich, was wir sonst noch vergessen haben«, sagte sie wie zu sich selbst. Dann

zuckte sie die Achseln. »Wir strapazieren unsere Glückssträhne. Alle Mann anschnallen – es geht los!«

Graciela Navarro saß neben Rose, während Dennis McKen den Funkersitz hinter ihr eingenommen hatte, und leistete den Anordnungen des Kapitäns Folge. »Die Hecktanks mit zwanzig Prozent entlasten«, befahl Rose, und vorsichtig schob Graciela den Hebel in Position. Die Atlantica Countess gab ein ärgerliches Beben von sich. »Vierzig«, befahl Rose.

Wütend kreischte Metall am Bug auf, als sich das Schiff langsam am Heck hob. Rose sah auf ihre Instrumente und sagte leise: »Jetzt kommt der schwierige Teil. Falls wir am Bug festsitzen...« Sie vollendete den Satz nicht sondern warf einen weiteren Blick auf das Fenster und befahl: »Hecktanks sechzig Prozent, Bugtanks zwanzig.«

Und dann ertönte vom Bug des Schiffes ein schreckliches mahelndes Geräusch; die Atlantica Countess bäumte sich auf – und dann waren sie frei.

Durch das Nexofenster konnte Graciela das Verladedock von ihnen wegstreben sehen. »Bugtanks siebzig Prozent!« schrie Rose. »Wir müssen eine Vorwärtsbewegung bekommen!«

Wenn sie ein intaktes Schiff gehabt hätten, dann hätte der Auftrieb sie mit fast ebenso guten Steuermöglichkeiten versehen, als wenn die Antriebsmaschinen funktioniert hätten. Die Atlantica Countess war aber kein intaktes Schiff. Während es Minute um Minute aufstieg, versuchte das Schiff sich zu drehen, und sich aufzubäumen. Die Tiefenanzeige, die solange auf zweitausendzweihundert Metern stehen geblieben war, zuckte und rührte sich. Zweitausend Meter. Achtzehnhundert. Fünfzehnhundert. »Langsamer«, befahl Rose. »Hecktanks dreißig Prozent, Bugtanks fünfunddreißig!« Die heftigen Bewegungen schüttelten Graciela beinahe schmerzhaft durch. Vom Korridor konnte sie Ng'Woda Everett würgen und fluchen hören. Graciela starrte zu Rose hinüber und wartete auf Kommandos, doch Rose schwieg. Grimmig beobachtete sie die Tiefenanzeige – eintausend Meter,

siebenhundertfünfzig, fünfhundert. »Wir sind unterwegs«, seufzte sie zu sich selbst.

»Unterwegs... wohin?« Graciela dachte an Ron Tregarth. Eigenartig, sie konnte sich kaum an sein Gesicht erinnern.

Bei zweihundert Metern seufzte Rose und sagte: »Alle Ballasttanks auf normal.« Dann schloß sie die Augen. »Gleich brechen wir durch«, murmelte sie.

Graciela spürte, wie die Atlantica Countess mit dem Bug zuerst aus dem Wasser stieg und wappnete sich für den Rückschlag. Er kam härter und schmerzhafter, als sie es erwartet hatte, als ob sie aus sechs Metern Höhe in ihren Sessel gestürzt wäre. Aus dem ganzen Schiff erklangen ärgerliche Schmerzensschreie. Dann trieben sie auf der Meeresoberfläche.

Rose öffnete die Augen und sah sich um. »Na also«, sagte sie mit erstaunter Stimme. »Wir haben es geschafft. Aber der schwierige Teil liegt noch vor uns.«

Die Instrumente informierten sie darüber, daß die Lufttemperatur drei Grad Celsius betrug, die Wassertemperatur sechs. Zehn Meter hohe Wellen ragten über ihnen auf, und aus niedrigen Wolken prasselte Regen.

Während Graciela versuchte, sich auf dem glatten Deck zu halten und die Finne mit dem Kabel zu führen, das sie in der Hand hielt, peitschte ihr die Gischt ins Gesicht. Der Wind fegte mit einer Geschwindigkeit von wenigstens vierzig Knoten heran. Mit jedem Schwanken rollte die See über das halbe kleine Deck des U-Boots. Ng'Woda Eustace, der mit einem Seil gesichert und gerüstet über der Seite des Schiffes hing, hatte wenigstens einen Regenzug. Als er schließlich signalisierte, daß die Finne befestigt war, stand sie erleichtert auf.

Das Schiff machte eine abrupte Schlingerbewegung, sie stürzte, und ihr Kopf prallte gegen die Nexowand. Bevor sie das Bewußtsein verlor, spürte sie, wie Dennis McKens Arm sie packte, und sie vor dem sicheren Tod rettete.

Als sie erwachte, beugte er sich über sie. »Danke, lieber Ron«, hauchte sie, verbesserte sich aber sofort. »Ich meine lieber – Dennis.«

»Geht es dir gut?« fragte er.

»Ich glaube schon«, sagte sie vage. Dann bemerkte sie etwas. »Die Maschinen! Sie laufen rückwärts! Und – und wir schaukeln nicht mehr!«

Er ließ sich neben ihr nieder und sah sie triumphierend an. »Das stimmt«, sagte er. »Die Steuerbordmaschinen laufen wieder. Die anderen müssen warten, bis wir die Countess an Land setzen können, aber wir sind in einhundert Metern Tiefe unterwegs.« Er stand auf und hielt sich an einer Verstrebung fest, als er auf sie heruntersah. »Unser nächster Halt«, sagte er, »ist die Insel St. Maarten. Und dann...«

Er hielt inne und sah sie ernst an. »Und dann werden wir feststellen, ob noch jemand auf der Welt am Leben ist.«

Kapitel 21

Als die Heere des Ewigen das alte Cape übernommen hatten, erwachte es wieder zum Leben. Schiffe! Flugzeuge! Lastwagenkolonnen, die sich vollbeladen über die holprigen Straßen vorwärts kämpften. Sie kamen von überall.

Ron Tregarth hatte nicht daran geglaubt, daß auf der Welt noch so viele Menschen am Leben geblieben waren. Die kleine Gemeinschaft, die aus nicht mehr als einhundert Menschen bestanden hatte, war mittlerweile über tausend Mann stark. Zweitausend lebten in einer Fabrik in der Nähe des alten St. Louis, ein paar tausend in Colorado, beinahe fünftausend in der alten Pan-Mack-Basis in Baltimore – und Tausende in Schiffen auf See. Alles in allem zählten Quaggers Untertanen mehr als achtzehntausend Männer und Frauen! Mehr als die Hälfte all jener Menschen, die in Nordamerika noch am Leben waren!

Und sie plagten sich allesamt vergeblich in den Diensten Lord Quaggers ab, in Wahrheit dienten sie dem Ewigen.

Aber wer oder was das Ewige war, schien niemand sagen zu wollen.

Es hatte auch niemand viel Zeit, um Fragen zu stellen, denn sobald Commander Ryans kleines Lager in den Dienst des Ewigen aufgenommen worden war, wurden alle zur Arbeit, zur schweren und hastigen Arbeit eingeteilt, um alles für die Ankunft der ersten Schiffe vorzubereiten.

Ron Tregarth wurde mit einer Abteilung, die zur Hälfte aus Ryans eigenen Leuten, zur anderen Hälfte aus den neuen Soldaten des Ewigen bestand, ausgesandt, um die Häuser und Hotels in der alten Stadt Cocoa Beach zu säubern. Die Arbeit war schwer und gefährlich – in den alten Häusern gab es Klapperschlangen, und andere gefährliche Kleintiere. Und außerdem war sie nichts für schwache Nerven. Skelette mußten abtransportiert und begraben werden. Für fünfzehnhundert Neuankömmlinge mußten Betten beschafft werden. Um den Transport von den neuen Baracken zu den Arbeitsstätten der Bewohner zu gewährleisten, mußten alte Busse, Wagen und Boote überholt werden. Dann

mußte man Treibstoff heranschaffen, um die Fahrzeuge zum Laufen zu bringen. Die Lage war fast so schlimm wie zu Beginn des Ozonsommers.

Keiner fand viel Ruhe. Tregarth schlief kaum.

Und dennoch war plötzlich bei allem, was sie taten, das Gefühl dabei, ein Ziel zu haben. Sie hatten wieder eine Mission – obwohl ihnen niemand sagen wollte, worin diese Mission eigentlich bestand.

Selbst Wernher Ryan begann sich allmählich von der Niedergeschlagenheit befreien, die ihn befallen hatte, nachdem sein Kommando kampflos eingenommen worden war. »Es geht um den Weltraum«, erklärte er Tregarth, als sie Seite an Seite den Sand vom Eingang einer alten Montagehalle wegschaufelten. »Aus keinem anderen Grund wären sie sonst hierher gekommen. Wir werden wieder in den Weltraum gehen! Da bin ich mir ganz sicher!«

Tregarth hielt kurz inne, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, Er sah den früheren obersten Befehlshaber von General Marcus McKens Friedensstaffel an. »Und was hält General Marcus McKen von der Sache?«

Ryan zuckte zusammen. Quaggers erster Auftrag nach Erreichen des Lagers hatte darin bestanden, den Sender zum Habitat Walhalla zu verschließen; seither hatte es keine Verbindung mit dem General gegeben. »Es ist eine neue Lage entstanden«, sagte Ryan störrisch. »Ich muß sie akzeptieren. Die große Heere des Ewigen ermöglichen es, das Tor zum Weltraum wieder zu öffnen.«

»Und das reicht Ihnen?« fragte Tregarth neugierig.

Ryan schüttelte den Kopf. »Mein ganzes Leben ist darauf ausgerichtet. Machen Sie schon weiter, Tregarth! Man sagt, daß vielleicht morgen schon die ersten Frachter eintreffen!«

In dieser Nacht waren Tregarth ein paar kostbare Stunden in seiner eigenen Hütte vergönnt. Sie waren eigentlich zum Schla-

fen gedacht, aber er nahm sich die Zeit, um Jannie bei der Versorgung ihres kleinen Sohnes zu helfen, Pepito war unruhig, und Jannie war fast genauso müde wie Tregarth selbst; sie hatte den ganzen Tag Samen in dem neuen Farmgelände gepflanzt, während Pepito und die anderen Kinder in einem schattigen Plätzchen in der Nähe lagen und von Maria Hagland beaufsichtigt wurden, dem kleinen Mädchen, das sie bei ihrer Ankunft in die Falle gelockt hatte.

Als Pepito schlief, flüsterte Tregarth seiner Frau zu: »Geht es dir gut? Du siehst müde aus.«

Sie wusch einige Sachen des Babys aus. »Müde? Weswegen sollte ich denn müde sein?« Dann entspannte sie sich. »Häng mir das mal auf«, meinte sie und folgte ihm einen Augenblick später mit Pepitos restlichen Sachen aus der Hütte hinaus. Als sie neben ihm in der kühlen Nacht Floridas stand, sagte sie ernst: »Mir geht es gut, Ron. Dem Jungen auch. Aber ich weiß nicht, was als nächstes passieren wird.«

»Das weiß auch sonst niemand. Allerdings sind wir besser dran als vorher.«

Sie nickte. »Weißt du, was mir Sorgen macht? Das sind diese Leute mit den Juwelen in den Köpfen, genau wie bei diesem kleinen Affen...«

»Welche Leute?« fragte Tregarth alarmiert.

»Hast du sie denn nicht gesehen? Sie sind heute morgen in einem Bus gekommen. Ron, es sind keine Menschen! Sie stiegen aus dem Bus, nahmen einen Schluck Wasser und aßen zwei Scheiben Brot – das war alles! Nach wer weiß wie vielen Tagen auf der Straße! Und dann stiegen sie wieder in den Wagen und fuhren zur alten Startrampe!«

»Also hat Ryan vielleicht recht«, überlegte Tregarth laut. »Er sagte, daß es bei der ganzen Sache um den Weltraum gehe. Aber ich habe keine Leute mit Juwelen in den Köpfen gesehen.«

»Morgen«, prophezeite Jannie düster.

Und Tregarth sah sie. Wie alle anderen arbeitsfähige Menschen wurde er nach Port Canaveral befohlen. See große Schiffe und Barken lagen im Hafen.

Die Arbeit war schwer. Die großen müden, alten Kräne und Winden stampften und erzitterten, als sie ihre schweren Frachten trugen – große Metallzylinder und wertvolle Antriebe. Tregarth sah all das nur von weitem; das Schiff, an dem er arbeitete, hatte Lebensmittel an Bord.

Unter den Mannschaften und Passagieren befand sich eine Gruppe von dreißig oder vierzig Menschen, die ein Juwel in der Stirn trugen.

Sie benötigten zwei Tage, um das Lebensmittelschiff zu entladen, und dann hatte Tregarth, nachdem er von seiner Aufgabe entbunden worden war, eine Chance, den Banana River zu überqueren, um nachzusehen, was sich in den anderen Schiffen befunden hatte.

Er verharrte vor Schreck. Eine Rakete stand bereits an der alten Rampe in Position.

Offensichtlich war sie mit einem Atomsprengkopf bestückt. Während Tregarth sich das Ungetüm noch anschaute, wurde er von einem schlaksigen Mann im Blau der Friedensflotte angesprochen, der jedoch das Sternabzeichen des Ewigen trug. »Sind Sie nicht Ron Tregarth?« rief er. »Ich bin Newt Bluestone, wissen Sie noch? Schön, Sie zu sehen!«

Tregarth gab ihm die Hand. »Aber ich dachte, Sie wären...« begann er und stockte dann.

Bluestone grinste schief. »Sie dachten, daß ich Quaggers abgerichteter Seehund sei, stimmt's?« vollendete er die Frage. »Nun, vielleicht war ich das. Jedenfalls, als Quagger noch das Sagen hatte.«

»Hat er das nicht mehr?« fragte Tregarth überrascht.

Bluestone drehte sich um und blickte über das Wasser dorthin, wo Quagger mit dem gesenkten Kopf stand, während Angie

kreischte und in allen Richtungen Befehle spuckte. »Sehen Sie nicht, wie die Dinge jetzt liegen?«

»Wollen Sie etwa damit sagen, daß jetzt ein Affe die Befehle gibt?«

»Nennen Sie Angie keinen Affen!« entgegnete Bluestone scharf. »Sie wollen doch nicht, daß sie auf Sie wütend wird! Nein, sie ist kein Affe, und Quagger ist nicht mehr der Boß, obwohl er immer noch so genannt wird. Die wirkliche Macht ist das Ewige.«

»Und was ist das Ewige?« verlangte Tregarth zu wissen. »Sind das diese Leute, denen diese Juwelen im Kopf stecken?«

»Nicht ganz«, erwiderte Bluestone. »Sie sprechen allerdings für das Ewige.« Er schüttelte den Kopf. »Es hat sich vieles verändert«, sagte er. »Manchmal auch zum Besseren. Quaggers Heer hat mit Banden, Mördern und Tyrannen aufgeräumt, die überall im Land ihr Unwesen trieben.«

»Und wie viele Menschen hat er dabei ermordet?« fragte Tregarth grob.

Bluestone machte ein erstauntes Gesicht. »Ermordet?« Tregarth warf einen bedeutsamen Blick auf die Rakete auf dem Startplatz. »Ah«, sagte Bluestone. »Ich verstehe, was Sie meinen. Mit der Rakete soll niemand getötet werden. Sagen Sie, Tregarth, als Quagger ihre Leute übernommen hat, wie viele starben da?«

»Niemand, glaube ich. Wir wurden überrascht...«

Bluestone nickte. »So ist Angie eben. Töten mag sie nicht. Irgendwie weiß sie immer, was vor sich geht – ich nehme an, weil es das Ewige weiß, obwohl man sagt, daß die Vögel und die Tiere es ihr sagen! Das Heer der Ewigen Kämpfe siegt immer, als es geschickt seine Hinterhalte legt. Sich zu wehren ist sinnlos und wird daher kaum versucht. Von uns Menschen gibt es nicht mehr genug, daß wir uns gegenseitig umbringen könnten!«

Tregarth machte ein böses Gesicht. »Und was ist damit?« fragte er und deutete mit dem Daumen auf dem Atom-Sprengkopf.

Bluestone schürzte die Lippen. Er drehte sich um und warf einen Blick auf Quagger, der mit einer kleinen Schar Begleiter auf sie zukam – Wernher Ryan, zwei von Quaggers eigenen Offizieren und natürlich die allgegenwärtige Angie, die auf seiner Schulter hockte. »Das wird gleich geklärt werden.« Bluestone grinste. »Quagger hat auf diesen Augenblick gewartet. Kommen Sie, Tregarth. Ich bringe Sie in den Kommandoraum, und dann können Sie das Feuerwerk selbst mit ansehen!«

Das Hauptquartier war seit der Ankunft der Heere des Ewigen verbotenes Gebiet gewesen, jetzt aber waren die Wachposten abgezogen. Eine Art Thron war vor dem großen Bildschirm errichtet worden, und Wernher Ryan, der seine Paradeuniform trug, die jedoch mit den Blitzen der Heere des Ewigen versehen war, wartete schweigend bei den Kameras.

Schnaufend kletterte Lord Quagger die Stufen zu dem Podest hinauf und ließ sich dankbar auf den Thron sinken. Er hörte aufmerksam zu, als die rotbraune Kreatur namens Angie ihm ins Ohr schnatterte. »Ja, Liebes«, sagte er schwach und nickte. Dann wandte er sich Wernher Ryan zu. »Sie sind fertig, nicht wahr? Worauf warten wir dann noch? Haben Sie Habitat Walhalla noch nicht erreicht?«

»Es ist fast soweit, Lord Quagger!« rief eine körperlose Stimme aus dem Kontrollraum. »Wir geben Ihnen das Bild durch.« Und der Schirm auf dem Podest erhellte sich und zeigte General Marcus McKen.

Er starrte böse aus dem Schirm heraus. »Wernher Ryan?« knurrte er. »Sind Sie das, Ryan? Können Sie mir erklären, warum Sie in den letzten Monaten auf meine Befehle nicht reagiert haben?«

Quagger versetzte Ryan einen leichten Stoß, und der ehemalige Kommandant der Friedensstaffel wandte sich um und baute sich vor dem Bild auf. »General McKen«, sagte er, »Ihre Macht über diese Basis besteht nicht mehr. Sie ist jetzt eine Einrichtung

der Heere des Ewigen, die von Lord Simon McKen Quagger geführt werden.«

»Quagger?« brüllte General McKen auf. »Heere des Ewigen? Ryan, begreifen Sie eigentlich, daß Ihre Aussagen Hochverrat sind? Ich werde Sie dafür von einem Baum hängen sehen!«

Ryan warf einen Blick auf Quagger. »Lord Quagger wird jetzt mit Ihnen sprechen, General McKen«, sagte er dann.

Der kleine braunbepelzte Affe schnatterte in Quaggers Ohr. Quagger lauschte in Gedanken versunken und nickte, während das Gesicht auf dem Schirm immer wütender wurde. Als die Kameras dann auf ihn gerichtet waren, sagte Quagger liebenswürdig: »Hallo, Vetter Marcus. Ich habe Anordnungen für dich. Erstens wirst du keinerlei Versuch unternehmen, irgendwelche Streitkräfte auf die Erde zu bringen. Zweitens wirst du dein gesamtes Personal von Habitat Walhalla nach Habitat Ziolkowsky verlegen. Mir ist bewußt, daß Habitat Ziolkowsky einiger seiner Einrichtungen für deine Zwecke beraubt worden ist, und daher verlange ich nicht, daß dieser Umzug augenblicklich vollzogen wird. Allerdings hast du sofort damit zu beginnen. Ich verlange, daß der Transfer innerhalb von zehn Tagen abgeschlossen ist. Nach Ablauf dieser Frist wird Habitat Walhalla zerstört werden.« Er lächelte freundlich in den Bildschirm. »Das wäre im Augenblick alles«, sagte er. »Auf Wiedersehen, Vetter Marcus.«

In dieser Nacht sagte Tregarth zu seiner Frau: »So sind die Landratten! Alles, woran sie denken, sind Bomben und Kriege.«

»Ich bin eine Landratte, Ron«, ermahnte ihn seine Frau sanft. »Was können diese Leute außerdem schon tun?«

Wenn sie General McKen nicht aus seinem Habitat herausbekommen, schweben sie durch seine Lenkraketen in ständiger Gefahr! Nein, sie müssen so handeln.«

Tregarth zuckte ärgerlich die Achseln. Doch als die Tage verstrichen, sah er, wie andere Raketen in dem großen Montagegebäude zusammengesetzt und langsam zu den Startrampen ge-

schafft wurden. Einige bargen Überwachungssatelliten für niedrige Erdumlaufbahnen, und eine Rakete war so geheimnisumwittert, daß niemand ihre Mission zu kennen schien. Nicht einmal Wernher Ryan. »Ich weiß es nicht«, gab er zu. »Ich glaube aber, sie wird einen bemannten Flug zu einem anderen Planeten unternehmen! Vielleicht zum Mars!«

»Mars?« wiederholte Tregarth ratlos. »Aber noch niemand ist auf dem Mars gewesen.«

»Die PanMacks haben sich nicht sonderlich intensiv mit dem Weltraum befaßt«, erklärte Ryan düster. »Außer mit den militärischen Verwendungszwecken, natürlich.«

»Verhalten sich die Heere des Ewigen etwa anders?« wollte Tregarth wissen.

»Meinen Sie Lord Quaggers Warnung an seinen Vetter? Aber die war doch nur dafür gedacht, einen Kampf zu vermeiden, nicht um ihn hervorzurufen. General McKen weiß, daß das Geschoß auf der Abschlußrampe sein Habitat Walhalla zerstören könnte, also wird er nicht wagen, irgend etwas zu unternehmen. Und sehen Sie, Habitat Ziolkowsky hat keinerlei Bewaffnung, also besteht keine Gefahr, daß General McKen irgendwelche Tricks anwendet, wenn unsere eigenen Schiffe starten – wie das Ungetüm da drüben«, sagte er und blickte wieder auf das Gerüst, das die erste Stufe des geheimnisvollen Raumfahrzeugs umgab.

»Sie glauben also, es geht um eine Mission zum Mars?« grübelte Tregarth, als er auf die ferne Rampe sah.

»Da bin ich sicher! Und wenn es nicht der Mars ist, dann ist es ein anderer Planet, aber darauf können Sie wetten«, sagte Ryan im Brustton der Überzeugung.

Am zehnten Tag wurde die Rakete mit dem atomaren Sprengkopf abgefeuert. Sie benötigte fast zweiundzwanzig Stunden, bis sie ihr Ziel erreichten, und als sie einschlug, hörte Habitat Walhalla auf zu existieren.

Diese Rakete war noch mit Festtreibstoff betrieben worden. Die neueren Raketen benötigten Flüssigtreibstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Dieser Treibstoff existierte nicht. Die zur Herstellung nötige Ausrüstung aber gab es. Große Anlagen, um die Gase dem Wasser und der Luft zu entziehen und sie bis auf Temperaturen abzukühlen, die so kalt waren, daß ein unvorsichtiger Finger, der einen Augenblick hineingehalten wurde, qualvoll erfrieren würde. Aber die Anlagen waren jahrelang nicht mehr benutzt worden.

Ryan und Tregarth gehörten zu der Gruppe, die die Verflüssigungsanlagen überprüfte; sie kehrten niedergeschlagen zurück, um Lord Quagger Bericht zu erstatten. Doch Quagger hielt sich weder in seiner Luxussuite im Cocoa Beach Motel auf noch auf seinem Kreuzfahrtschiff. Sie fanden ihn schließlich bei einem alten Lager unter den toten Palmen, wie er einer Arbeitsmannschaft, die die alte Kommunikationsausrüstung auseinanderbaute, mürrisch Anweisungen gab. Er begrüßte Ryan mit einem bösen Gesicht. »Warum konnten Sie die Sachen nicht besser in Ordnung halten?« wollte er wissen. »Einiges davon brauchen wir für Ersatzteile, doch das meiste davon ist wertlos. Ich bin überrascht, daß Sie es überhaupt zum Funktionieren gebracht haben!«

»Das waren wir auch«, sagte Ryan knapp. »Die Teile waren nicht leicht zu finden, Quagger.«

Der alte Mann leckte sich besorgt die Lippen. »Nun, was haben Sie zu berichten? Können Sie Raketentreibstoff herstellen?«

»Nicht mit dem, was wir dort draußen haben. Die Kondenskamern, die elektrischen Systeme, die Kühltechnik – das alles ist nicht zu gebrauchen.«

»Verdammt«, seufzte Quagger. »Angie wird sehr ärgerlich sein.« Ängstlich sah er sich um, aber die kleine Kreatur war nirgends zu sehen. »Ich fürchte, daß wir dann irgendwo eine neue Fabrik aufbauen müssen. Und Sie wissen, was das bedeutet! Leute, die von der Arbeit hier abgezogen werden müssen. Angie besteht darauf, daß alles so rasch wie möglich vorangeht!«

»Ich sage Ihnen ja nur, was möglich ist und was nicht«, sagte Ryan. »Glauben Sie mir, Quagger...« Er bemerkte den entrüsteten Blick des alten Mannes und besann sich. »Lord Quagger, ich bin ebenso darauf aus, wieder in den Weltraum zu gelangen, wie Sie.«

»Ja«, sagte Quagger unglücklich. »Das nehme ich an. Angie ist nur so beharrlich...« Er sah sich wieder um. »Wo ist mein kleiner Liebling? Sie muß sofort davon erfahren.«

Plötzlich hörten sie ein Schluchzen, das aus dem alten Hauptquartier drang. Als sie hineinliefen, entdeckten sie Angie. Sie hatte die alte Alligatorenhaut von der Wand gezogen, kauerte auf dem Boden und wiegte das häßliche Ding in ihren spindeldürren Armen. Liebevoll und verzweifelt streichelte sie das Juwel in der Stirn.

Tregarths Aufgaben veränderten sich, als er eingeteilt wurde, die Anlagen des Flugfelds südlich von Cocoa Beach zu überholen. Die Instrumente im Kontrollturm unterschieden sich nicht so sehr von denen eines U-Boots. Als er ein Kontrollpult überprüfte, rief Newt Bluestone zu ihm herauf. »Tregarth? Ist bei Ihnen alles klar? Ich will nicht, daß mit dem Flugzeug aus Colorado irgend etwas schief geht.«

Tregarth warf einen Blick auf den anderen Bildschirm, wo die Wache den Flug markierte. Es war der einzige auf dem Schirm. »Sollte in fünf Minuten da sein«, rief er zurück. Bluestone nickte und grinste. »Meine Frau kommt mit dem Flugzeug«, sagte er stolz. »Sie war in St. Louis in den Fabriken, die Raumschiffteile herstellen, und dann mußte sie eine Zeitlang zu Quaggies Basis nach Colorado zurückkehren. Ich habe sie seit Monaten nicht mehr gesehen. Sie werden sie mögen, Tregarth. Sie ist eine Schönheit. Früher war sie...« Er stockte und zuckte dann die Achseln. »Quagger hatte einige eklige Angewohnheiten. Eine davon bestand darin, schöne Frauen einzuziehen, damit sie für ihn arbeiteten, ob es ihnen nun gefiel oder nicht. Oh, sehen Sie nur, da sind sie!«

Das Flugzeug landete. Es fegte donnernd auf dem Landestreifen an ihnen vorbei, wurde langsamer, wendete und begann zurückzurollen. Tregarth lächelte, als er sah, wie sich die Türen des Flugzeugs öffneten und die Leiter heranrollte. Die fünfte Gestalt, die aus dem Flugzeug trat, war klein und dunkelhäutig. Tregarth konnte das Gesicht der Frau nicht sehen, aber als Newt Bluestone sie umarmte, wußte er, um wen es sich handeln mußte.

Dann näherten sie sich den Wagen, die vor dem Tower parkten.

Tregarth stolperte und stürzte beinahe; er konnte den Blick nicht von der Frau an Bluestones Arm wenden.

Es war Garciela Navarro.

Aber als sie sich ihm zuwandte und sie einander vorgestellt wurden, sprach sie mit einer völlig anderen Stimme. »Hallo, Kapitän Tregarth«, sagte sie mit dem Hauch eines Akzents.

»Hallo, Missis Bluestone«, sagte er. »Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen.«

Kapitel 22

Die Reparaturarbeiten an der Atlantica Countess nahmen im ruhigen Wasser der Bucht von St. Maar ten fast zwei Monate in Anspruch. Das Schiff lag in den seichten Gewässern neben einem alten Betonpier. Quer über dem Pier hing der Rumpf einer Fähre, die früher einmal Touristen zu den Schwesterinseln gebracht hatte.

Die Bucht war recht hübsch. Zuerst hatten sie eine Wache auf einem Kirchturm unterhalten, die Tag und Nacht nach Plünderern Ausschau hielt, aber in dieser Gegend gab es nicht einmal mehr Feldmäuse.

Sie fürchteten nicht nur Plünderer. Der Posten im Kirchturm richtete seinen Blick gleichermaßen auch auf den Himmel und die See in der Angst, daß ihnen etwas folgen könnte, seien es nun die Kraken oder die PanMacks.

Die schwierigste Aufgabe stellte der Backbordantrieb dar. Zuerst mußten sie das verzogene Gehäuse entfernen, dann die alte Antriebswelle herausziehen und die neue installieren. Wenn Graziela nicht für eine Arbeitsschicht eingeteilt war, saß sie im Kontrollraum und lauschte den Funkbotschaften. Fast alle kamen von der Ostküste, vor allem aus Florida. Leider waren die Nachrichten durchweg kodiert.

Dann bauten sie eines schönen tropischen Tages das Holzgerüst zwischen Pier und Boot ab und gingen an Bord. Es herrschte Flut, und als N'Taka Rose die Energie zuschaltete, zogen die Maschinen die Atlantica Countess leicht in tieferes Gewässer. Als das Echolot anzeigte, daß sie fünfhundert Meter Wassertiefe erreicht hatten, ließ Rose das Schiff für Geschwindigkeitstests absinken und behielt die Instrumentenpulte im Auge. Sogar bei voller Geschwindigkeit drehte sich die neue Antriebswelle gleichmäßig. Als sie achten, ließ nur ein Flattern der Bugflossen Rose die Stirn runzeln. Schließlich verlangsamte sie die Fahrt und rief die Mannschaft zusammen. »Die Atlantica Countess ist wieder fahrtüchtig«, sagte sie ohne lange Vorrede, »aber noch

weit davon entfernt, seetüchtig zu sein. Der Backbordantrieb hat kein Gehäuse. Die Bugfinnen haben viel mehr Spiel, als mir Heb ist. Im Steuerbordantrieb ist auch noch eine leichte Vibration; vielleicht muß der Propeller besser ausbalanciert werden.«

Dennis McKen rief wütend: »Was willst du damit sagen? Das Schiff läuft doch, oder?«

»Es läuft, aber mehr auch nicht. Ein Gehäuse für den Backbordantrieb brauchen wir unbedingt.«

Ng'Woda Everett warf einen Blick auf seinen älteren Bruder Eustace und fragte zaghaft: »Woher sollen wir auf dieser Insel Nexo herbekommen?«

»Gar nicht, Everett. Wir werden es selbst bauen müssen, wenn wir das notwendige Metall haben. Das Ganze ist eine Sache von Wochen und nicht von Tagen. Aber wenn wir jetzt losfahren, so wie das Schiff jetzt sie, werden wir Ärger bekommen. Das Risiko würde ich eingehen, wenn ich müßte, aber müssen wir das?«

»Was meinst du damit?« wollte McKen wissen.

Sie blickte ihn gelassen an. »Wie lautet unser Auftrag, Dennis?« fragte sie.

Er blinzelte. »Erkundigungen einzuholen! Kontakt aufnehmen mit allen, die vielleicht noch am Leben sind!«

»Aber einige Leute, die noch am Leben sind, sind uns vielleicht nicht freundlich gesonnen«, sagte die Kapitänin. »Und wohin fahren wir überhaupt, wenn wir fahren? Meiner Ansicht nach haben wir drei Möglichkeiten. Wir können versuchen, mit diesen ›Heeren des Ewigen‹ Kontakt aufzunehmen. Wir können eine andere der Achtzehn Städte anlaufen. Oder wir können nach Atlantica-City zurückkehren.«

»Willst du eine Abstimmung?«

»Ich glaube ja. Wenn wir auf See sind, bestimme ich Dennis. Da die ganze Sache deine Idee war, werde ich deine Vorschläge in Betracht ziehen, wohin wir gehen und was wir tun. Aber dabei ist die Sicherheit von uns allen betroffen, daher will ich, daß alle

sich an der Entscheidung beteiligen.« Sie warf einen Blick in die Runde und wandte sich dann Sven Borg, dem ältesten Mannschaftsmitglied zu »Sven?«

Der große Mann sagte nachdenklich: »Ich weiß, daß wir Glück hatten, überhaupt wegzukommen. Ich glaube trotzdem, daß wir nach Atlantica-City zurückkehren sollten – nicht um anzudocken, sondern um über die Bürgermeisterin nach Anordnungen zu fragen. Ich stimme für die Rückkehr.«

»Nein!« schrie Dennis McKen verzweifelt auf. »Noch nicht! Es gibt doch die Funknachrichten aus Florida – vielleicht sind sie uns dort freundlich gesonnen!«

Ng'Woda Eustace knurrte: »Sie sind vielleicht so freundlich, daß sie darauf bestehen, daß wir nie gehen. Ich denke, wir sollten eine der Achtzehn Städte auskundschaften.«

Sein Bruder nickte. Graciela sagte rasch: »Ich finde, daß Dennis recht hat. Laßt uns diesen Ort in Florida wenigstens anschauen. Wie heißt der denn noch – Cape Canaveral?«

»Das ist der gefährlichste Platz von allen«, widersprach Ng'Woda Eustace.

»Das ist doch der beste Grund, um ihn zu erkunden«, entgegnete Dennis McKen eifrig. »Wir müssen wissen, was dort vor sich geht, und wenn es dann vielleicht so aussieht, als ob wir mit ihnen Kontakt aufnehmen können...«

»Dort wird es von Schiffen und Flugzeugen nur so wimmeln«, prophezeite Ng'Woda düster.

Rose seufzte. »Weglaufen können wir immer noch«, sagte sie. »Ich stimme ebenfalls für Florida. Nur – zuerst machen wir dieses Schiff so perfekt, wie es nur geht!«. Die Sonne stellte keine tödliche Gefahr mehr da, und zum ersten Mal in ihrem Leben begann Graciela Navarro zu begreifen, warum Landratten wie Dennis McKen sich nach dem offenen Himmel sehnten. Die strahlende Wärme war entspannend und erholsam, stellte sie eines Morgens fest, als sie mit Dennis McKen zu einem Ausflug aufbrach.

Sie hatten einen verlassenen Wagen gefunden, ein großes offenes, benzinbetriebenes Modell, das zunächst nicht gestartet werden konnte. Aber dann fand Dennis einen Kanister Benzin, und sie konnten die Batterie über die Generatoren des Unterseeboots aufladen. Die Fahrt über die Straßen von St. Maarten war ein Wunder an sich, und Graciela schrie vor Vergnügen auf, als McKen einen kurzen Augenblick lang bis auf hundertfünfzig Stundenkilometer beschleunigte.

Doch Gracielas gute Laune verging, als sie sich auf der Insel umsahen. So viele Tote! Männer und Frauen und Kinder, die sich in ihren Gebäuden zusammengedrängt hatten, um dem schrecklichen Sonnenfeuer zu entrinnen. Von ihnen blieb nichts als Knochen. In der tropischen Hitze war die Verwesung rasch eingetreten. Fast so rasch wie der Tod selbst.

Sie hielten auf der anderen Seite der Insel an, um dort ihr karges Mittagessen einzunehmen. Ein umgestürztes Hinweisschild benutzten sie als Tisch.

Graciela sah ihren Gefährten an, der schwerfällig kaute und stirnrunzelnd nach Westen über das leere Meer starrte. »Dennis? Bist du sicher, daß wir zum Kontinent fahren sollten?«

Er blinzelte sie an, als sei er gerade aus wichtigen Gedanken gerissen worden. »Natürlich bin ich sicher. Wir müssen doch erfahren, was dort geschehen ist. Willst du nicht endlich herausfinden, was mit deinem Liebsten passiert ist?«

Graciela spürte, wie sie errötete. »Ich kenne meine Gründe, Dennis, aber ich will wissen, wie deine lauten.«

Seine Stimme nahm einen unfreundlichen Tonfall an.

»Du denkst, daß ich euch alle an die PanMacks ausliefere nicht wahr?« Dann lenkte er ein: »Nein, ich will nicht zu den PanMacks zurück. Aber ich will erfahren, was geschehen ist! Du hast irgendwo auf dem Land einen Verlobten verloren. Ich habe eine Familie verloren, Freunde, Kamera, den – ich habe mein ganzes Leben dort verloren, Graciela! Ich will wissen, was geschehen ist. Wer sind die Leute, die Funknachrichten senden? Allzu viele gibt es davon nicht – auf dem gesamten Kontinent haben wir nur et-

wa ein Dutzend Sendestellen ausgemacht. Aber sie sind gut organisiert, und ich will wissen, wer sie sind und was sie tun. Das ist keine bloße Neugier. Du weißt, wie Atlantica-City jetzt aussieht, die Leute werden von den Kraken und den Zombies gefangen gehalten – das kann doch nicht ewig so weitergehen, oder? Und hier sind wir und halten uns mit Reparaturarbeiten auf, die nicht wirklich notwendig sind, und benehmen uns wie die Touristen!«

»Aber Rose hat ebenfalls recht, Dennis!« begehrte Graciela auf und wischte Sand von dem Hinweisschild. Französische Worte standen darauf, die sie zu entziffern versuchte, während sie weiterredeten. »Wir müssen die Countess voll einsatzfähig bekommen.«

»Und wie machen wir das? Antriebsgehäuse! Dafür finden wir doch nie die Materialien und die Werkzeuge! Auf dieser kleinen Insel gibt es kein – Was ist los?« fragte er, als sie leise aufkeuchte.

Sie starrte auf die Worte, die sie auf dem umgestürzten Hinweisschild freigelegt hatte. »Ich glaube, wir schaffen es doch«, sagte sie und zeigte auf die Worte.

Auf dem Schild stand:

*DuLangue et fils
AutoFabrique*

So löste sich ein Problem, denn die alte Reparaturwerkstatt hatte sowohl dicke Stahlplatten auf Lager als auch die Werkzeuge, um sie zu bearbeiten.

Graciela hingegen mußte sich darum kümmern, genug Nahrung zu beschaffen.

Doch was es nirgendwo auf der Insel zu geben schien, waren Lebensmittel. Jeder Laden war ausgeplündert worden, jedes Restaurant war vollständig ausgeräumt worden, so daß nichts Eßbares aufzutreiben war.

Allerdings gab es noch das Meer.

Als Graciela mit dem Speer zu fischen begann, entdeckte sie ein neues wunderbares Vergnügen. Sie schwamm in ihrem geliebten Ozean! Es war so herrlich und natürlich wie damals im Krakenbecken, doch mit allen Wundern der flachen See, um sie zu erfreuen. Korallen, Muscheln und Algen, die wieder zu wachsen begannen. In den Riffen gab es tatsächlich Fische. Die größten, die auch am leichtesten zu fangen waren, waren die Aale, große häßliche Biester, die in Felsspalten lauerten, bis man sie aufspießte, und sich dann in zappelnde Teufel verwandelten. Aber es gab noch andere Fische, hübsche Exemplare, die nicht größer als Gracielas Hand waren und in allen Farben schimmerten. Graciela brachte es nicht über sich, einen davon aufzuspießen. Sie brachte der Mannschaft der Atlantica Countess in ihren Netzen Aale mit und Hummer, Krebse und Muscheln, die Aasfresser, die von dem Tod anderer profitiert hatten.

Das Land mochte tot und feindselig sein, aber das Meer, die schützende See, erwachte wieder zum Leben.

Feindselig war das Land in der Tat.

Während die Tage verstrichen, nahm der Funkverkehr nicht ab. Obgleich das meiste davon unverständlich war, hatten sie wenigstens die Hauptquellen zu orten vermocht – Florida war ständig aktiv ebenso wie ein zwei andere Orte an der amerikanischen Küste und einige andere schwächere Stationen, die weit im Inneren des Kontinents zu liegen schienen.

Als das Gehäuse für den Backbordantrieb beinahe fertig war, holte Graciela Dennis McKen für einen Fischfang ab. Sie fand ihn am Funkgerät, wie er mit versteinertem Gesicht dem sonderbaren Gejaule und Gequäke lauschte. »Das klingt wie militärische Sendungen. Sie lassen es über Zerhacker laufen«, sagte er.

»Warum sollte man dann noch zuhören?« fragte sie. Er schüttelte gereizt den Kopf und antwortete nicht.

Aber als sie ihm sagte, was sie vorhatte, begleitete er sie, und die beiden nahmen das kleine Skiff, das sie angebunden hinter einem der kleinen Strandhotels gefunden hatten, tankten seinen Außenbordmotor und fuhren die Küste entlang.

Als sie die kleine Bucht erreichten, die Graciela ausgesucht hatte, schaltete McKen den Motor ab und warf den kleinen Anker aus. Dann sah er Graciela an.

Er brachte ein Lächeln zustande. »Komm, wir gehen tauchen«, sagte er.

Und in dem wunderbaren Wasser, das ihr zärtlich und warm über die Haut glitt, spürte Graciela, wie all ihre Reizbarkeiten von ihr abfielen.

Dennis war doch ein anständiger Mann, sagte sie zu sich selbst, obgleich er von den schlechten McKens abstammte. Er hatte seinen Anteil in Atlantica-City und an Bord der Atlantica Countess so tüchtig wie jeder erledigt – und es gab keinen Zweifel, daß er auch ein attraktiver Mann war. Und Ron Tregarth...

Sie ließ ihren Geist dahintreiben und dachte an Ron Tregarth. Wie lange war es jetzt her, daß sie sich geküßt und voneinander verabschiedet hatten, als die Atlantica Queen zu ihrer Reise ohne Wiederkehr aufgebrochen war? Nur zwei Jahre?

Es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein.

Sie holte tief Luft aus dem Tank auf ihrem Rücken und tauchte auf McKen zu, der einen großen Meeraal gefunden hatte. Sein Speer hatte der Aal einige Zentimeter unterhalb des Kiefers erwischt, und obgleich der Fisch nicht nach ihm schnappen konnte, schlug er doch mit furchtbarer Gewalt um sich – Graciela konnte selbst durch die Maske erkennen, daß sich McKen mit kriegerischer Freude am Kampf ergötzte. Sie wußte, daß er ihre Hilfe nicht wollen würde, und bewegte langsam die Schwimmflossen, um auf gleicher Höhe zu bleiben, während sie zusah.

Über ihnen bewegte sich plötzlich ein großer, sonderbarer Schatten.

Sie sah auf und erstarrte. Dennis McKen hatte den Meeraal gefunden, aber etwas anderes hatte Dennis McKen gefunden. Es war ein Hammerhai. Kein großer, aber groß genug, um einen Menschen zu töten.

Graciela hielt sich nicht mit langen Überlegungen auf. Als der Hammerhai zu ihnen herunterschoß, kam sie ihm mit vorgerecktem Speer entgegen. Der Aufprall war so stark, als wäre sie gegen eine Mauer gerannt. Sie ließ beinahe den Speerschaft los, als er sich in das Auge des Hais bohrte. Haie sterben nur schwer, aber die Wunde war dennoch tödlich. Graciela hielt sich mit aller Kraft am Speerschaft fest, war den furchtbaren Kiefern so nahe, daß sie beinahe die messerscharfen Fangzähne zu zählen vermochte. Er schüttelte sie von sich...

Und sie spürte einen Stoß im Rücken und drehte sich in plötzlichem Schrecken um, aber es war nur Dennis McKen, der von seinem Meeraal abgelassen hatte und sie nun vor sich her zum Boot schob.

Graciela Navarro war noch nie schneller geschwommen, als sie auf das Boot zusteuerten. Sie warf sich über den Bootsrand und lag auf dem Rücken, während sie keuchend in den Himmel starrte.

Dennis war ruhiger als sie. Er kam auf die Knie und umarmte sie. Sie spürte, wie sie in seinen Armen zitterte.

Er lächelte, als er zu ihr heruntersah. »Ich glaube, du hast mir das Leben gerettet, Graciela«, sagte er. »Weißt du, was das heißt? Es heißt, daß du von heute an für mich verantwortlich bist.«

»Ach, Dennis«, seufzte sie.

»Ich will, daß du mich heiratest, Graciela. Wir haben ein Leben vor uns. Verbringe es nicht in Trauer!«

Einen Augenblick lang schwieg sie. Dann sah sie mit ernstem Gesicht zu ihm auf. »Ich werde dir eine Antwort geben, wenn ich mit eigenen Augen das Land gesehen habe«, sagte sie.

Und plötzlich war die Arbeit getan.

Sie versammelten sich müde, aber zufrieden am Dock und sahen die Atlantica Countess an. Es war beinahe schon Abend. Das

Backbordgehäuse war grellrot – Sven Borg hatte eine alte Rostschutzfarbe gefunden – , was im Kontrast zu der milchigen Nexohülle stand.

»Ich denke, es wird gehen«, sagte Rose. »Fahren wir dann nach Florida?«

»Darauf hatten wir uns doch geeinigt, oder?«, sagte Ng’Woda Eustace und klatschte sich mit der flachen Hand auf den Hals. Er sah neugierig auf das, was sich in seiner Handfläche befand. »Ein Käfer«, sagte er erstaunt.

Dennis McKen lachte laut auf. »Ein Mosquito«, berichtigte er ihn. »Es sieht so aus, als ob viele Tiere wieder zurückkehren.«

N’Taka Rose sah ihn nachdenklich an, aber sie sagte nur: »Sind alle da? Gut! Dann laufen wir sofort aus. Bereitet alles vor!«

Langsam glitt die Atlantica Countess aus dem Hafen hei aus und strebte den dunklen schützenden Tiefen zu.

Sechs Kilometer vor der Küste Floridas tauchten sie wieder auf. Der Morgen brach an. Die See war spiegelglatt. Sobald die Luke geöffnet worden war, stiegen die meisten Mannschaftsangehörigen auf das schmale Deck, während Ng’Woda Everett die Maschinen und Sven Borg die Hauptkontrollen überwachte. Graciela Navarro stand an der ausfahrbaren Steuerkonsole und blickte zu der flachen weiten Küste.

»Sieht ja recht ruhig aus«, murmelte Rose. »Graciela? Wie sieht es beim Funk aus?«

Und als Graciela bei Sven Borg nachfragte, lautete die Antwort: »Eine Menge Funkverkehr. Einige Sendeorte bewegen sich – ich glaube, es sind Flugzeuge.«

Ng’Woda Eustace suchte bereits mit einem Fernglas den Himmel ab. »Tatsächlich, da sind sie«, gab er durch. »Über der Küste im Südwesten ist eins – und noch eins südlich von uns.«

»Sie könnten uns leicht ausmachen«, gab Graciela zu bedenken.

Nachdenklich sagte Rose: »Wir sind kein sonderlich großes Ziel – und an der Küste würden alle in die Sonne sehen müssen... Wir fahren etwas dichter heran.«

Graciela gab das entsprechende Zeichen an den Maschinenraum, und die Countess bewegte sich langsam auf die flache weite Küste zu.

Doch als sie zwei Kilometer vor der Küste wieder anhielten, schien es nichts zu geben, wovor sie hätten davonlaufen müssen. Sie konnten erkennen, daß dort tatsächlich Schiffe vor Anker lagen. Durch die Ferngläser konnte man sogar Menschen auf Deck und kleine Boote zwischen den Schiffen erkennen. Während sie langsam nach Süden fuhren und jede Einzelheit am Ufer registrierten, blickte Graciela sehnsüchtig zum Ufer hinüber. Sie sah dort die größte Anzahl an Menschen, seit sie Atlantica-City verlassen hatten. Falls Ron Tregarth überhaupt noch am Leben sein sollte, redete sie sich ein, so war er es vielleicht an einem solchen Ort...

Dann kamen sie zu einem Strand, an dem hohe Metallgebilde zum Himmel ragten. Dennis Mcken stockte der Atem. »Raumschiffe!«, schrie er und zeigte auf die hohen Gerüste. »Seht euch das an! Sie gehen wieder in den Weltraum!«

»Bleib unten!« warnte Rose heftig. Aber sie starrte selbst in grimmiger Besorgnis auf die Küstenlinie. »Wenn sie jetzt schon wieder Erkundungssatelliten aufsteigen lassen, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie Schiffe und Flugzeuge aussenden. Davon müssen die Städte erfahren.«

Ng'Woda Eustace sah seinen Kapitän ratlos an. »Meinst du Atlantica-City?«

»Nein. Es gibt nichts, was Atlantica-City tun könnte. Ich meine die anderen Städte. Sie müssen erfahren, daß jegliche Oberflächentätigkeit ihrerseits beobachtet werden kann.«

Graciela hatte den Blick auf die ferne Küste gerichtet und hörte dem Gespräch kaum zu. Ehrfürchtig schüttelte sie den Kopf? Wie konnte es nur sein, daß sich diese gepeinigten Landratten schon wieder vom Weltraum träumten.

Dann keuchte sie laut auf.

An einer der Rampen tat sich etwas. Eine Wolke aus weißem Dunst stieg auf. Dann war das Aufglühen heller Flammen zu sehen.

»Sie haben eine Rakete gestartet!« schrie Dennis Mcken. »Sie haben es wirklich getan!«

Hinter der Rakete breitete sich eine unregelmäßige Dunstwolke über dem Himmel aus und blieb noch hängen, als die Rakete selbst verschwunden war. Sie starrten der Rakete gebannt hinterher, bis Rose aufschrie: »Achtung, da kommt was! Alle runter! Tauchvorgang vorbereiten!« Von Norden stieg ein Schiff auf sie zu, wahrscheinlich ein Zerstörer.

Sie blieben nicht lange genug, um es genau zu überprüfen.

Als die Atlantica Countess einhundert Meter tief getaucht war, rief Rose die Seekarte mit der Lage der Achtzehn Städte ab und lehnte sich zurück. »Wir wissen, daß es PanNegra nicht mehr gibt«, sagte sie, »und nach Atlantica-City zurückzugehen ist im Augenblick sinnlos. Wohin? Nach Norden oder nach Süden?«

»Nach Süden«, sagte Sven Borg entschlossen. »Romanche City, in der Nähe des Äquators.«

Rose sah sich im Raum um. »Alle einverstanden? Dann also Romanche City. Setzt den Kurs Südwest bei West.«

Kapitel 24

Ron Tregarth hob Pepito in die Höhe, damit er den Start des ersten Raumflugs seit der Nacht des Kometen Sicara beobachten konnte. Dem Jungen gefiel es nicht. Das grelle Licht tat ihm in den Augen weh, und als der Donner der Raketen den Stand erzittern ließ, weinte er.

»Ruhig, mein Lieber«, flüsterte seine Mutter und beugte sich schützend vor. »Davor brauchst du keine Angst zu haben, kleiner Pepito. Weißt du denn nicht, daß dein Daddy bald in einer dieser Raketen sitzen wird?«

»Das ist noch nicht entschieden«, wiegelte Tregarth die Bemerkung seiner Frau ab, aber sie zuckte die Achseln.

»Nein«, sagte sie. »Sie brauchen Raumpiloten. Wie viele Leute hier verfügen denn über Pilotenerfahrung? Nein, Ron, du wirst Astronaut werden.«

»Nur wenn der kleine Affe Ryans Vorschlag annimmt«, sagte Tregarth.

Als Pepito zwei Jahre alt war, hatte sein Vater die Ausbildung zum Astronauten absolviert. Im Vergleich zu Navigation eines Unterseeboots war es ein Kinderspiel; es war nicht nötig, sich Karten von Kanälen, Riffen und Strömungen zu merken – im Weltraum gab es nichts dergleichen. Um den Start kümmerte sich das Bodenkontrollpersonal. Lediglich die Landung erforderte eine gewisse Geschicklichkeiten, die Tregarth nie besessen hatte.

Doch mit Wernher Ryans Hilfe lernte er es rasch. Als Tregarth im Simulator seine fünfte fehlerlose Landung absolviert hatte, brachte Ryan ihn zu Quagger. »Tregarth ist im Simulator so weit, wie er nur kommen kann«, berichtete Ryan. »Er braucht Flugpraxis.«

»Aber wir haben doch noch keine Raumschiffe für ihn, die er fliegen könnte, Ryan«, klagte Quagger.

»Natürlich nicht. Er braucht Flugzeugerfahrung. In einem echten Flugzeug, nicht in einem Simulator.«

»Gut«, sagte Quagger geistesabwesend und streichelte Angies Fell. Die kleine Kreatur duldete dies einen Augenblick lang, während die hellen kleinen Augen Tregarth anstarrten. Dann schnaterte sie etwas in Quagger s Ohr und hüpfte von dannen.

Liebevoll verfolgte Quagger Angie mit seinen Blicken. »Glauben Sie nicht auch, daß ihr die Haare ausfallen?«, fragte er mit besorgter Stimme. »Sie wird langsamer. Ich mache mir wirklich Sorgen um sie – aber sie läßt nicht zu, daß die Ärzte sie untersuchen. Ich nehme an, sie wüßten sowieso nicht, was zu tun wäre, weil sie so – etwas Besonderes ist.« Traurig schüttelte er den Kopf. »Was wollten Sie denn jetzt noch gleich? Ach, Flugzeit für Tregarth? Ja, unbedingt; lassen Sie ihn sofort im Pilotenplan eintragen, Ryan.«

Und so kam Tregarth wenige Tage später zu seinem ersten Flug in einem Luftfahrzeug. Er flog als Copilot mit einem von Quagger s Piloten. Es war völlig anders als im Simulator! Der Simulator vermittelte einem nicht die plötzliche Beschleunigung und den Druck, wenn das große Flugzeug von der Startbahn abhob, oder das unruhige Rütteln und Zittern, als sie durch Turbulenzen flogen.

Außerdem hatte Tregarth noch nie die Welt aus zweitausend Metern Höhe gesehen. Ein verwüstetes Spielzeugland. Alles war in nüchternen Schattierungen aus Schwarz, Braun und Grau gehalten. Es war stets eine besondere Freude für Tregarth, über die über die Küsten Floridas zur Landebahn zurückzukehren und dabei grüne Felder auftauchen zu sehen.

war mit seiner Frau und seinem Kind glücklich, auch wenn ihm gelegentlich der Anblick der falschen Graciela, Doris Bluestone, einen leichten Stich versetzte. Doch was hätte er unternehmen können, falls er es vermocht hätte, sein Leben war im Grunde gefestigt und sonderbarerweise voller Verheißungen. Denn plötzlich gab es wieder eine Zukunft für die Menschen – obgleich er

sich allerdings nicht ganz sicher war, worin diese Zukunft eigentlich bestand. Vielleicht hätte die wachsende Anzahl jener Menschen, die das helle Juwel des Ewigen in ihren Stirnen trugen, dem Rest der Gemeinschaft mehr sagen können, als sie schon wußten. Sie taten es jedoch nicht. Die Juwelgezeichneten blieben unter sich und kümmerten sich lediglich um die große neue Rakete, die allmählich auf dem Startplatz aufwuchs...

Tregarth befand sich mindestens einmal wöchentlich in der Luft, er flog zu den Fabriken in St. Louis, nach Baltimore, nach Quaggerheim in Colorado, zu den Außenposten in Neuengland und Vancouver und Mexico City und Kalifornien. Bei einem Zwischenstopp nahm er in Kansas City im Stützpunkt der Heere des Ewigen eine Eilladung an Bord. Die Offizierin war eine schlanke dunkelhaarige Frau, die seinen Blick wahrscheinlich auch ohne das flammende Juwel in ihrer Stirn eingefangen hätte. Sie gab ihm knappe Anweisungen, sich mit der Fracht zu beeilen. »Kapitän...« Ihre scharfe Stimme stockte. Er sah, wie ihre blassen Lippen zitterten, sah ein aufflackerndes Gefühl hinter ihrer eisigen Haltung. »Kapitän...«

»Ja?«

»Nichts.« Ihre Stimme und ihr Gesicht waren wieder völlig ausdruckslos. »Sie können...« Aber dann beugte sie sich vor. Schmerz stand in ihren Augen. »Kapitän, kennen Sie Newton Bluestone?«

»Ich habe ihn getroffen. Warum?«

»Ich war Judy Roscoe.« Ihr hastiges Flüstern war für ihn kaum vernehmbar. »Wir haben uns geliebt. Wir haben uns gestritten. Ich sagte Dinge, die mir leid tun. Jetzt – jetzt befürchte ich, daß er denkt, daß es zu spät ist. Ich will, daß er weiß, daß ich noch lebe, und ich muß wissen, daß lebt, weil wir im Ewigen noch eine Chance haben. Werde Sie ihm sagen...«

Abrupt versteifte sie sich und hielt inne.

»Beeilen Sie sich mit der Fracht, Kapitän.« Eine knapp unpersönliche Anordnung. Ihr Gesicht war wieder kalt geworden, und

er sah im Stein in ihrer Stirn grünes Feuer leuchten. »Sie können gehen.«

Tregarth fragte sich während des langen Flugs, wie diese furchtbaren Juwelen eine Frau zu einer kalten unmenschlichen Sklavin des Ewigen machen konnten, er beschloß, den Zwischenfall Newton Bluestone gegenüber nicht zu erwähnen, denn Bluestone schien vollkommen glücklich mit der Frau zu sein, die so herzerreißend wie Graciela Navarro ausgesehen hatte.

Tregarth sehnte sich danach, einen Flug über den Atlantik zu unternehmen, aber das hatte Angie strikt verboten.

Manchmal flog er Erkundungsaufträge und folgte dabei den Berichten der Langstreckenpiloten über bewohnt! Häuser oder bebautes Farmland. Sie gingen dann bei eine Siedlung nieder, wo sie für gewöhnlich zwei bis drei Dutzend zerlumpte Überlebende mit Gewehren empfingen, und setzten sie dann in Kenntnis, daß sie lauter Untertanen der Heere des Ewigen seien. Quagger wollte Steuern einziehen, aber Angie verbot es. Daher ließ man sie in Ruhe, außer einige von ihnen verfügten über besondere Fähigkeiten. Dann wurden die Befähigten eingeladen, sich der Gemeinschaft am Cape anzuschließen. Sie nahmen immer an – schließlich hatten sie unter den Gewehren der Streitkräfte der Heere des Ewigen auch keine Wahl. Auf diese Weise wurden zwei Meteorologen, ein Panzerkommandant und mehrere Dutzend Farmer eingefangen.

Das Getreide wuchs heran. Im vierten Jahr nach dem Kometen Sicara mußten die Menschen nicht länger befürchten, zu verhungern. Sogar einige wenige kostbare Tiere wie Kühe und Schafe waren gefunden worden. Sie wurden gepflegt, getränkt und gefüttert, und als das erste Kalb geboren wurde, wurde es von der ganzen Siedlung wie ein neues Baby aufgenommen. In mancher Hinsicht blieb die Ernte eine Enttäuschung – winzige Tomaten, magere Erbsenschoten –, aber die Pflanzen wuchsen. Und auch Pepito wuchs zu einem kräftigen Jungen heran, der zu sprechen begann und eine Freude für seinen Vater war...

Nur manchmal fragte sich Tregarth, wie sein Sohn wohl geworden wäre, wenn der Name seiner Mutter Graciela geheißen hätte.

Kapitel 24

Einen halbe Million Kilometer entfernt bedachte General Marcus McKen seinen Wissenschaftsleiter, den Astronomen Dominic Sicara, mit allen Schimpfworten, die ihm einfielen. Sicara war kalt vor Angst. »Wir sind blind!« brüllte der General. »Wie soll ich feststellen, was dort draußen passiert? Sie haben versprochen, daß die Sensorensysteme funktionieren würden!«

»Das sollten sie ja auch«, erklärte Sicara mit leiser Stimme. »Alle Daten zeigten an, daß Habitat Ziolkowsky sämtliche Ausrüstung eingelagert hatte; ich konnte doch nicht wissen, daß die Außenoptiken niemals installiert worden sind. Und falls Sie sich daran erinnern, hatte ich, als wir umzogen, vorgeschlagen, daß wir Ersatzteile mitbringen...«

»Schweigen Sie, Sie Narr!« schrie der General. »Wir benötigten unseren gesamten Frachtraum für wichtigere Dinge!«

»Selbstverständlich, General«, wimmerte Sicara. »Dennoch sollte es auf den anderen Habitaten noch Ausrüstungsteile geben. Falls unser Kundschafter die Instrumente vom Habitat Ley herschaffen kann...«

»Und wie sollen wir wissen, ob er zurückkehrt?«, höhnte McKen. »Wir können noch nicht einmal sein Schiff sehen!«

»Wir müssen nur Geduld haben, General«, sagte der Wissenschaftler flehend. »Er wird bald zurück sein. Er muß warten, bis die Habitate von Florida aus nicht mehr gesehen werden können, aber wird es schaffen.«

»Das sollte er auch«, sagte der General, »denn wenn er es nicht schafft, werden Sie derjenige sein, der dafür zahlen wird.«

Habitat Ziolkowsky war größer als das aufgegebenen Walhalla. Ansonsten konnte nichts zu seinen Gunsten vorgebracht werden. Die Luft stank nach Fäulnis. Seine Umdrehung war zu gering, um ihm eine anständige Schwerkraft zu verleihen, aber für die Temperaturregulatoren zu schnell. Die Kühlklappen, die sich auf der dunklen Seite ausfahren sollten, um wie die Stachelkränze einer

Eidechse überschüssige Hitze abstrahlen, waren nur zum Teil funktionstüchtig. Also staute sich die Hitze im Innern des Habitats.

Das war alles, was vom großen Reich des General Marcus McKen übriggeblieben war! Diese große leere Hülle, in der ihm weniger als dreihundert Personen zu Diensten standen – und das alles wegen seines arroganten frechen Vetters Simon McKen Quagger.

»Bringt mir etwas zu essen«, schnarrte der General, aber die Galle in seinem Mund ließ ihn daran zweifeln, ob er es herunterbringen würde.

Zwar brachten die Klärschlamm tanks und die Algenteiche ausreichend Nahrung hervor, aber was für einen Fraß! Jeden Tag ließ General McKen die erbarmungswürdigen Köche und Lebensmittelchemiker schlotternd vor Angst vor sich antreten, aber nichts half. Ganz gleich, welche Drohungen er ausstieß, das Beste, was sie fertigbrachten, waren kleine Laibe aus Algenbrot.

General McKen seufzte resigniert auf, schob das Essen von sich und stand auf, um ein weiteres Mal die Dinge zu inspizieren, für die er seinen Frachtraum verwendet hatte.

Die Flucht vom Habitat Walhalla war hastig gewesen, aber es hatte gerade eben noch Zeit gegeben, um einige der wirklichen Lebensnotwendigkeiten an Bord der Shuttles zu bringen. Ihre komplizierten Nahrungsherstellungsapparaturen allerdings waren zurückgelassen worden. Die halbe Besatzung von Habitat Ziolkowsky mußte sich in Tag- und Nachtschichten mit anderen ein Schlafnetz teilen. Trainingsgeräte, um die Muskeln weiter auszubilden, Unterhaltungsbänder und Sichtgeräte (sogar Bücher!), Annehmlichkeiten aller Art waren jetzt nur noch Erinnerungen.

Aber etwas hatte General Marcus McKen nicht zurückgelassen.
Waffen.

Sie verfügte über Handwaffen, Granatenwerfer, Mörser, sogar über Raketen. Falls sich je die Gelegenheit bot, um zur Erde zu-

rückzukehren, hatte er die kleinen Raumflugzeuge und zwei große Transporter, die die Reise antreten konnten....

Aber wie konnte er erfahren, wann diese Gelegenheit eintreten würde, wenn Habitat Ziolkowsky blind war?

Dann spürte er plötzlich den leisen fernen Hall, der ein Andocken ankündigte. Und zehn Minuten später sah die Dockmannschaft des Habitats Ziolkowsky ihren kommandierenden General zum ersten Mal seit Wochen lächeln.

Bei den EVA²-Mannschaften hatten sie drei Opfer zu beklagen, zwei durch zermalmte und aufgerissene Anzüge, als eins der großen Augen außer Kontrolle geriet und zwei Arbeiter erschlug und einen dritten Todesfall, als ein weiblicher Corporal die Leine verlor und unaufhaltsam in den Weltraum hinaustrieb.

Doch der Preis war nicht zu hoch. Habitat Ziolkowsky hatte nicht nur wieder Augen, um etwas zu sehen, sondern die EVAs hatten es auch geschafft, die Strahlungsklappen in ihren Gehäusen zu verklemmen, so daß das Habitat wieder eine bewohnbare Temperatur aufwies.

Das waren die guten Nachrichten gewesen.

Als General McKen sich in den Überwachungsraum hangelte, begrüßte ihn Colonel Schroeder, sein Adjutant, mit besorgten Entschuldigungen. »Tut mir leid, Sir«, sagte der Oberst. »Wir haben alle Städte und Stützpunkte in ihrem Protektorat überprüft. In Baltimore sind Aktivitäten festzustellen und am Cape; das ist alles. Alles andere ist verlassen. Keinerlei Lebenszeichen.«

Der Gesichtsausdruck des Generals blieb unverändert. »Was ist mit Quaggerheim?«

² EVA – Extra Vehicular Activity; Außenarbeiten im Weltraum - Anm. d. Übers.

»Ja, Sir«, sagte der Colonel rasch, »dort herrscht Aktivität, aber wir können nur erkennen, daß sich dort Verkehr hinein- und hinausbewegt. Der Stützpunkt befindet sich nämlich in einem Berg, und...«

»Ich weiß, daß er sich in einem Berg befindet!«

»Ja, Sir«, sagte Colonel Schroeder unterwürfig. »Und es gibt Leben in St. Louis und in einigen Golfhäfen – das ist alles. Bis auf das Cape natürlich.«

»Zeigen Sie mir das Cape«, befahl Marcus. »Und schaffen Sie Sicara hierher.«

Als der alte Wissenschaftler heranwankte, blickte der General ärgerlich auf das Bild auf dem Sichtschirm. »Was ist das?« wollte er wissen, ohne seinen Wissenschaftler zu Begrüßen.

Sicara warf einen verängstigten Blick auf den Schirm. »Ihr Stützpunkt in Florida, Sir«, meldete er. »In der Mitte liegt die Startrampe.«

»Ich weiß, daß das eine Startrampe ist, Sie Narr! Ist sie besetzt?«

Der Wissenschaftler betrachtete das verschwommene Bild eingehend. »Es scheint sich um ein großes Raumfahrzeug zu handeln. Ich glaube allerdings...« Sicara zwinkerte. »Ja, ich bin mir ziemlich sicher, daß die oberste Stufe fehlt. Das Bild ist für Einzelheiten nicht deutlich genug, aber es gibt keine Nutzlast.«

»Welche Art Nutzlast könnte es tragen?« fragte Mcken.

»Nach der Größe der Startstufen zu urteilen, etwas sehr Großes. Falls wir ein besseres Bild bekommen könnten...«

»Und genau das«, sagte General Marcus Mcken streng, »ist es, weshalb ich Sie hierherbefohlen habe. Warum können wir kein besseres Bild bekommen? Ich muß wissen, was sie da vorhaben! Sollten Sie nicht über Teleskope Bescheid wissen? Was stimmt mit unserem Teleskop hier nicht?«

»Nichts, es ist alles in Ordnung, Sir. Es ist das beste, was wir haben. Hinter dem letzten Spiegel ist ein ladungsgekoppeltes

Gerät angeschlossen, ein Photonenverstärker – Sir«, sagte Sicara verzweifelt, »Sie begreifen die technischen Probleme nicht! Wir versuchen Florida zu erfassen. Aber eine Menge Wolken erschweren die Sicht.«

»Ich habe genug von Ihren Ausreden«, sagte McKen grimmig. »Schroeder! Bringen Sie diesen Mann nach draußen und bringen Sie ihm Disziplin bei!«

Aber natürlich lösten auch solche Maßnahmen das Problem des Generals nicht. Er konnte immer noch nicht sehen, was auf der Basis vor sich ging, die einmal ihm gehört hatte... und die er sehr gerne wieder zu seinem Eigentum machen wollte.

Kapitel 25

Als Pepito vier Jahre alt war, nahm ihn seine Mutter zu einem Angelausflug in die Bucht mit. Sie machten eine richtige Reise – am Kanal entlang, an Gator Key vorbei, sogar zum Riff hinaus, an dem sich die Wellen brachen. Der Wind war mild und warm. Um das Riff war das helle Wasser lieblich blau und grün, und dort gab es Fische.

Fische! Als Pepito seiner Mutter dabei half, das Netz einzuholen, wanden sie sich und sahen ihn mit großen starrenden Augen an und starben. »Können Menschen im Meer leben?« fragte er seine Mutter.

»Ja, manche Menschen können es«, sagte sie. »Vor langer Zeit lebte dein Vater in einer Stadt tief im Meer.«

»Konnte er dort atmen?« fragte Pepito ängstlich.

»Ich glaube«, sagte sie ernst, »daß er denkt, daß er dort besser atmen konnte als hier an Land. O Pepito! Sieh nur!«

Und dann sah er seinen ersten Meeresvogel, eine große Möwe oder einen Sturmvogel, der mit weit ausgebreiteten Schwingen über die Wellen dahinstrich und ab und zu hinunterstieß, um etwas zu fangen. »Die Vögel kommen wieder!« schrie sie.

Aber es schien sie nicht glücklich zu machen. »Weißt du, Pepito«, erklärte sie, »früher gab es Millionen von Vögeln Viele, viele verschiedenen Arten! Hübsche mit farbiger Brust und Hals und Schwanz. Vögel, die sangen – als ich klein war, sangen sie jeden Morgen und weckten mich auf.«

»Hat das Ewige sie auch Lord Quagger aufwecken lassen?« fragte Pepito, und seine Mutter runzelte die Stirn.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Zu der Zeit hatte ich vom Ewigen noch nie gehört – und Quagger war nur jemand, der weit weg Anweisungen gab.«

Pepito war klar, daß seine Mutter Lord Quagger nicht mochte. Er wußte nicht warum, aber Pepito mochte ihn auch nicht. Quagger hatte eine schrille quiekende Stimme, und er tat böse Dinge.

Was diese Dinge waren, wußte Pepito nicht genau, aber sie hatten etwas mit dem Übernehmen von Commander Ryans Raumhafen und Doris Bluestone, der Freundin seiner Mutter, zu tun. Außerdem hatte Quagger immer dieses häßliche, stinkende Pelztier bei sich.

Als sie wieder zu Hause waren, fragte Pepito seinen Vater nach Angie aus. »Was sie für ein Tier sie?« dachte Tregarth laut, als er seinen Sohn auf dem Schoß hielt. »Wer weiß? Einige sagen, daß sie ein seltsamer Affe ist, den Quagger in Indien aufgelesen hat. Es gibt noch eine Geschichte, die besagt, daß sie ein fehlgeschlagener Menschenklon aus einem Genlabor ist. Am seltsamsten ist die Art, wie sie an das Juwel gekommen ist. Newt Bluestone sagt, daß es ihr ein Vogel gegeben hat!«

»Ein Vogel?« wiederholte Pepito. »Aber Mutter sagt, daß Vögel etwas Gutes sind.«

Tregarth schüttelte den Kopf. »Dieser Vogel nicht«, sagte er grimmig. »Und man sagt, daß sie Quagger zu beherrschen begann, nachdem sie das Juwel bekommen hatte. Vielleicht beherrscht das Juwel sie.«

Dann betrat Jannie das Zimmer. »Für dich ist Schlafenszeit, Pepito«, sagte sie zu ihrem Sohn. »Und für deinen Vater auch, denn morgen ist ein wichtiger Tag für ihn. Morgen geht dein Vater in den Weltraum!«

Am nächsten Tag sah Pepito zu, wie das Raumfahrzeug seines Vaters sich von der Rampe erhob. Obwohl Quagger ebenfalls zusah, waren seine Gedanken nicht bei dem Raumschiff. »Wo ist Angie?«, wollte er ängstlich wissen. »Hat jemand Angie gesehen?«

Als die Kommandokapsel verschlossen wurde, stiegen Jannie und Pepito in einen kleinen Wagen und fuhren die Küste zwei Kilometer weiter herunter. Jannie wollte keine anderen um sich haben, während sie den ersten Vorstoß ihres Mannes in die Tiefen des Weltraums beobachtete. Natürlich waren schon andere Raketen gestartet worden, Beobachtungs- und Nachrichtensatelliten; aber dies war der erste bemannte Flug. Das Herz schlug

ihr bis zum Hals, als sie den großen Feuerball sah und den rollenden Donner spürte.

»Da geht er hin, Pepito«, schrie sie und drückte das Kind fest an sich. Sie sah zu, wie die blasse Flamme über den Himmel strich und schwächer wurde.

»Was ist denn mit Angie los?« fragte Pepito.

Sie schüttelte sich kurz und sah zu ihrem Sohn herunter. Er zeigte auf das Uferwasser.

Reglos trieb dort Angie und bewegte sich sanft mit den Wellen.

Das war nicht mehr Angie. Das war nur ihre Leiche. Und das große Juwel war von ihrer Stirn verschwunden.

Tregarth schnallte seinen Anzug auf und ließ sich in der winzigen Kontrollkabine dahintreiben. In der Geschichte der menschlichen Rasse hatte es so etwas noch nie gegeben! Ein wenig war es so, als ob man in einem auftriebsneutralen Anzug in den Tiefen schwebte, aber ohne die Notwendigkeit, Luft aus einem Tank zu saugen.

»Ich fliege!« lachte er laut auf; Wernher Ryan war ebenso aufgeregt und erfreut wie er.

»Ich wußte, daß ich es eines Tages schaffen würde, Ron!« sagte der Commander.

Vom Kontrollturm am Cape kam ein Funkspruch, und sie mußten sich wieder ihren Aufgaben widmen. Tregarth warf einen Blick auf die blaue Weite mit ihren anmutigen Wolkenfeldern unter ihnen, und schnallte sich für die bevorstehende Kurskorrektur wieder an. Als sie ihren vorgesehenen Orbit erreicht und alle Checks abgeschlossen hatten, wurden die Funksignale schwächer. Unter ihnen lag Afrika. »Die Sahara«, rief Ryan, und Tregarth nickte. Irgendwo über der Südküste des Mittelmeeres verloren sie den Kontakt mit dem Cape, und einen Augenblick später stießen sie zur Nachtseite vor.

Es geschah alles so schnell! Nach weniger als einer Stunde nach dem Start waren sie schon eine halbe Welt entfernt! Und es war alles so wunderbar. Als die Sonne hinter ihnen verschwand, erblühten vor ihnen die Sterne am Himmel – heller und zahlreicher, als Tregarth es sich je hätte träumen lassen. Wenig später kletterte aschfahl der Mond vor ihnen in den Himmel.

Für sie gab es nicht viel zu tun, außer die Satellitenausklinkmechanismen zu überprüfen und die Frachtluke zu öffnen; Quagger verschwendete keine geostationären Satelliten an Punkte, an denen sie vom Cape aus nicht empfangen werden konnten. Sie verbrachten die Zeit damit, auf die dunkle Erde unter sich und die Sterne über sich zu starren.

Plötzlich bemerkte Tregarth, daß er bei einem raschen Blick ,auf den breiten Atlantik genau auf die Position von Atlantica-City entdeckt hatte.

Als Jannie sicher war, daß Angie tot war, stand sie auf und sah stirnrunzelnd auf den kleinen Körper herunter. »Jemand muß es Quagger sagen«, sagte, sie mit einem bedauernden Ton. »Ich wünsche mir wirklich, daß ich nicht diejenige sein müßte.«

Pepito starrte auf das leblose Wesen. Obwohl das Kind schon viele Knochen gesehen hatte, die aufgesammelt und vergraben wurden, hatte er doch noch nie eine Leiche gesehen.

»Was ist mit ihrem Juwel passiert?«, wollte er wissen.

Jannie hob unglücklich die Schultern. »Das ist etwas anderes. Ich hoffe, daß Quagger nicht glaubt, daß ich es genommen habe. Als ob ich das schmutzige Ding anfassen würde...« Sie brach ab und spähte über die Brandung. »Pepito! Schau! Das ist ein Delphin!«

»Was ist ein Delphin?« fragte Pepito, aber dann konnte er es selbst sehen. Etwas kam durch die Brandung auf sie zu. Gebannt watete Pepito in die sanften Wellen. »Es will spielen«, rief er aus.

»Vorsichtig, Kind«, flüsterte seine Mutter, aber er hatte keine Angst. Der Delphin sprang in die Höhe und tauchte wieder ein,

schlank, silbern und schön und so nahe, daß Pepito Regenbogenfarben im Wasser vor ihm sehen konnte.

»Pepito!« erklang wieder die Stimme seiner Mutter hinter ihm. »Paß auf!« Aber er schwamm zu dem Tier hinaus, und sie folgte ihm. Der Delphin strich ganz nah um sie herum. Die großen Augen schienen warm und weise und freundlich zu sein. Seine Nase stieß ihn unter Wasser an, dann seine Mutter. Pepito hörte Jannie aufschreien, als ob die Berührung ihr weh getan hätte, aber dann lachte sie mit dem Delphin. Sie tauchten alle drei gemeinsam unter...

Als sie wieder hochkamen, ritt Jannie auf dem Rücken des Delphins.

Seine Mutter machte auf einmal ein fröhliches Gesicht. »Komm schon, Pepito!« Ihre Stimme vibrierte vor Glück. »Er liebt uns!«

Der Delphin brachte sie an Pepitos Seite, und sie half ihm dabei, vor ihr auf ihn zu klettern. Der schlanke Körper fühlte sich warm und stark an. Pepito spürte, wie die schnellen Muskeln sich unter ihm bewegten, dann spürte er etwas anderes.

Als er einmal im Hangar seinem Vater bei der Arbeit zugesehen hatte, hatte er eine offene Stromleitung berührt.

Der Schlag ließ ihn zusammenzucken, und sein Vater hatte ihn dafür getadelt, daß er Dinge berührte, in deren Nähe er gar nicht kommen sollte. Einen kurzen Augenblick lang hatte sich die Berührung des Delphins wie dieser offene Draht angefühlt. In plötzlicher Angst schrie Pepito auf.

Doch seine Mutter rief. »Halt dich fest, Pepito! Er will uns mitnehmen!«

Ihre Arme schlossen sich um ihn, und der Delphin schwamm mit ihnen davon. Ihr Ritt war so seltsam wie ein Traum, aber er machte Pepito keine Angst, weil seine Mutter keine Angst hatte.

Als der Delphin wieder durch die Luft sprang, sah er ein Juwel auf der Spitze seiner gebogenen Nase.

Das Juwel hatte schwarzschimmernde Facetten. Aus den Facetten stachen rote und grüne Blitze hervor. Als blaue Blitze auf seine Augen trafen, drangen sie tief in ihn ein.

»Mutter!« schrie Pepito in plötzlicher Panik auf, denn obwohl der Edelstein eine andere Färbung hatte, war er sicher, daß es das Juwel der toten Angie war.

Seine Mutter aber beruhigte ihn. Pepitos Furcht verschwand, er schrie vor Freude laut auf, als der Delphin wieder in die Höhe sprang und sie sich an seinen Rücken klammerten.

Sie befanden sich mittlerweile auf dem offenen Meer. Aber dann verstärkte sich der Wind. Über ihnen war der nachlassende gewundene Schweif der Rakete seines Vaters beinahe zur Gänze verblaßt. Hinter ihnen ragten die hohen schroffen Gerüste jenseits der weißen Brandungslinie auf. Aber um sie herum war nichts, was Pepito kannte – nur leere rollende Hügel aus Wasser, die sich so weit erstreckten, wie das Auge sehen konnte.

Pepito begann sich wieder zu fürchten.

Dann hörte er, wie der Delphin sprach.

Es war keine Sprache, nur Quieken und Pfeifen. Neugierig hörte er zu. Und dann beugte sich seine Mutter über ihn, drückte ihn gegen den Rücken des Delphins und begann zu antworten. »Ja«, sagte sie. Und »Ich verstehe«, als ob sie es tatsächlich verstand.

»Mutter?« sagte er den Tränen nahe. Ihm war kalt.

»Leise, Liebes«, sagte sie geistesabwesend und hört weiter zu.

»Aber Mutter«, heulte er. Aber sie antwortete nicht, sondern hörte dem Delphin zu, und Pepito weinte lange Zeit stumm, bis er einschlief.

Wie lange Pepito schlief, wußte er nicht, aber als er wieder erwachte, war die Sonne untergegangen. Sie befanden sich wieder in der Nähe der Küste. Ihm war kalt, und er hatte furchtbare Angst.

»Mutter?« flüsterte er.

Sie antwortete nicht. Sie legte ihre Arme um ihn und stieg in das seichte Wasser, das ihr bis zur Hüfte reichte. Sie setzte ihm am Rande der Wellen ab und wandte sich wieder zürn Meer.

Der Delphin spielte in der Brandung. Er öffnete den Mund, als ob er lächelte, und Pepito keuchte auf, denn etwas funkelte blau auf. Es war nur ein Lichtblitz, der verschwand, sobald der Delphin den Kopf drehte, aber er machte Pepito Angst.

Jannie ging auf den Delphin zu. Sie stand vor ihm und sah ihn an. Sie berührten sich fast. Es war beinahe so, als ob sie sich küßten, dachte Pepito.

Dann drehte sich der Delphin um und verschwand.

»Mutter«, schluchzte Pepito in plötzlichem Schrecken auf, denn er sah, daß in ihrer Stirn ein blaues Juwel aufflammte.

Jannie blickte ihn aufmerksam an. Zuerst sagte sie nichts, dann wandte sie sich ab und sah den Strand entlang zu den fernen Lichtern von Cocoa Beach. Ihre Augen waren weit aufgerissen und wirkten sehr seltsam. Pepito berührte sie furchtsam an der Hand.

Jannie sah auf ihren Sohn herunter. »Ich erinnere mich an dich«, sagte sie. Die vertraute Stimme klang sanft und nachdenklich. »Du bist Peter Tregarth. Ich habe dich geboren.«

»Mutter!« schrie er wieder auf.

Sie griff hinunter und berührte ihn. »Hast du Angst?« fragte sie mit kalter leidenschaftsloser Stimme. »Das ist nicht nötig. Du brauchst nie wieder Angst zu haben. Ich verspreche die, daß du glücklich und zufrieden sein wirst, denn wir alle werden in der unendlichen Liebe und Anmut des Ewigen glücklich sein. Doch komm jetzt, wir haben viel zu tun.«

Als Tregarth seinen Platz für die Landung einnahm, runzelte er die Stirn. Seit vier Umlaufbahnen waren die Funkbotschaften von der Bodenkontrolle am Cape sehr lakonisch und ziemlich rätsel-

haft gewesen. Die Nachricht, daß der zweite geostationäre Satellit ebenso erfolgreich wie der erste ausgesetzt worden war, rief lediglich ein »Verstanden« hervor, und selbst als sie ankündigten, daß sie sich auf die Landung vorbereiteten, bekamen sie nicht mehr als eine Bestätigung und ein paar meteorologische Daten.

Tregarths Begeisterung war verfliegen. Selbst Wernher Ryan zuckte nur die Achseln und machte ein unbeteiligtes Gesicht, als sie sich anschnallten. Trotzdem war es ein erfolgreicher Flug gewesen! Beide Satelliten waren intakt und befanden sich in den berechneten Umlaufbahnen. Sie hatten darüber hinaus eine Menge wichtiger Beobachtungen gemacht, so hatten sie Lichter in China entdeckt.

Tregarth hatte lange darüber nachgedacht und war schließlich auf eine mögliche Antwort gekommen. Nach der Nacht des Kometen Sicara hatte China über größere Ressourcen als die reicheren Länder verfügt. Und hier mußten sich die Organismen zuerst wieder entwickelt haben. Die Gründe des gelben Flusses, die vor Abfall schlammig gewesen waren, strotzten nur so vor Nahrung für mikroskopische Aasfresser, die selbst Nahrung für größere Tiere darstellten.

Also mußte eine weitere Menschenkolonie auf der Erde überlebt haben. Tregarth wartete ungeduldig auf irgendeine Bestätigung vom Tower am Cape.

Nichts kam.

Sie hätten uns wenigstens eine gute Landung wünschen können, dachte er gereizt, als sie das erste Mal die Rückstoßdüsen zündeten. Dann hatte er eine Weile keine Zeit mehr, an irgend etwas zu denken. Er hatte nicht ganz die Heftigkeit des Wiedereintritts in die Erdatmosphäre erwartet. Ein Beben und Rucken erfaßte ihr Raumschiff; Tregarth las die Temperatur anzeigen ab und biß sich auf die Lippe, als sie langsam auf den Punkt zukrochen, an dem die Schiffsabschirmung versagen mußte. Doch dann hatten sie es geschafft. Sie flogen über den Golf, zogen eine Kurve über Florida Keys und kamen zu einem perfekten Landeanflug auf dem langen breiten Rollfeld herunter.

Als das Raumflugzeug schließlich stand, mußten sie warten, bis die Wartungsfahrzeuge herbeirollten, um sie herauszulassen.

»Wie war der Flug?« fragte Newt Bluestone, der sie als erster begrüßte.

Tregarth sah sich um und runzelte die Stirn, als er feststellte, daß weder Jannie noch Pepito in der kleinen Gruppe waren, die sie in Empfang nahm. »Optimal, Newt«, antwortete Ryan und grinste über das ganze Gesicht. »Sie sollten es eines Tages auch einmal versuchen!«

»Wie sehr hat sich der Temperaturanstieg ausgewirkt?« fragte ein Techniker, und während sie der Wagen zum Kontrollturm brachte, waren Tregarth und Ryan damit beschäftigt, alle Fragen der Bodenmannschaft zu beantworten.

In der Menge am Kontrollturm erkannte Tregarth Pepito.

Tregarth runzelte die Stirn. Obwohl ihm der Junge zuwinkte, stand etwas in seinem Gesicht, das ihn beunruhigte – und wo war Jannie? Denn die Frau neben Pepito war Bluestones Frau Doris, die falsche Graciela.

Als er aus dem Wagen stieg, fragte er: »Wo ist Jannie?«

Newt Bluestone räusperte sich. »Sie ist, äh«, begann er. »Sie ist mit Quagger im Turm. Sie werden gleich herauskommen.«

»Mit Quagger?« Tregarth starrte seinen Freund an. »Was macht sie denn bei Quagger? Newt! Stimmt mit Jannie etwas nicht?«

Bluestone machte ein todunglückliches Gesicht. »Ich, äh – Nein, sieh mal, Ron«, sagte er verzweifelt, »sieh es dir besser selbst an. Sie kommen jetzt heraus.«

Und Tregarth drehte sich um und sah Lord Quagger, der älter und müder als je zuvor aussah, und neben Quagger kam ohne ein Lächeln auf ihrem Gesicht seine Frau Jannie auf ihn zu.

Jannie war nackt.

Und aus der Mitte ihrer Stirn leuchtete ihm ein großes blaues Juwel entgegen.

»Oh, Ron, lieber Ron«, flüsterte Doris Bluestone. Ihre Stimme zitterte vor mitfühlendem Schmerz. »Wir hätten dich warnen sollen. Aber wir wußten nicht, was wir dir sagen sollten!«

Tregarth war niedergekniet, um seinen schluchzenden Sohn zu umarmen, und blinzelte zu ihr auf. »Was...« Er schluckte und versuchte es noch einmal. »Was macht Jannie jetzt?«

»Sie nimmt Wernher Ryans Bericht im Tower entgegen, ich glaube, für ihn ist das fast ein ebensolcher Schock wie für dich.« Hilflos stockte sie. »So kam sie aus dem Meer, Ron. Ich glaube, sie hat Angies Platz eingenommen. Angie ist tot. Und Pepito sagt, daß da ein Delphin war, der ein Juwel hatte, nur daß es schwarz war...«

Doris Bluestones Stimme sprach weiter, aber Tregarth konnte nicht mehr zuhören. Er bückte sich und legte seine Wange gegen den weichen warmen Kopf seines Sohnes. »Es ist alles in Ordnung, Pepito«, murmelte er und wußte dabei, daß es eine Lüge war. Aber was war denn die Wahrheit. In den Jahren seit der Ankunft des Kometen Sicara hatte Tregarth den Glauben gewonnen, gegen alle Schicksalsschläge gefeit zu sein, aber jetzt war er mehr als entsetzt.

Er konnte keine Worte finden, weder für Doris Bluestone noch für den Jungen. Und dann kam Newt Bluestone mit unglücklichem Gesicht herbeigeeilt. »Bist du in Ordnung, Ron?« fragte er. »Es tut mir wirklich leid. Ich...« Er hielt inne. »... Sie sind mit Ryan fertig und fordern deinen Bericht. Glaubst du, du kannst ihnen einen kurzen Bericht abstaten?«

Tregarth blinzelte ihn an. Er antwortete nicht, aber er gab seinem Sohn einen Kuß und brachte sogar ein Lächeln fertig, als er ihn in die Arme von Doris Bluestone zurückbrachte.

Und dann betrat er den Turm.

»Hallo, Ron«, sagte der alte Quagger. Er klang elend und verlegen und sah ihn nicht an. Tregarth sah Quagger ebenfalls nicht an. Seine gesamte Aufmerksamkeit war auf seine Frau gerichtet – oder auf das Wesen, das einmal seine Frau gewesen war, diese nackte weibliche Gestalt, die schweigend vor ihm stand und ihn ernst betrachtete, während der Stein in ihrer Stirn blaugrüne Strahlen aussandte, die ihn schauern ließen.

»Du bist Astronaut Ron Tregarth«, sagte sie. »Du bist der Vater des Jungen Peter Tregarth, der auch als Pepito bekannt ist. Außerdem bist du mein Ehemann gewesen.«

»Jannie!« schrie er. »Was ist mit dir los?«

Die Frau, die Jannie Tregarth gewesen war, sah ihn verwundert an. »Mit mir ist nichts los.« Ihre Stimme war vollkommen ruhig. »Ich bin ein Element des Ewigen. Ich benötige keine medizinische Betreuung. Mein körperlicher Zustand ist der Aufgabe angemessen, er wird es so lange bleiben, wie die Dienste dieses Elements für die Arbeit des Ewigen benötigt werden.« Sie drehte sich um und warf einen Blick auf Lord Quagger, der hastig wegsah. »Diese Arbeit muß vollendet werden. Commander Ryans Bericht über eine Anzahl menschlicher Wesen in China erfordert besondere Aufmerksamkeit, damit sie mit allen anderen errettet werden können.«

»Errettet?« Er blinzelte sie verständnislos an und schrie dann auf: »Aber Jannie! Was hat man dir angetan?«

Die Frau, die seine Ehefrau gewesen war, sagte geduldig: »Was mit mir geschehen ist, ist eine Apotheose, Kapitän Tregarth; das ist alles, was du für den Augenblick wissen kannst. Was mit dem Jungen Pepito geschehen wird, wird mit allen anderen geschehen; jeder von uns wird Freunde und Erfüllung in der Umarmung des Ewigen finden. Und die Zeit des Ewigen ist sehr nahe.«

In dieser Nacht brachte Ron Tregarth seinen schluchzenden Sohn allein zu Bett.

Das war nicht die Heimkehr, die er sich erträumt hatte. Als er Pepito in den gemeinsamen Speisesaal zum Abendessen mitgenommen hatte, hatte er aller Augen auf sich gefühlt, aber kaum jemand hatte ihn angesprochen. Nur Wernher Ryan blieb an seinem Tisch stehen und sagte unglücklich: »Schlechte Neuigkeiten, Ron! Hast du schon gehört?«

Tregarth sah ausdruckslos zu ihm auf.

»Es wird keine Raumflüge mehr geben.« Dann war er in düsterer Stimmung davongeeilt.

Nun, das war auch seltsam, dachte Tregarth, als er allein in seiner Hütte saß. Er starrte einfach nur blind in das Nichts, als das Element des Ewigen, das einmal seine Frau gewesen war, die Tür öffnete und ihn ansah.

»Ich erinnere mich daran, daß dies der Ort ist, an dem ich schlafe«, sagte es und sah Ron Tregarth sanft an.

Tregarth erschrak. »Da – da ist nur ein Bett«, stammelte er.

»Ja«, stimmte Jannie ihm zu. Ohne zu zögern ging sie auf das Bett zu und legte sich hin. Die Augen waren leer, das Gesicht war unbeweglich. Tregarth folgte ihr langsam. Wie ein unbeholfener Bräutigam blickte er auf sie herunter.

»Jannie?« flüsterte er.

Die Augen wandten sich ihm zu.

»Was ist mit dir geschehen?«

»Ich bin errettet worden«, sagte Jannie. »Es gibt keinen Grund, warum du Angst haben solltest. Es ist Schlafenszeit; solltest du nicht zu mir in dieses Bett kommen?«

»Aber...« Tregarth schluckte und stellte die verrückte Frage, die ihm durch den Kopf ging. »Liebst du mich noch?«

»Dich lieben?« Das Element namens Jannie Storm lehnte sich auf dem harten Kissen zurück, hatte eine Hand hinter ihren Kopf gelegt und sah stirnrunzelnd an die Decke. Tregarth hielt den Atem an; die Geste war ihm so vertraut.

»Das Element von mir«, sagte sie langsam, »das Jannie war, liebte dich. Es hat keinen Grund gegeben, das zu ändern.«

Verbittert sagte er: »Na, das ist doch wenigstens etwas.«

»Und«, fuhr die Stimme wie träumend fort, »das gleiche Element liebte vor langer Zeit Peter und Pepito. Ja. Diese Gefühle sind immer noch in meinem Geist, Ron Tregarth. Ich habe viele Lieben. Das Element in mir, das Angie war, liebte Simon Quagger sehr. Das Element in mir liebte alle drei seiner Reproduktionspartner auf einem Planeten, dessen Oberfläche nichts Lebendes mehr aufweist.« Das vertraute hübsche Gesicht wandte sich um und suchte seinen Blick. »Du kannst es nicht verstehen, Ron Tregarth«, sagte sie. »In diesem Teil von mir...«, sie berührte das glühende Juwel in ihrer Stirn, »... habe ich mehr als vierzig gespeicherte Elemente, und selbst wir alle sind nur ein winziger Teil des großen wunderbaren Kollektivs, das das Ewige ist.«

»Aber du bist Jannie!« schrie er.

»Ich verwende den Körper von Jannie«, berichtigte sie ihn gelassen. »Wenn wir den Körper eines Geschöpfes verwenden, haben wir nur die Systeme jenes Geschöpfes, mit denen wir arbeiten können. Es ist nicht sehr nützlich, ein Juwel im Kopf eines Hais oder eines Vogels oder eines Alligators zu haben. Es kann nur tun, was ein Hai oder ein Vogel oder ein Alligator tun könnte. Es ist nicht ideal«, fügte sie hinzu, »den Körper eines Menschen zu benutzen, aber es ist das beste, was dieser Planet anzubieten hat. Um zur Gänze ein Teil des Ewigen zu sein, muß man den Körper aufgeben und in das Ewige eingehen.«

»Ich verstehe es nicht«, schrie er.

»Es gibt nichts, was du jetzt verstehen müßtest«, sagte das Element gelassen zu ihm und strich ihm über das Haar. Und das war die Frau, die er geheiratet hatte!

Das Element sagte freundlich: »Würde es dich erfreuen, mit mir geschlechtlichen Verkehr einzugehen, Ron Tregarth? Es gibt keinen Grund dagegen. Komm, lege dich zu mir in unser Bett.«

Kapitel 26

Die Mannschaft der Atlantica Countess fand in Scotia City, was sie in Romanche City gefunden hatte: zerstörte Nexo-Kuppel... und eine ertrunkene Stadt.

Also flohen Graciela und die restliche Mannschaft der Countess nach Süden und hofften, einen freundlichen Hafen zu finden, denn das Essen wurde knapp. Ständig hörten sie das ferne Gemurmel des Funkverkehrs, das sie von den Kontinenten fernhielt, bis sie den öden Außenposten erreichten, den die Karten als Falklands oder Malvinas bezeichneten. Hier fanden sie einen alten Militärbunker mit strahlungsgeschützten Lebensmitteln.

Warum waren sie zur schrecklichen Hungerszeit des Ozonsommers nicht verzehrt worden? Das wußte niemand auf der Countess zu sagen.

Von den Falklands aus fuhren sie nach Westen und dann wieder nach Süden um das stürmische Kap Hoorn herum und tauchten mehr als fünftausend Kilometer weit nicht auf, während sie sich an das Schelf des antarktischen Erdteils heranschlichen. »Wenn es irgendwo eine sichere Stadt gibt«, stellte N'Taka Rose fest, »Dann ist es City Gaussberg am Kerguelen-Kamm.«

»Und wenn die auch nicht mehr existiert ist«, wollte Dennis McKen wissen. »Was machen wir dann?«

»Dann sterben wir allein«, sagte Sven Borg ernst. »Oder wir ergeben uns den Landratten. Was nur eine andere Art des Sterbens wäre...«

Aber City Gaussberg war intakt!

Als die Countess vorsichtig auf den immer stärker werden; den Blip auf ihrem Sonarschirm zukroch, stiegen drei schlanke schnelle U-Boote auf, um sie abzufangen, und unter sich sahen sie durch die trübe Tiefe das warme Schimmern der Nexokuppel.

City Gaussberg war so überfüllt wie Atlantica-City es gewesen war, als die PanNegraner Zuflucht gesucht hatten. Doch die Gaussberger hatten Routine darin, Flüchtlinge aufzunehmen. »Kein Problem«, sagte Aino Direksen, der Bürgermeister von

Gaussberg. »Wir haben einen Platz für Sie! Geschickte U-Boot-Fahrer sind schwer zu finden – wir haben so viele verloren.« Er war ein großer Mann, größer noch als Sven Borg, aber er sah ihm sehr ähnlich, wie Graciela dachte, mit seinen blauen Augen und den blonden Haaren und der hellen Haut... wie Borg oder wie Ron Tregarth, der, obwohl er ganz sicher tot war, jede Nacht in Gracielas Träumen weiterlebte.

Es gab mittlerweile wieder einen recht regen Unterwasserhandel, wie Direksen erklärte. Nach Art der frühen amerikanischen Kolonien hatten auch die Unterseeleute ihre Gesandten ausgesandt, um zu sehen, wer noch lebte und welche Städte zerstört worden war. Und auch jene andere Städte hatten ihre Kundschafter ausgesandt.

Doch auch die Besatzung der Countess hatte Schreckensgeschichten zu berichten. Direksen hörte sich alles an: Atlantica-City unter Belagerung, PanNegra, Scotia und Romanche zerstört. »Das haben wir befürchtet«, sagte er; seine Stirn runzelte sich besorgt. »Im Atlantik haben wir acht gute Schiffe verloren.«

Direksens Frau war so klein, wie ihr Mann groß war, hatte jedoch die gleiche helle Hautfarbe. »Diese Juwelen«, sagte sie. »Was sind sie eigentlich? Wie können sie Menschen ohne Anzüge im Meer leben lassen? Warum tun sie das?«

Aber von der Mannschaft der Countess wußte niemand die Antwort darauf. »Wir werden nach Atlantica-City zurückkehren müssen, um das herauszufinden«, sagte Graciela.

Ich, die Jannie Storm und Jannie Tregarth war – ich, deren Lenden Pepito geboren haben –, auch ich lebe jetzt im Ewigen, und ich bin nicht allein.

Jetzt bin ich auch Angie, die endlich von ihrem traurigen, bösen, zänkischen Leben erlöst worden ist. Und ich bin ein großer stumpfsinniger Raubvogel; und ich bin ein kleiner geistloser Fisch aus der Tiefe, den der Vogel fressen wollte; und ich bin noch viel mehr. Ich bin auch drei Geschöpfe, die auf einem Planeten mit einem großen roten Stern lebten, und eins von einer Wasserwelt, die zufror, und weitere Dutzende von Welten jen-

seits der Vorstellungskraft, an Orten, die unsagbar weit entfernt liegen.

Wie sie alle bin ich vom Leben zur Ewigkeit errettet worden. Bald werde ich mich ihnen anschließen und bei den Millionen anderen erretteten Elementen sein, und wir werden weiterziehen, um andere zu erretten. Unsere Reise wird nicht enden, ehe die Sterne nicht Staub und Finsternis sein werden, denn wir werden für immer im Ewigen leben.

Das Jahr des Ewigen

Kapitel 27

Monate und Monate schien sich für Ron Tregarth nichts zu ändern. Wie Jannie es angeordnet hatte, flog er seine Aufträge jetzt in Flugzeugen statt in Raumschiffen. Die Arbeiter, die ständig an dem geheimnisvollen Raumschiff arbeiteten, das auf Rampe Eins stand, waren Fremde mit Juwelen in den Stirnen. Was sie genau in dem Raumschiff anstellten, wußte niemand.

Dann änderte sich eines Tages alles. Tregarth und Wernher Ryan kehrten von den toten Städten der Pazifikküste in ihrem kleinen Erkundungsflugzeug zurück, in dessen Frachtraum vier schweigende Männer mit Juwelen in den Stirnen saßen.

Tregarth und Ryan sprachen kaum. Als sie über Florida in den Landeanflug gingen, begann es über dem Atlantik zu dämmern. Tregarth weckte Ryan, der auf dem Nebensitz in einen unruhigen leichten Schlaf gefallen war. »Wir gehen runter«, sagte er. »Willst du übernehmen?«

Ryan schlug die Augen auf und nickte schweigend. Er sah durch sein Fenster auf den Stützpunkt unter ihnen. »Ich übernehme«, sagte er und legte seine Hände auf die Steuerung.

»Was ist da unten los? Sieht aus, als würden sie etwas bauen.«

»Ich fragte mich schon, was es ist«, bestätigte Tregarth. Auf dem alten Raketenbahnhof waren in der Zeit ihrer Abwesenheit rechteckige Gebilde entstanden. »Die sehen wie Baracken aus.«

»Vielleicht ziehen wir alle zur Basis um«, sagte Ryan. »Landeklappen ein Viertel.«

Tregarth gehorchte der Anweisung. »Kommst du zu einer Feier heute Abend?« fragte er. »Sie ist für Pepito. Newt und Doris Bluestone versprochen, einen Kuchen für ihn aufzutreiben, und ich habe ihm ein paar Süßigkeiten mitgebracht, die ich gefunden habe – das wird ihm gefallen.«

»Na klar komme ich«, sagte Ryan. »Jetzt die Räder raus. Landeklappen auf ein Halb.« Er warf Tregarth einen nachdenklichen

Blick zu und ergänzte dann mit beruhigender Stimme: »Sie lieben ihn, Ron. Sie passen gut auf ihn auf, wenn du weg bist.«

»Das weiß ich«, sagte Tregarth und spähte zum Land hinüber. »Pepito hat Glück, daß es sie gibt.«

Keiner von ihnen erwähnte die Mutter des Jungen. Aber als ihr Flugzeug gelandet war und sie sich im Kontrollbüro meldeten, erwartete sie Jannie Storm am Ende der Landebahn. Ihr Juwel leuchtete an ihrer Stirn, während sie die Entladung eines Transportflugzeugs der Friedensstaffel überwachte. Große Reissäcke wurden abtransportiert.

Pepito kam herbeigerannt und warf sich in die Arme seines Vaters, »Hallo, Pepito«, sagte Tregarth und vergrub sein Gesicht im Haar des Jungen. »Warte«, sagte er und machte sich los. »Du hast zwar keinen Geburtstag, aber ich habe dir etwas mitgebracht.« Er holte die Bonbondose hervor, die er unter einigen verschimmelten alten Zeitungen in einer verlassenen Fabrikkanne gefunden hatte.

Pepito untersuchte die emaillierte Dose, auf der in grellen Farben Kirschen und Orangen und Zitronen abgebildet waren. »Bonbons kenne ich! Ich hab' doch mal welche gegessen, als ich noch klein war, nicht wahr?«

Hinter Ron Tregarth krächzte eine Stimme: »Ist das Essen? Gib es sofort her!« Hinter ihnen stand ein großer Mann in der verwaschenen Khakiuniform der Friedensflotte. Er riß dem Jungen die Dose aus der Hand und verkündete: »Alle Lebensmittel sollen bei den Rationierungsbüros abgegeben werden. Sie da, Ryan und Tregarth! Melden Sie sich umgehend zur Berichterstattung und Befehlsentgegennahme .«

Pepito biß sich auf die Lippe und erbebt: zum Weinen war er zu groß geworden.

Also gab es keinen Kuchen für eine Feier. Während die beiden Piloten in der heißen Sonne darauf warteten, daß Jannie Storm für sie Zeit hatte, kam Newt Bluestone vorbei. Er sah sonnenverbrannt und müde aus. »Ja, es stimmt«, bestätigte er, als Ry-

an ihn darauf ansprach. »Sämtliche Lebensmittel sind rationiert worden. Elfhundert Kalorien pro Tag für jeden.«

»Elfhundert? Aber der ganze Reis...«

Bluestone warf einen wehmütigen Blick auf die Lastwagen, die die Reissäcke davonfuhren. »Ich weiß«, sagte er. »Seit einer Woche sind Lebensmittel herangeschafft worden, denn eine Menge Leute werden erwartet, und wir müssen auf sie vorbereitet sein. Deswegen bauen wir ja auch neue Quartiere auf dem Feld, und – oh«, sagte er und sah rasch zum Friedensflottenoffizier, der auf sie zukam. »Ich muß wieder an die Arbeit. Wir sehen uns heute Abend... hoff eich.«

Dann kam Jannie zu ihnen und erteilte den juwelentragenden Männern Anweisungen. Sie sah schrecklich aus, dachte Tregarth müde, ungepflegt, beinahe verwahrlost.

Sie schickte die Männer los und wandte sich dann ihrem Mann und seinem Kopiloten zu. »Wernher Ryan«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Deine Flüge sind storniert. Von jetzt ab werden nur noch Elemente des Ewigen fliegen. Du wirst dich den Elementen anschließen, die im Computercenter arbeiten. Hilf den Elementen bei der Bereitstellung des Startcomputers. Dann wirst du ihnen bei der Ausarbeitung von Umlaufbahnen helfen.«

Ryan blinzelte überrascht. »Umlaufbahnen?« wiederholte er. »Umlaufbahnen für Raumfahrzeuge? Aber...«

Jannie Storm gab ihm keine Antwort. Sie machte eine leichte Handbewegung, und der Mann mit den Abzeichen eines Lieutenants packte Ryan am Arm und führte ihn fort, während sie sich Tregarth zuwandte.

Tregarth sah seine Frau an. »Hallo, Jannie«, sagte er. »Du siehst furchtbar aus.«

Sie blinzelte ihn an, als ob sie überrascht sei. »Dieser Korpus nähert sich seinem Ende«, erklärte sie mit ausdrucksloser Stimme, in der kein Bedauern zu hören war. »Vielleicht wird es ein weiteres Mal ausgewechselt werden müssen, bevor unser Auftrag vollendet ist, aber es ist sehr bald soweit. Der Sternenstein

des Ewigen ist auf dem Weg hierher. Deine Flügel sind gestrichen, und deshalb wirst du der Unterkunftserrichtung für die Neuankömmlinge zugeteilt werden.«

»Willst du mich denn nicht fragen, wie es mir geht?« fragte er, obwohl er wußte, wie sinnlos das war.

»Aber du bist doch hier«, erklärte sie. »Warum sollte ich also fragen? Führe deine Anweisungen aus. Du wirst dich den Konstruktionsbrigaden anschließen; die ersten Baracken müssen noch diese Woche fertig werden.«

»In Ordnung, Jannie«, sagte Tregarth resigniert. »Kann unser Sohn mit mir arbeiten?«

Die leeren Augen wandten ihren Blick Pepito zu. »Nein«, sagte sie. »Er ist nicht stark genug. Er wird lernen, wie man in der Küche aushilft.« Und sie drehte sich um und ging fort, während sie schon eifrig mit einem dunkelhaarigen kleinen Mann sprach, der ihr Blaupausen entgegenstreckte.

Tregarth startete dem Geschöpf hinterher, das einmal seine Frau gewesen war, bis er spürte, wie sein Sohn ihm am Ärmel zupfte. »Komm, Vater«, sagte der Junge nervös. »Es ist schon in Ordnung. Jedenfalls werde ich genug zu essen bekommen... und vielleicht kann ich dir manchmal auch etwas beschaffen.«

In den nächsten Tagen mußte Tregarth so hart arbeiten wie noch nie in seinem Leben. Die Plackerei in der heißen Floridasonne war brutal und schien nie aufzuhören. Bei Sonnenaufgang wurde aufgestanden. Ausgedörrt und halbverhungert durfte man bei Anbruch der Nacht nach Hause gehen... und sich dann für die dünne Haferschleimsuppe anstellen. Man sagte zwar, daß diese Maßnahmen nur zeitweilig gelten sollten, aber niemand wußte etwas Genaues. An den Stränden von Florida war Baumaterial knapp, und die Trupps, die die verlassenen Städte durchsuchten, waren lediglich mit ein paar Sperrholzplatten, Blechen und Dachpappen zurückgekehrt, aus denen dann weitere Baracken errichtet wurden, die nicht einmal Fenster aufwiesen.

Ganz sicher war das Leben für Ron Tregarth und den Rest der Gemeinschaft mehr als hart. Aber er bedauerte die Menschen,

die in diesen Baracken leben würden. Die Sonne Floridas würde die flachen Schuppen in Brutofen verwandeln.

Als sie eine Baracke mit einem Dach versahen, entdeckte Tregarth, daß der Mann neben ihm Corporal Max Hagland war, der früher einmal Wernher Ryans Stellvertreter gewesen war. Als sie eine Rolle Teerpappe ausgelegt hatten, sah Hagland auf das geschäftige wimmelnde Cape. Auf der anderen Seite des Feldes nahmen die Flüssigtreibstoffanlagen allmählich einen Schimmer an. Gegen den gleißenden Himmel zeichnete sich immer noch der Umriß der geheimnisvollen Rakete ab. Über dem Ozean stieg ein großes Transportflugzeug auf. Hagland grinste Tregarth an. »Manchmal denke ich, daß ich mich bei dir dafür entschuldigen sollte, daß ich dich in diesen Schlamassel hineingezogen habe«, sagte er.

Tregarth hatte beinahe vergessen, daß es Hagland gewesen war, der ihn mit Hilfe seiner kleinen Tochter Maria gefangengenommen hatte. »Du wußtest nicht, wie es werden würde«, sagte er nur.

»Allerdings nicht«, stimmte Hagland zu. »Siehst du das Flugzeug da? Das ist das dritte, das seit heute morgen gestartet ist. Man sagt, daß sie nach China fliegen!«

Tregarth starrte ihn überrascht an. »China?«

»Ja«, behauptete Hagland, »jemand hat gehört, daß Jannie Storm davon gesprochen hat, die Überlebenden zu retten, die du und Commander Ryan dort gefunden habt.«

»Aber das ist unmöglich«, sagte Tregarth. »Wir haben eine Menge Lichter gesehen – genug, daß es tausend Menschen sein könnten. Vielleicht auch mehr. Mit drei Flugzeugen werden sie sie nicht transportieren können.« Hagland zuckte die Achseln. »Wer fliegt die Maschinen denn?« fragte Tregarth.

Der Corporal zuckte wieder die Achseln. »Kenne ich nicht. Allerdings tragen sie alle die Steinsamen in ihren Köpfen...«

»Die was?«

»Die Steinsamen. Die Dinger, die wie Rubine und Diamanten ansehen.« Hagland sah sich verstohlen um. »Und weißt du was?« meinte er. »Wenn die Flugzeuge wiederkommen, haben alle Mannschaften die Steinsamen. Aber es sind nicht dieselben Leute.«

Tregarth starrte ihn verwirrt an. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht«, fügte Hagland grimmig hinzu. Dann mußten sie sich wieder an die Arbeit machen.

Trotz aller unbeantworteter Fragen hatte Tregarth doch einen Trost. Zumindest war mit Pepito alles in Ordnung. Fast alle Kinder unter zwölf Jahren waren zur Küchenhilfe eingeteilt worden, und niemand war so herzlos, den Kindern ab und zu eine gekochte Kartoffel oder eine Mohrrübe oder eine oder zwei echte Fleischscheiben zu mißgönnen. Am Abend saßen Tregarth und der Junge oft beieinander und sahen auf das Meer hinaus, und Tregarth erzählte von Atlantica City und den wunderbaren Farmen auf dem Meeresgrund.

Es dauerte eine Woche, bis die ersten Baracken fertiggestellt worden waren. Tregarth stellte überrascht fest, daß er an der nächsten Baracke mit seinem Mitpiloten Wernher Ryan arbeitete. »Ich dachte, daß du Umlaufbahnen für Jannie berechnest«, sagte er, als sie gemeinsam eine Bretterwand empor stemmten.

»Das hat sich erledigt«, erklärte Ryan. »Ron, du weißt ja nicht, was sie vorhat! Nicht nur in die niedrige Erdumlaufbahn – auch nicht zum Mond oder zum Mars! Nein, dieses Raumschiff soll das Sonnensystem verlassen.«

Tregarth blickte ihn fassungslos an. »Wohin denn, um Gottes willen?«

»Ich weiß nicht wohin«, sagte Ryan grimmig, »und wenn du mich fragst, dann weiß sie es auch nicht. Sie will bloß jede erdenkliche Geschwindigkeit ausnutzen, um in das All hinauszuschießen. Als ich sie fragte, für welche Delta-Vau das Antriebssystem denn geeignet sei, gab sie mir einfach keine Antwort. Ich weiß noch nicht einmal, wie das Antriebssystem aussieht!«

»Also hast du ihr gesagt, daß es nicht klappt?«

»Ich habe ihr gesagt, daß ich es ihr nicht berechnen kann«, korrigierte Ryan ihn. »Dann sagte sie, daß es schon in Ordnung sei, und daß das Ewige die Berechnungen vornehmen würde, wenn es ankommt. Dafür sind auch die ganzen Computerteile, die wir herangeschafft haben, Ron.«

Auf unproduktives Schlangestehen sollte keine Zeit verschwendet werden, und daher wurden die Baugruppen nur nacheinander zum Essen entlassen. Tregarths Trupp sollte als letzte essen, was bedeutete, daß er ein wenig Zeit hatte, um mit Pepito zusammen zu sein.

Aufatmend setzten sie sich. Schatten gab es nicht. Die gnadenlose Sonne stand senkrecht über ihnen, während sie aßen. Der Junge saß zwischen Ryan und seinem Vater.

Nachdem sie ihr karges Mahl verzehrt hatten, starrten sie schweigend auf das Meer; Tregarth döste ein wenig, als er den Kopf seines Jungen an seiner Schulter spürte.

Abrupt erwachte er, als Pepito ihn am Ärmel zupfte. »Papi?« schrie der Junge. »Ist das ein Schiff wie deins?«

Tregarth blinzelte und sprang auf. Vom offenen Meer glitt fünfhundert Meter vor ihnen der helle Rumpf eines Unterseeboots auf sie zu. Er konnte drei Gestalten erkennen, die sich auf dem Wetterdeck bewegten.

Natürlich war es nicht die Atlantica Queen. Das wäre auch unmöglich gewesen. »Nein, Pepito, das ist nicht ganz wie meines. Ich glaube, es kommt aus einer anderen Unterwasser-Stadt. Ich frage mich, was es hier macht.«

»Es läuft ein, Papi, siehst du?« schrie der Junge aufgeregt. Tatsächlich drehte das U-Boot bei, um in den engen Kanal einzufahren. Die Steuerleute verstanden ihr Handwerk, stellte Tregarth fest; und dann konnte er die Gestalten auf dem Wetterdeck besser erkennen. Zwei Frauen. Ein Mann.

Alle kleingewachsen, und jeder trug in der Stirn ein leuchtendes Juwel, zwei safrangelb, das dritte in Scharlachrot.

In dieser Nacht bezogen die ersten Bewohner die neuen Baracken.

In jenem ersten Unterseeboot aus den aufgegebenen atlantischen Städten waren mehr als einhundert Menschen eingepfercht, und achtzig weitere trafen auf einem Frachter aus Galveston am nächsten Tage in. Im Laufe der Woche kamen weitere sechs Fahrzeuge an, ein Lastwagenkonvoi aus Quaggerheim, und fünf riesige Transportmaschinen der Friedensstaffel, die die verstreuten Siedlungen in Europa und Lateinamerika durchkämmt hatten. Die Bevölkerungszahl des Lagers verdreifachte sich.

Und die meisten Neuankömmlinge trugen die hellen Steinsamen der Ewigen.

Bei so vielen Menschen wurde die Arbeit leichter; die letzten Baracken errichteten sie innerhalb von zwei Tagen. Dafür aber wurden die Lebensmittel knapp.

»Bei dieser Menschenmenge«, sagte Tregarth zu Wernher Ryan, als sie sich zur Essensausgabe anstellten, »werden wir selbst bei Rationierung innerhalb eines Monats mit den Lebensmitteln am Ende sein.«

»Jannie Storm weiß das«, sagte Ryan düster. »Sie sagt, wir müssen in drei Wochen zum Start bereit sein.«

»Aber es können unmöglich alle Leute an Bord gehen. Was soll denn aus dem Rest werden?«

Ryan zuckte die Achseln. Er sagte: »Das hat sie nicht gesagt. Ron, weißt du nicht, daß sie alles bis auf die Lebensmitteltransporte und die Menschenverfrachtungen eingestellt haben? Alles! Sie haben die Kommunikationssysteme zerstört. Sie überwachen nicht einmal mehr die eingehenden Sendungen. Und heute morgen kamen wieder zwei Flugzeuge an. Alle Menschen an Bord waren Chinesen.«

Tregarth blinzelte. »Du meinst alle bis auf das Flugpersonal.«

»Alle ohne Ausnahme!« beharrte Ryan. »Piloten und Passagiere, alle trugen Steinsamenjuwelen. Und wie sollen wir sie alle ernähren? Sie haben ihre Farmen im Stich gelassen, Ron! Keiner kümmert sich um die Ernte.«

Kapitel 28

Als die Gaussberg Drei sich einhundert Kilometer vor der Position von Atlantica-Stadt befand, gingen sie auf zweitausend Meter hinunter. Die Gaussberg war das erste U-Boot aus den noch unbesetzten Städten, das sich so weit in den Atlantik wagte. Sie hatte zwei Aufträge zu erfüllen. Zunächst sollte festgestellt werden, was aus den verlorenen Städten noch geborgen werden konnte. Zum anderen sollte überprüft werden, was sich auf dem Land tat. Über die Prioritäten brach in der Besatzung ein offener Streit aus, der selbst Graciela und Dennis erfaßte.

»Wir sollten keine Zeit auf diese abgesoffenen Städte verschwenden«, bemerkte Dennis gereizt. »In Florida tut sich am meisten.«

Graciela sah ihn nachdenklich an. »Dennis?« sagte sie. »Nehmen wir einmal an, daß in Florida wieder alles wie gewohnt läuft. Würdest du zurückgehen?«

Er sah sie erstaunt an. »Aber sicher. Dort, auf dem Land sollten die Menschen leben.«

»Wir wollten unsere Freiheit«, meinte Graciela.

Er runzelte die Stirn. »Nein«, sagte er entschlossen. »Das Land ist für die Menschen gemacht, nicht die See. Ich meine, PanMack ist jetzt aus dem Geschäft, wir müssen uns lediglich mit den mysteriösen Heeren des Ewigen auseinandersetzen. Warum sollte man überhaupt nach Atlantica-City zurückkehren?«

Sie seufzte. »Es ist meine Heimat«, sagte sie ihm – zum wiederholten Male.

»Das ist dumm«, belehrte er sie. »Und gefährlich! Woher wollen wir wissen, was deine verrückten Kraken vorhaben?«

»Dennis«, sagte sie geduldig, »das ist es doch gerade, was wir herausfinden müssen.«

Er schüttelte entschieden den Kopf. »Wenn es noch irgend etwas Lohnenswertes auf der Welt gibt, dann befindet es sich am

Cape. Dort gibt es Menschen, Schiffe, Flugzeuge – sogar Raumschiffe! Und was gibt es in Atlantica-City?«

Sie sagte: »Deine Mutter lebt in Atlantica-City.«

Plötzlich wurde sein Gesicht weiß vor Zorn. »Glaubst du, ich weiß das nicht?« zischte er. »So etwas können wir dabei nicht berücksichtigen! Wir müssen unsere Entscheidungen treffen, ohne auf irgendwelche Gefühle zu achten.«

City Gaussberg war zu den Flüchtlingen mehr als gastfreundlich gewesen, und die Flüchtlinge hatten für die Stadt getan, was in ihren Kräften stand. Wie alle anderen Bürger hatten auch Dennis McKen und seine Frau mitgearbeitet, hatten ihre Schichten an den Unterwasserfarmen übernommen, hatten die Außenpatrouillen abgefahren, die den Südatlantik nach Forschungs Expeditionen absuchten – ganz gleich, ob sie von den Heeren des Ewigen waren oder von den unheimlicheren und erschreckenderen Geschöpfen, die einige Kuppeln der Achtzehn Städte übernommen hatten.

Sie glaubten, daß sie sich in nichts von den anderen Bürgern von Gaussberg unterscheiden würden... bis schließlich der Stadtrat einer Expedition in den atlantischen Ozean zustimmte. Die Entscheidung hatte nicht von vornherein festgestanden. Der gesamte Rat zögerte, derart gefährliche Gewässer zu befahren. Als Dennis McKen sich für einen Spähtrupp zum Cape aussprach, wurde ihm das Wort entzogen. Als Graciela darauf drängte, Atlantica-City aufzusuchen, schüttelte der Bürgermeister den Kopf. »Wir wissen, was mit Atlantica-City passiert ist«, meinte er. »Sie sind fort, Graciela. Wir betrauern ihren Verlust ebenso sehr wie Sie, aber wir können nichts mehr tun.«

»Aber Bürgermeister! Wir wissen doch gar nicht, daß Atlantica tatsächlich verloren ist! Und selbst wenn wir es wüßten, woher wissen wir dann, daß Gaussberg nicht als nächstes an der Reihe ist?«

»Das wissen wir deshalb, weil es nicht geschehen ist«, sagte der Bürgermeister nüchtern. »Das Unglück mit den Sicara hat

sich vor Jahren ereignet. Sämtliche übernommenen Städte gingen während des ersten Jahres verloren, nicht wahr?«

»Ja, aber das heißt doch nicht...«

»Es heißt«, sagte der Bürgermeister, »daß wir nicht Bedroht werden. Warum sollten wir uns jetzt aggressiv verhalten und uns Ärger einhandeln?«

Als jedoch über die Expedition abgestimmt wurde, unterlag der Bürgermeister.

»Nun gut«, sagte er finster, »wir werden uns dem Willen der Mehrheit beugen... aber ich kann nicht so tun, als ob ich denken würde, daß es eine weise Entscheidung ist!«

Als schließlich ein Unterseeboot bereitgestellt und eine Mannschaft gefunden worden war, baten sämtliche Flüchtlinge von der Atlantica Countess darum, sich anschließen zu dürfen. Doch nur Graciela und Dennis wurde es gestattet. »Sie sind lediglich Berater«, informierte der Bürgermeister sie, als sie sich anschickten, an Bord zu gehen. »Sie werden Anordnungen folgen und sie nicht geben.« Und zu Dominic Paglieri, dem Kapitän des Schiffes, gewandt sagte er: »Gehen Sie keine vermeidbaren Risiken ein! Führen Sie Ihren Auftrag durch. Stellen Sie fest, was Sie herausfinden können – und kehren Sie zurück. Ganz gleich, was geschieht, verlieren Sie das Schiff nicht!«

Als dann Atlantica-City auf den Sonarschirmen auftauchte, zog die Gaussberg Drei vorsichtige Kreise, während die Mannschaft auf Radar beobachtete, ob irgendwelche Bewegungen festzustellen waren...

Doch es gab wirklich nichts, was sich hätte bewegen können. Atlantica-City war nur noch eine geisterhafte Nexokuppel auf dem Meeresgrund; und von den Menschen, die hier einmal gelebt hatten, gab es keine Spur.

Kapitel 29

Drei Wochen, hatte Jannie Storm gesagt, drei Wochen, bevor es Zeit war, das geheimnisvolle Raumschiff zu starten. Sie trieb die Techniker an der Rakete an und drängte die Mannschaften, die die Flüssigtreibstoffanlagen fertig stellten, zur Eile. Weder Tregarth noch ihr Sohn bekamen sie häufig zu sehen, aber irgendwie brachte sie stets Zeit für Simon McKen Quagger auf.

Denn der einstige Herr von Quaggerheim lag im Sterben, ein paar Mal am Tag sah Jannie bei ihm vorbei, denn der Teil Angies, der in Jannie Storm überlebt hatte, brachte dem alten Ungeheuer immer noch eine gewisse Liebe entgegen. Das Ende rückte jeden Tag näher.

Quagger wurde großzügig mit den wenigen übriggebliebenen Medikamenten versorgt; man kümmerte sich rund um die Uhr um ihn... und dieser Dienst wurde nicht von den gewöhnlichen Sterblichen des Capes übernommen. Quaggers Pfleger trugen alle leuchtende Splitter des Sternensteines, und obgleich sie manchmal einnickten, wenn sie neben seinem Lager saßen, genügte doch die kleinste Bewegung seinerseits, um sie aufzuwecken und an seine Seite gleiten zu lassen.

Doch Lord Simon McKen Quagger hatte Angst. Im Schlaf warf er sich umher und murmelte Worte. Wenn er erwachte, schnappte er nach Luft und erzitterte unter der kühlen behutsamen Berührung seiner Pfleger.

Als Ron Tregarth einen Tag keine Arbeiten erledigen mußte, sah er aus reiner Neugier bei Quagger vorbei. Max Hagland stand an der Tür Wache. »Du kannst nicht hinein«, sagte er leise. »Befehl von Jannie Storm.«

»Ich kann ihn von hier aus sehen«, erwiderte Tregarth. »Er sieht aus, als ob er sich zu Tode ängstigt.«

»Ich glaube, er schläft«, flüsterte Hagland. »Aber du hast recht. Es liegt an Jannie Storm. Jedesmal, wenn sie in seine Nähe kommt, fängt er zu zittern an – ich weiß nicht wieso. Sie sagt ihm immer wieder, daß sie ihn erretten wird. Was auch immer das heißen mag...«

»Was auch immer das alles heißen mag«, murmelte Tregarth und ging wieder in seine Hütte zurück.

In der zweiten Woche kamen vier riesige Schwimmkräne an. Sie trafen in der Morgendämmerung ein, große Boote, aus denen das Stahlgeflecht der Kräne wie Giraffenhäse aus einem Eisenbahnwaggon aufragten. Pepito entdeckte sie als erster und schrie aufgeregt nach seinem Vater. Doch Tregarth sollte sie bald aus nächster Nähe sehen. Er und ein Dutzend anderer hatten die Kräne auf Rost und Materialermüdung zu untersuchen. »Es ist unbedingt notwendig«, beharrte jene, die einmal Jannie Storm gewesen war, »daß diese Maschinen perfekt funktionieren. Die Sicherheit des Ewigen hängt davon ab! Alles muß einwandfrei arbeiten. Falls ihr Werkzeuge oder irgend etwas sonst benötigt, informiert mich sofort.«

»Wie war's mit etwas mehr Essen?« rief Wernher Ryan.

Die dunklen Augen starrten ihn einen Augenblick lang an. »Ist weiteres Essen wichtig für dich?« fragte die Frau, als ob sie daran zweifelte. »Requiriere, was du für nötig hältst, falls es nötig ist, damit die Arbeit gut getan wird.«

»Aber was ist mit dem Rest von uns?« warf Tregarth ein. »Sie haben Hunger! Sogar dein Sohn, Jannie!«

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. »Das ist nicht wichtig«, sagte sie gelassen zu ihm. »Der Sternenstein des Ewigen ist auf dem Weg hierher! Wir werden pünktlich starten. Es stehen ausreichende Rationen zur Verfügung, um den Start abzuschließen, und dann werden alle errettet werden. Jedenfalls«, fügte sie mit sich verfinsternder Miene hinzu, »alle, die hier sind. Vielleicht werden einige andere dem sterblichen Leben überantwortet werden müssen. Doch keine weiteren Diskussionen! Begeht euch sofort an eure Arbeit!«

Mehr sagte sie nicht. Die meisten anderen, die mit einem Juwel in der Stirn ausgestattet waren, sprachen überhaupt nicht. Selbst wenn sie Schulter an Schulter mit gewöhnlichen Menschen arbeiteten, gab es keinerlei Unterhaltung. Falls die »Elemente« des Ewigen körperliche Bedürfnisse hatten, taten sie es

jedenfalls nicht kund. Nachts marschierten sie in die unerträglich heißen Baracken. Kein Licht drang heraus, keine Musik erklang, kein Gelächter, und am anderen Morgen marschierten sie schweigend wieder zur Arbeit.

Die Flüchtlinge, die per Schiff und Lastwagen und Flugzeug zu ihnen stießen, verhielten sich völlig anders. Sie wollten sprechen – wortreich und leidenschaftlich; aber einige drückten sich in Sprachen aus, die Tregarth noch nie gehört hatte, und selbst diejenigen, mit denen er sich verständigen konnte, wußten auch nicht mehr als er. Die Achtzehn Städte? O ja, einige stammten aus den Achtzehn Städten – aber es gab keine achtzehn mehr. Jedenfalls keine achtzehn, die noch von gewöhnlichen menschlichen Wesen bewohnt wurden. Viele der stolzen Unterwasserkuppeln waren von den ›Elementen‹ des Ewigen übernommen worden.

Traurig hörte Ron Tregarth schließlich auf, den Neuankömmlingen Fragen zu stellen. Nach sechzehn Stunden harter Arbeit an den Kränen hatte er kaum noch die Kraft, in seine Hütte zurückzukehren und in sein Bett zu kriechen, ohne seinen schlafenden Sohn zu wecken. Eines Nachts hielt er jedoch an der Tür inne, als er ein gedämpftes Schluchzen hörte. Es war die Stimme einer Frau. Jannie? War es möglich, daß Jannie sich einer menschlichen Regung hingab?

Aber es war nicht Jannie, sondern Maria Hagland, das Mädchen, das sie damals in die Falle gelockt hatte. »Oh, es tut mir leid, Señor«, sagte sie und versuchte die Tränen zurückzuhalten. »Ich – ich kam hierher, um bei Pepito zu sein, denn...« Sie hielt inne und biß sich auf die Lippe.

Tregarth spürte eine plötzliche Aufwallung von Panik. Er schrie: »Sprich! Was ist los? Ist Pepito etwas geschehen?«

»O nein, Señor! Ganz und gar nicht. Ich wollte einfach nur nicht alleine sein, denn mein Vater – mein Vater – mein Vater ist weg, Señor! Die Hexe, Ihre Frau, hat seine Seele gestohlen!«

»Jannie hat was?« sagte Tregarth wie betäubt, und dann kam schließlich die ganze Geschichte zutage. Der alte Lord Quagger

war schließlich gestorben, und Maria Hagland hatte ihrem Vater, der vor dem Sterbezimmer Wache gestanden hatte, das Essen gebracht.

»Und dann nahm sie Quagger in die Arme, Señor«, flüsterte Maria gebrochen, »und ein Mann mit einem Juwel kam und beugte sich herunter, als ob er Quagger küssen wollte! Und dann war das Juwel des Bösen fort, und der Alte fiel tot um, und das Juwel war in Lord Quaggers Kopf. Und dann – o Señor«, heulte sie, »dann ließ die Hexe meinen Vater hereinkommen und ihn berühren! Und dann war Lord Quagger tot, und das Juwel steckte in meinem Vater, und als er mit mir sprach, war er nicht mehr mein Vater!«

Eine Woche schwerer Arbeit war nötig, um sicherzustellen, daß die Kräne funktionstüchtig waren.

Wieder weckte Pepito seinen Vater. Langsam und unter Schmerzen erwachte Tregarth und fragte sich, warum sein Sohn so aufgeregt war. Als er zum Meer hinausspähte, wußte er die Antwort. Über dem mondlosen Himmel erstreckte sich das Band der Milchstraße. Doch weitaus hellere Lichter rissen den Himmel auf, als Leuchtkugeln explodierten. Ein blasser Rauchsweif folgte ihnen, während sie in der Finsternis er starben.

Als Tregarth eine rote Leuchtkugel vom Lager aufsteigen sah, begriff er, daß Zeichen ausgetauscht wurden. Es dauerte dann nur noch einen Augenblick, bevor das heisere Plärren der Alarmsirene alle aufweckte und Jannies Stimme über die Lautsprecher erschallte: »Der Sternenstein des Ewigen ist da! Alle Kranmannschaften haben sich sofort einzufinden!«

Glücklicherweise war das Wasser ruhig, als sie mit den schwankenden Kränen auf die See hinausfuhren. Sie benötigten eine Stunde, um an die Stelle zu gelangen, wo vier Unterseeboote im Wasser lagen. Auf Kommando setzten alle vier Kräne ihre Winden in Gang, um einen großen, schweren Gegenstand an die Oberfläche zu ziehen. Als der Gegenstand auftauchte, keuchte Tregarth überrascht auf. Gleichzeitig durchstießen vier oder fünf

Riesenkraken die Oberfläche, die um ein Nest aus Stahltrossen herumwimmelten, in dem ein großes facettenreiches, leuchtendes Juwel lag.

»Der Sternenstein«, flüsterte der juwelentragende Kranführer neben ihm ehrfürchtig.

Langsam und vorsichtig senkten die Kranführer das funkelnde Juwel auf eine wartende Barke. Dann rief jemand: »Kommt an Deck und löst die Kabel. Und beeilt euch, da draußen ist ein U-Boot, von dem wir nicht wissen, wem es gehört!«

Tregarth hatte keine Zeit, sich über das unerwartete U-Boot Gedanken zu machen. Er wurde benötigt. Wie sich öffnende Blütenblätter war das Nest aus Stahlkabeln auseinandergefallen. Die Kraken, die bei den Stahlseilen geholfen hatten, waren alle bis auf einen sicher davongeschwommen. Zermalmt lag er neben dem Sternenstein, aber er lebte noch. Tregarth sah, daß ein Tentakel noch spastisch zuckte, und das große Auge schien ihn direkt anzustarren.

Bevor Tregarth die Haken gelöst hatte, bluteten seine Hände schon; aber er machte weiter. Langsam setzte sich die Barke in Bewegung. Erst als der Sternenstein gesichert war, nahm Ron Tregarth sich die Zeit, sich den sterbenden Kraken anzusehen.

Er bemerkte den Tentakel nicht, der sich von hinten um ihn wickelte, bis er spürte, wie er gnadenlos zu dem starrenden Auge hingezogen wurde. In wütender Angst schrie er auf und wehrte sich; aber der Krake war stärker als er.

Armer Pepito, dachte er...

Doch dann löste sich plötzlich der Tentakel. Als Tregarth davon taumelte, sah er, wie der Tentakel vorpeitschte, Wernher Ryan umfaßte und ihn unerbittlich an sich zog. Dieses Mal löste sich der Griff nicht. Ryans Stirn berührte das Juwel.

Sofort erstarb sein Widerstand. Der Tentakel des Kraken entspannte sich, und Wernher Ryan stand auf, sah sich einen Mo-

ment lang um und ging dann rasch davon, während das Juwel in seiner Stirn schimmerte.

Der Krake hat mich verschont, dachte Tregarth in einer Mischung aus Übelkeit und Furcht. Aber warum?

Und als der Körper des Kraken ein letztes Mal zuckte, bevor er starb, sah Tregarth die zackige Narbe an der Stelle, an der früher Graciela Navarros Sprechbox befestigt gewesen war. Plötzlich wußte er, warum der Krake ihn wieder losgelassen hatte. Danke, Nessus, sagte er stumm und wandte seinen blinden Blick der Küste zu, die langsam näher kam.

Kapitel 30

Zwei Kilometer von der Küste entfernt beobachtete Graciela Navarro McKen besorgt, wie Leuchtkugeln in den Himmel geschossen wurden. Die Gaussberg Drei bewegte sich sehr langsam durch die unruhige See, irgendwo vor Florida. Hinter ihnen nahm der Himmel allmählich eine rosige Färbung an. Kapitän Dominic Paglieri blickte durch das Nachtfernglas, und Dennis McKen wartete nervös darauf, daß der Kapitän etwas sagte. »Was ist los?« wollte McKen wissen. »Was machen sie da?«

Der Kapitän zuckte die Achseln. »Sehen Sie selbst«, sagte er.

»Sie *müssen* näher heran!« schrie McKen, als er das Fernglas wieder absetzte. »Wir müssen wissen, was sie da machen!«

Betont ruhig entgegnete der Kapitän: »Sie haben meine Anordnungen gehört. Ich setze mein Schiff nicht aufs Spiel.«

Graciela nahm das Glas. Was sie erkennen konnte, mochte sich um Kräne handeln, die irgendeinen funkelnden Gegenstand aus der See barge.

Der Kapitän deutete plötzlich auf den Sonarschirm. »Vier U-Boote sind in der Nähe!« rief er. »Wir verschwinden am besten von hier.«

»Das können Sie nicht machen!« brüllte McKen. »Wenn Sie schon nicht näher heranwollen, lassen Sie mich dann wenigstens mit einem Boot hinüberfahren!«

»Ja, Kapitän Paglieri«, warf Graciela ein. »Dennis hat recht. Wir sind schon so weit gekommen, wir sollten wenigstens jemanden losschicken.«

»Der nicht zurückkommen könnte«, warnte der Kapitän.

»Ich werde zurückkommen«, entgegnete McKen. »Jedenfalls werde ich das Risiko eingehen. Ich werde ein Schlauchboot nehmen und Kontakt aufnehmen. Schließlich sind die Landbewohner zivilisierte Menschen. In vierundzwanzig Stunden bin ich wieder zurück.«

Der Kapitän machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Sie aufnehme, sollten sich U-Boote in der Nähe befinden.«

»Das Risiko gehe ich ein!«

»Aber Sie gehen nicht allein«, sagte der Kapitän bestimmt, und natürlich kam als Begleiterin nur Graciela in Frage. Unverzüglich ließen sie ein Boot zu Wasser, doch als sie den Strand erreichten, wurden sie sofort von schweigenden furchteinflößenden Männern und Frauen umstellt, die auf ihrer Stirn Juwelen trugen.

Bis zum Nachmittag waren beide mehrmals verhört worden. Die Fragen, die eine sonderbare Frau mit einem Juwel in der Stirn stellte, hatten sie völlig verblüfft. Natürlich hatte die Frau sich nach Gaussberg-City und den anderen freien Städten des Pazifiks erkundigt – aber sie fragte nicht nach Waffen oder Verteidigungsanlagen, sondern vor allem nach den Menschen, die dort lebten. Gab es in Gaussberg-City Dichter? Gab es Mathematiker, Historiker, Gelehrte? Wie viele? Welchen verschiedenen Kulturen entstammten sie? Die Frau klang eher, als wolle sie Menschen sammeln, denn wie eine feindliche Befehlshaberin.

Plötzlich brach Dennis mitten im Verhör ab und blickte erstaunt an der sonderbaren Frau vorbei. »Sehr erfreut, Sie zu sehen, Commander Ryan! Ich erinnere mich an Sie – Sie gehörten zu denen, die zum Astronauten ausgebildet wurden.«

Der Mann trug ebenfalls ein Juwel in der Stirn, und als er antwortete, klang seine Stimme genauso leidenschaftslos und hohl wie die der Frau. Die Frau machte eine Handbewegung, und der Astronaut führte Dennis McKen fort. Während er weggebracht wurde, konnte er Graciela noch etwas zurufen. »Mach dir keine Sorgen – das ist Commander Wernher Ryan! Solange Leute wie er hier das Sagen haben, braucht man sich keine Sorgen zu machen!«

Graciela aber machte sich große Sorgen. Erstaunt hörte sie, wie die Frau sich an sie wandte. »Du mußt dein Unterseeboot herbeirufen, damit seine Mannschaft errettet werden kann.«

»Aber das ist unmöglich«, erwiderte Graciela.

»Dir wird eine Möglichkeit einfallen. Es ist der Wille des Ewigen, daß alle errettet werden.«

»Es gibt wirklich keine Möglichkeit«, beharrte Graciela. »Glauben Sie mir bitte! Das Unterseeboot wird nicht einlaufen. Sie werden uns lediglich an Bord nehmen, falls wir hinausfahren und sich kein weiteres Schiff in der Nähe befindet.«

Die Frau blickte sie einen Augenblick lang aufmerksam an. »Wir müssen einen Weg finden. Du kannst jetzt gehen.«

Dann wurde Graciela sonderbarerweise allein gelassen. Sie wurde nicht eingesperrt oder gefesselt. Ihre Befragerin ging einfach fort.

Graciela konnte allerdings nicht zu ihrem Boot zurück und fliehen, denn dort waren Wachen aufgestellt. Selbst wenn sie ohne ihren Mann hätte gehen wollen...

Mutlos schlenderte sie zu ein paar Leuten hinüber, die an der großen Rakete arbeiteten, die sich geheimnisvoll auf ihrer Startrampe erhob. Einige Arbeiter hoben das große Glitzerding, das sie schon auf See entdeckt hatte, zur Spitze der Rakete empor.

Graciela erschauerte und wandte sich ab. In ihrer Nähe mühten sich Männer in weißen Anzügen und Helmen mit großen Schläuchen ab. Diese Schläuche führten von Tanklastwagen zur Rakete.

»Graciela!« rief plötzlich eine Stimme, die ihr den Atem stocken ließ.

Sie drehte sich um und erstarrte. Eine weißgekleidete Gestalt taumelte auf sie zu. Mit den dicken Handschuhfingern zerrte sie an ihrem Helm, und als sie ihn absetzte, glaubte sie für Momente zu träumen.

»Oh, Ron«, flüsterte sie ungläubig. »Du – lebst!«

»Und du«, sagte er mit ernster Freude. »Wo bist du gewesen, Graciela? Ich hoffte – ich habe dich nie ganz aufgegeben. Erzähle mir! Wie hast du überlebt?«

»Ich bin in Gaussberg gewesen. Ich bin heute morgen mit einem U-Boot angekommen. Und du? Du arbeitest hier! Seit wann bist du Raketentechniker?«

»Ich tue das, was sie mir befehlen. Du wärest überrascht, wenn du wüßtest, was ich alles schon gewesen bin«, sagte er und hielt inne. Dann breitete er schweigend seine Arme aus und küßte sie.

Als Graciela sich in dieser Nacht in ihre Baracke schlafen legte, hatte sich ihre Welt völlig verändert.

Ron Tregarth war am Leben! Er hatte sogar einen Sohn! Einen klugen kleinen Jungen, der rasch mit einem Blick auf seinen Vater gesagt hatte: »Es ist wunderbar, daß Sie hier sind, Miss Navarro.«

»Ich heiße jetzt Missis McKen«, berichtigte Graciela ihn, und dabei entging ihr nicht der plötzliche Schmerz in Tregarths Augen. Aber was erwartete der Mann? Schließlich hatte Pepito doch sicherlich eine Mutter!

Am nächsten Morgen stand sie früh auf und ließ Dennis McKen weiter schlafen. Als er schließlich aus dem Bett taumelte und sich an der Essensausgabe anstellte, bemerkte er kaum, daß sie mit Ron Tregarth sprach. »Sie bauen ein Sternenschiff«, sagte er Graciela und Tregarth voller Aufregung. »Sie werden eine besondere Art von Computertechnik verwenden, sobald sie den Countdown einleiten. Es stimmt allerdings«, wandte er ein, als er bemerkte, wie Tregarths Miene sich verdüsterte, »daß Commander Ryan sich ein wenig verändert hat, wenn Sie wissen, was ich meine...«

»Ich weiß genau, was Sie meinen«, erwiderte Ron Tregarth. »Aber was sagten Sie gerade über das Computersystem? Ich habe beim Einfliegen der Teile geholfen, aber ich kann nicht

glauben, daß es vollautomatisiert sein muß. Wäre es nicht besser, wenn sich ein Pilot darum kümmert?«

»Nein«, sagte McKen rechthaberisch. »Sie sehen die Sache immer noch wie ein Schwimmhäutler, nicht wahr? Aber diese Basis gehörte früher zur alten Friedensstaffel, Tregarth. Wir machten alles richtig!«

Graciela wandte sich ab. »Nicht immer«, seufzte sie.

Irgendwie überstand Graciela den langen Tag. Als sie ihren Mann daran erinnerte, daß sie es versäumt hatten, das Unterseeboot zur abgesprochenen Zeit zu treffen, zuckte er nur die Achseln. »Der alte Paglieri wird schon warten«, sagte er. »Wenn wir ihn treffen wollen, wird er schon da sein – aber zuerst ist hier noch eine Menge zu tun! Ich muß herausfinden, worum es bei diesem Sternenschiff geht – sie reden davon, es in vierundzwanzig Stunden zu starten, wußtest du das? Und diese komische Sache mit den Juwelen in den Köpfen dieser Leute... Ich muß wissen, wie die Sache funktioniert«, fuhr er geistesabwesend fort. »Ich glaube, daß man, wenn man eins von diesen Dingen trägt, härter und besser und schneller als je zuvor arbeiten kann. Vielleicht können wir auch so einen Stein verwenden!«

»Ich bin sicher, daß sie froh wären, dir auch so ein Ding verpassen zu können«, erwiderte Graciela.

In der Nacht wurde sie von Commander Ryan aus dem Bett gezerrt und zur Hauptquartiershütte gebracht. Ryan bemerkte lediglich mit seiner distanzierten Stimme, daß Jannie Storm ihre Gegenwart verlangte. Als sie in dem Hauptquartier ankam, sah sie überrascht, daß Ron Tregarth besorgt und zornig neben der Frau stand, die einmal seine Ehefrau gewesen war.

»Kapitän Ron Tregarth, der mein Mann war«, sagte Jannie sogleich, »sagt mir, daß er keinen Weg weiß, den wilden Menschen in den Unterwasserstädten eine Nachricht zu senden. Ich kann nicht glauben, daß es sich so verhält.«

»Ich habe dir gesagt, Jannie«, sagte Tregarth mit rauher Stimme, »daß sämtliche Kommunikationseinrichtungen zerstört wurden, als der Komet einschlug.«

»Ja, das hast du mir gesagt«, sagte sie gelassen, »aber seither ist viel Zeit verstrichen. Ich halte es für wenig wahrscheinlich, daß die Unterwasserleute es bisher versäumt haben, unsere Funksendungen zu überwachen.«

»Nun«, erklärte Graciela zögernd, »ich nehme an, daß sie die Funksignale überwachen.«

»Also können sie eine Nachricht empfangen, wenn Tregarth sie ruft.«

»Aber das werde ich nicht tun«, sagte Tregarth gepreßt.

Seine Frau sah ihn nachdenklich an, wandte sich dann jedoch Graciela zu. »Wirst du es tun?« fragte sie. »Wirst du den Menschen in den Unterwasserstädten sagen, daß sie gerettet werden können? Es ist nicht mehr viel Zeit – weniger als sechsunddreißig Stunden, bevor der Sternenstein des Ewigen gestartet werden muß – aber wir haben Transportflugzeuge, die jeden Ort der Welt innerhalb von sechs Stunden erreichen können. Falls deine Leute an die Oberfläche des Ozeans kämen...«

»Dort gibt es keinen Ort, wo man landen könnte!« brüllte Tregarth.

»Eine Landung wäre nicht notwendig«, sagte Jannie Storm gelassen. »Wir verfügen über andere Methoden. Vögel könnten mit Steinsamen hinunterfliegen. Commander Ryan hat alle Einzelheiten ausgearbeitet.«

»Nein!« schrie Tregarth. »Wir dürfen es nicht tun, Graciela! Sie werden alle sterben!«

»Sie werden vor dem Leben errettet werden«, korrigierte ihn Jannie Storm sanft.

»Ich werde es nicht tun«, sagte Graciela mit bewußt ruhiger Stimme.

»Ich verstehe«, sagte Jannie Storm. Sie sah Graciela mit dem gleichen nachdenklichen Blick an, mit dem sie zuvor Ron Tregarth gemustert hatte. »Es gibt eine Möglichkeit«, sagte sie ge-

dankenvoll. »Dieser Körper nähert sich dem Ende seiner Nützlichkeit. Ich könnte in deinen Körper hinübergehen.«

»Um Gottes willen, Jannie!« schrie Tregarth verzweifelt auf. »Bitte! Laß uns in Ruhe! Wenn du in diese verdammte Rakete steigen und verschwinden willst, dann tu es – aber ich flehe dich an, mach uns nicht zu einem solchen Wesen wie dich selbst!«

Jannies sonderbare Augen sahen leicht überrascht aus.

»Aber Ron Tregarth«, begann sie, »was ich euch anbiete, ist die Errettung vom sterblichen Leben. Wie könnt ihr euren Mitmenschen eine so große Belohnung versagen?«

»Das kann ich«, fauchte er. Er sprang vor und packte sie am Hals. »Und wenn ich muß, werde ich dich töten, um es zu verhindern!«

Jannie Storm wehrte sich nicht. Sie sah nur ohne Angst zu ihm auf. Sie öffnete ihren Mund, um etwas zu sagen...

Ein unheimlicher dröhnender Ton drang plötzlich zu ihnen herüber.

Einen Augenblick standen alle wie erstarrt da. Dann schrie Tregarth auf: »Der Suchradaralarm!« Er ließ Jannie Storm los, die stolpernd ihr Gleichgewicht wiederzuerlangen versuchte. Tregarth wartete nicht ab, was sie tun würde. Er rannte zur Tür ihrer Hütte, Jannie und Graciela folgten ihm.

Draußen war es dunkle Nacht, tausend Sterne leuchteten am Himmel, und überall stolperten Leute aus ihren Hütten. »Du hast recht, Ron Tregarth«, sagte Jannie Storm gefühllos. »Es ist der Suchradaralarm. Wir scheinen angegriffen zu werden.«

»Aber niemand hat seit Jahren darauf geachtet«, sagte Tregarth und starrte in den Himmel. »Es wundert mich, daß er noch funktioniert.«

»Aber was hat den Alarm ausgelöst?« fragte Graciela.

»Das werden wir herausfinden!« schrie Tregarth.

Über dem Meer glitten plötzlich sechs helle Feuerstrahlen auf die Siedlung zu.

»Das sind Raketen!« schrie Tregarth. »Es müssen Raumflugzeuge sein – aber woher könnten sie kommen?«

Helle Funken blitzten auf und schossen auf die Kolonie zu. Sie rasten weit schneller als die Schiffe selbst heran, und wo sie einschlugen, erblühten Feuerbälle.

»Beschützt den Sternenstein!« rief Jannie Storm voller Panik.

»Pepito!« rief Ron Tregarth. Er lief zu seiner Hütte, Graciela dicht hinter ihm. Der Junge stand schon in der Tür und starrte benommen zu den Lichtern empor, als Tregarth ihn in die Arme nahm. »Runter!« schrie Tregarth und zerrte Pepito und Graciela zu Boden. Nicht alle Geschosse waren Brandbomben; Explosionen erschütterten den Boden, und einige Baracken flogen in die Luft.

Dann hatten die Weltraumflugzeuge ihre Arbeit getan. Sie gingen am Strand nieder, wo sie außer Sicht auf dem Sand landeten.

Aber sie waren nicht allein gekommen.

Hinter ihnen kam ein größerer Raumtransporter heran, der genau auf das Landefeld der Kolonie zuhielt. Er landete, und bevor er noch ganz zum Stehen kam, flogen auch schon die Luken auf. Bewaffnete Männer sprangen heraus, die sich unbeholfen stolpernd zu Boden warfen – viele stürzten unter Schmerzensschreien.

»Wir werden angegriffen!« schrie Tregarth, als die Invasoren das Feuer eröffneten. Und sogar durch das ohrenbetäubende Getümmel konnten sie den fernen Aufschrei von Jannie Storm hören: »Der Sternenstein des Ewigen! Bewahrt um jeden Preis den Sternenstein!«

Kapitel 31

Das Kommandofahrzeug des Generals Marcus McKen kam dreißig Minuten nach den Truppentransportern an. Der General, den die wilden Stöße des Wiedereintritts in die Atmosphäre ordentlich durchgeschüttelt hatten, saß angeschnallt zwischen den Piloten.

Es gab keine Möglichkeit festzustellen, ob der Angriff ein Erfolg gewesen war.

Wie jedes Raumflugzeug hatte auch das Kommandofahrzeug in etwa die Flugeigenschaften eines Steines. Sobald es erst einmal auf dem Weg war, konnte es nur noch abwärts gehen. Ob siegreich oder nicht, er würde irgendwo in der Nähe des Stützpunkts landen müssen – um entweder als heldenhafter Eroberer von seinen Truppen gefeiert zu werden oder aber die Rolle eines gejagten Flüchtlings zu übernehmen, sollte der Angriff fehlgeschlagen sein. Er bemerkte nicht, daß er seinen Piloten wütende, einander widersprechende Befehle zuschrie. Was das anging, so hörten ihn seine Piloten auch kaum: die drei waren die einzigen im Kommandofahrzeug, die überhaupt nach draußen sehen konnten, und alle drei spähten in die Ferne und versuchten das große startbereite Raumschiff auszumachen, das ihnen die Position des Stützpunkts verraten würde. Im Raum des Kommandofahrzeugs legten bereits die dreißig harten Kämpfer aus McKens Leibgarde ihre Kampfpanzer an, überprüften ihre Waffen und bereiteten sich auf die Landung vor.

Ein Aufschrei des Kopiloten dröhnte in McKens Ohr: »Da ist es!«

Der General brüllte auf, als die Brände und der Rauch in Sicht kamen. »Wir haben sie überrascht!« Seine Soldaten hatten offenbar ihre Stellungen eingenommen und rückten langsam vor. Seine Ausgelassenheit wurde abrupt unterbrochen, als das Schiff am Lager vorbeiglitt und über dem Meer in den Landeanflug überging. »Ich kann nichts sehen«, schrie er und versuchte durch das winzige Fenster einen Blick nach hinten zu werfen. Verzweifelt trommelte er auf dem Helm des Piloten herum. »Was

geht dort vor sich?« schrie er. »Wie soll ich denn die Schlacht befehlen, wenn ich sie nicht sehen kann?«

»Bitte, General McKen«, flehte der Pilot, der sich unter den Schlägen seines Befehlshabers zu ducken versuchte. »Es dauert nur noch einen Augenblick, bis wir landen, dann werden Sie wieder etwas sehen.«

»Beeilen Sie sich, verdammt noch mal!« schnappte McKen. »Wenn Sie uns in drei Minuten nicht unten haben, werden Sie die Landung nicht überleben!«

Der Pilot murmelte einen Fluch und fuhr in allerletzter Minute die Landeklappen aus. Es war wie eine Vollbremsung; alle drei wurden gegen ihre Gurte geschleudert.

Aber sie landeten unversehrt.

Sobald das Kommandoschiff anhielt, schwärmten die Gardisten aus und bildeten um den ihnen folgenden General Marcus McKen einen schützenden Kordon. Sein erster Schritt auf den Boden seines Stützpunktes konnte kaum als anmutig bezeichnet werden. Er hatte vergessen, wie die Erdschwerkraft wirkte. Er stolperte und wäre gestürzt, wenn Colonel Schroeder ihn nicht gehalten hätte.

Vor ihnen waren die Schüsse zu vernehmen, die die Invasoren abgaben. Doch niemand erwiderte sie. Die meisten Lagerbewohner lagen flach am Boden und versuchten sich aus der Schußlinie zu halten.

Doch plötzlich erhob sich eine hochgewachsene Frau und hob die Arme über den Kopf – weniger als eine Geste der Unterwerfung als vielmehr die rituelle Segnung einer Priesterin.

»Beschädigt den Sternenstein des Ewigen nicht!« rief sie. »Ihr könnt das Feuer einstellen. Wir werden keinen Widerstand leisten.«

Und als McKen genauer hinsah, erkannte er, daß in ihrer Stirn ein leuchtendes Juwel stak.

Eine Stunde später war der Sieg vollständig.

Für General Marcus McKen war das Erstaunliche der Umstand, daß hier Dinge vor sich gingen, die er nicht verstand. Alle Bewohner des Lagers waren auf einen Streifen Land getrieben worden und standen unter Bewachung durch seine besten Kämpfer. Aber es waren so viele! Er hatte keine dreitausend Menschen erwartet; und warum hatten sie sich so fügsam ergeben? Und worum handelte es sich bei den leuchtenden Juwelen, die viele in den Stirnen trugen? Und wer war Jannie Storm, die Frau, die diesen Ort, den er als sein eigen beanspruchte, zu befehligen schien? Und wo war sein verabscheuenswerter Vetter Simon McKen Quagger?

Es gab dringlichere Probleme, mit denen er sich zu befassen hatte. Colonel Schroeder humpelte auf seinen General zu. Der Colonel litt offensichtlich Schmerzen, aber er berichtete triumphierend: »Die Angriffszone ist gesichert, Sir? Möchten Sie Ihre Gefangenen inspizieren?«

»Sind sie entwaffnet worden?« wollte General McKen wissen.

Der Colonel machte ein ratloses Gesicht. »Sie hatten keine Waffen, Sir«, berichtete er. »Oder nur wenige – und die haben sie nicht einmal verwendet. Schlechte Disziplin!« Er zuckte in verachtungsvoller Mißbilligung die Achseln und brüllte dann einen Befehl. Zwei Gefangene schoben einen Elektrowagen heran. »Den haben wir gefunden. Vielleicht möchte der General darin fahren«, schlug er behutsam vor. »Zunächst, meine ich.«

»Zunächst«, sagte General McKen grimmig, »bringen Sie mich zu meinem abscheulichen Vetter Simon Quagger. Ich habe ihm einiges zu sagen!«

Aber das erwies sich als unmöglich; der elendige Kerl hatte sich entschlossen, zu sterben, bevor er sich dem gerechten Zorn des Generals McKen stellen konnte.

Der General bebte vor Zorn. Das Schicksal hatte ihn um seine wohlverdiente Rache betrogen! Doch während er in majestäti-

schem Zorn vor den Reihen der Gefangenen dahinrollte, wurde seine Stimmung milder. Niemand konnte leugnen, daß er einen großen Sieg errungen hatte! So viele Gefangene! Folgsam wie die Schafe standen sie vor den Gewehren seiner humpelnden Angriffstruppen. Er blieb stehen und starrte böse zwei muskulöse hochgewachsene Männer an, denen flammende Juwelen über den sanften und reuelosen Augen saßen. »Was sind das für Dinge, die sie tragen?« wollte er von Colonel Schroeder wissen.

»Ich halte sie für eine Art Rangabzeichen«, meinte der Colonel unsicher. »Sehen Sie den Mann dort, Sir? Das ist Commander Ryan, und er trägt ebenfalls ein Juwel.«

»Ah«, rief der General aus und lächelte endlich. »Commander Ryan, nicht wahr? Der Verräter, der meine Basis an Vetter Quagger übergeben hat? Ja, Commander Ryan habe ich einiges zu sagen!«

Aber auch diese Unterredung stellte sich als enttäuschend heraus, denn Wernher Ryan machte keinerlei Anstalten, sich zu verteidigen. Ruhig und abwesend stand er da, während der General tobte. »Sie haben durchaus recht, General«, bestätigte Ryan schließlich. »Ich bin in die Dienste des Ewigen getreten.«

»Ich werde Sie erschießen lassen!« brüllte General Mcken.

»Wie Sie wünschen«, sagte Ryan gleichmütig. »Aber wir wollen Ihnen nicht schaden. Wir streben lediglich nach Ihrer Errettung.«

Mit vor Wut hervorquellenden Augen starrte der General ihn an. »Errettung? Wie können Sie es wagen, zu mir von Errettung zu sprechen!« Er stand von seinem Wagen auf. Brüllend ging er auf Ryan zu, seine Hand zum Hieb erhoben.

Für Graciela Navarro, die zwischen Pepito und seinem Vater bäuchlings auf dem Boden lag, war das Feuergeschehen ein Schauspiel des Entsetzens. Menschen, die mit tödlichen Waffen aufeinander feuerten! Und als die Schüsse schließlich erstarben, wurde es nicht besser. Traurig drückten die Juwelenträger den sechs

oder sieben Toten die Augen zu und trugen die Verwundeten zu einem improvisierten Lazarett im Schatten der Palmen.

Graciela wollte sich schon aufrappeln. »Wir sollten ihnen helfen«, meinte sie, aber Ron Tregarth hielt sie am Arm fest.

»Nein!« murmelte er gepreßt. »Warte! Da ist irgend etwas faul...«

Hinter ihnen ertönte laut und deutlich die Stimme von Dennis McKen. »Faul? Doch nur für einen Schwimmhäutler«, höhnte er. »Wissen Sie nicht, wer das ist? Das ist General Marcus McKen – mein Onkel! Komm, Graciela. Ich bringe dich hin und stelle dich vor.«

Graciela stand auf und zögerte dann. »Ich glaube, ich würde lieber hier bei Ron und dem Junge bleiben«, sagte sie unsicher.

»Wirklich?« Ihr Mann schüttelte in gespielter Heiterkeit den Kopf. »Nun, dann bleib eben hier. Ich werde mit meinem Onkel sprechen. Ich bin sicher, daß er in zehn Minuten alles geregelt haben wird – und dann werden wir ja sehen, wie eine echte Friedensstaffel funktioniert!«

»Warten Sie!« rief Tregarth, aber McKen war schon verschwunden.

Graciela sah ihm besorgt hinterher. »Sollte ich nicht mit ihm gehen? Was geht dort vor, Ron?«

»Ich weiß nicht«, sagte Tregarth, »aber ich denke, wir sollten von hier verschwinden, bis sich die Dinge wieder beruhigt haben. Komm!« Und er half Pepito auf und führte den Jungen und Graciela langsam und ohne Aufmerksamkeit zu erwecken fort. »Keiner achtet auf uns«, sagte er leise. »Am Banana River sind einige Boote – ich denke, das ist ein guter Zeitpunkt, um sich zu verdrücken.«

Und dann verdrehte Pepito den Hals, um auf General McKen zu starren, und schrie erschrocken auf.

Der General schlug auf Wernher Ryan ein, doch Ryan leistete keinen Widerstand. Er schien die Schläge nicht zu spüren. Er trat

behutsam vor und nahm General Marcus McKen vorsichtig in die Arme. Selbst auf diese Entfernung konnte Graciela den Schreck und die Abscheu auf dem Gesicht des Generals sehen, als er sich zappelnd in Wernher Ryans Griff wand. Es half ihm nichts. Ryan war viel stärker...

Dann preßte Ryan sein Gesicht gegen das des Generals. Es sah fast so aus, als ob sie sich küßten.

Es war ein Todeskuß. Tregarth gab einen wortlosen Laut von sich. Pepito schluchzte. Die Akteure hatten die Rollen vertauscht. Jetzt hatte der General seine Arme um Wernher Ryan gelegt, während Ryans Arme schlaff herunterfielen.

Ryans Körper sackte langsam nach hinten. Vorsichtig und zärtlich ließ General Marcus McKen den toten Körper seines früheren Kommandanten auf den geborstenen alten Beton sinken.

Und als sich Marcus McKen wieder aufrichtete, flammte das Juwel in seiner eigenen Stirn.

Schreiend rannten seine Wachen auf ihn zu. Colonel Schroeder hatte schon eine Pistole in der Hand und war bereit, Ryan auf der Stelle zu erschießen. Ihn hielt nur der Umstand zurück, daß Ryan schon tot war. Selbst Dennis McKen war auf die Gruppe zugesprungen.

General Marcus McKen hob eine Hand. Er schien größer und stärker zu sein, während das Juwel aufflammte. »Nicht schießen!« rief er mit klarer Stimme. »Bleibt, wo ihr seid! Laßt die Elemente des Ewigen näher kommen!«

Und wie die Schaumkrone einer Welle unaufhaltsam den Strand hinaufspült, setzten sich auch schon die Elemente des Ewigen in Richtung auf die Soldaten in Bewegung. Und sie trafen aufeinander. Und sie berührten sich. Und als sie sich berührten, wurden die Eroberer erobert. Die, die zuvor die Juwelen getragen hatten, stürzten schweigend und klaglos tot zu Boden; und ihre Wärter standen nun stumm und abwesend da, und von den Juwelen, die sie trugen, sprühte Licht.

Kapitel 32

In der Nacht wachte Graciela ständig auf und spähte unruhig durch das Unterholz. Die Szenerie auf der anderen Flußseite änderte sich nicht, die große Rakete mit ihrer funkelnden bedrohlichen Fracht auf der Spitze ragte schroff und schimmernd im Licht der Scheinwerfer auf.

Pepito stand behutsam auf, um seinen schlafenden Vater nicht zu wecken. »Missis McKen?« flüsterte er. »Was tun die da? Bedeutet das, daß sie fortgehen?« fragte der Junge.

»Das hoffe ich, Pepito«, flüsterte sie.

»Aber als Mister Ryan und mein Vater in den Weltraum gingen, war ihr Schiff beinahe genauso groß, und sie waren nur zu zweit. Wie passen denn all die Leute dort hinein. Missis McKen?«

Graciela wußte keine Antwort. Abwesend umarmte sie den Jungen zärtlich. Plötzlich vernahm sie ein Geräusch in der Nähe, das sie zusammenfahren ließ.

»Missis McKen?« flüsterte er. »Ist das nicht ein Hubschrauber?«

Sie konnte nicht nur die Rotoren hören, sie konnte auch die hellen Strahlen der Suchscheinwerfer sehen, die daraus hinabstachen, als der Hubschrauber sich vom Landefeld erhob und über den Dschungel auf sie zuflog.

Eine gewaltige Stimme ertönte: »Bitte kehrt alle zum Stützpunkt zurück. Die Errettung muß in zwei Stunden vollendet sein!«

Graciela drehte sich um, um Tregarth aufzuwecken. Er stand auf und startete benommen auf die Maschine. Im Widerschein seiner eigenen Lichter konnte er am Rumpf des Helikopters eine spinnennetzähnliche Antenne erkennen. Ein Wärmesuchgerät! Ein Infrarotdetektor, der nach Lebenszeichen forschte.

»Wir müssen von hier verschwinden«, flüsterte er.

»Wohin?« fragte Graciela.

»Zurück zum Fluß. Das Unterholz ist dort dichter, und das Wasser ist wärmer als die Luft – das bringt vielleicht ihre Hitzesensoren durcheinander.«

Tregarth wartete nicht auf eine Antwort, er nahm einfach Pepito und Graciela bei der Hand und führte sie in geduckter Haltung zu den Büschen. Wenn ein Suchscheinwerferstrahl ihnen zu nahe kam, warfen sie sich bäuchlings auf die Erde und blieben reglos liegen. Lange bevor sie das Ufer des Banana-Flusses erreichten, hatte sich der Hubschrauber schon wieder davongemacht, aber er hatte nicht wenig Erfolg gehabt. Viele Ausreißer waren aufgespürt worden. Suchmannschaften waren zu Fuß unterwegs, um die Arbeit zu beenden.

Ein halbes Dutzend Male sahen sie Suchtrupps die Gegend durchkämmen. Dann hörte Graciela plötzliche Schreie, flehende Stimmen... und plötzliches Schweigen; und das Schweigen war am schwersten zu ertragen.

Am Fluß sah Tregarth sich besorgt um. »Das ist vielleicht ein Fehler«, murmelte er. »Der Hubschrauber ist jetzt fort, also brauchen wir uns wegen der Wärmesensoren keine Sorgen zu machen – aber hier sitzen wir in der Falle.«

»Das Boot, in dem wir übersetzten, liegt dort unten am Ufer«, meinte Graciela.

Er schüttelte den Kopf. »Ja, aber – warte! Da kommt jemand«, flüsterte er angespannt. »Bleibt ruhig liegen!«

Eine Gestalt bewegte sich zielstrebig auf die kleine Erhebung zu, hinter der sich Tregarth und die anderen verbargen. Dann war die durch ein Megaphon verstärkte Stimme Jannie Storms zu hören: »Pepito, der mein Sohn war! Ron Tregarth, der mein Ehemann war! Es ist keine Zeit mehr, bitte kommt und werdet errettet.«

Pepito warf einen besorgten Blick auf seinen Vater. Stirnrunzelnd legte Tregarth leicht einen Finger auf die Lippen des Jungen.

Die Frau, die Jannie Storm gewesen war, kam direkt auf sie zu. Sie war schon fast bei ihnen, als ihr Sohn aufsprang und mit ausgestreckten Armen vor ihr stand, um sie am Weitergehen zu hindern. »Mutter, bitte nicht«, schluchzte er. »Wir wollen nicht so sein wie ihr.«

Jannie blieb ruckartig stehen und sah den Jungen mit nüchternem Blick an. »Aber Pepito«, sagte sie in vernünftigem Tonfall, »wie wir zu sein bedeutet, vollkommen zu sein. Weißt du nicht, was es heißt, dem tierischen Fleisch verhaftet zu bleiben? Es bedeutet Schmerzen und Krankheit... und am Ende bedeutet es den Tod und die Fäulnis, die dem Tod folgt. Mit uns wirst du in Vollkommenheit für immer im Ewigen leben. Nein, Pepito«, fuhr sie bestimmt fort, »du mußt errettet werden. Das ist der Wille des Ewigen. Gib mir deine Hand.«

Jannie griff nach ihrem Sohn, aber Tregarth erwachte plötzlich zum Leben und stieß ihn beiseite. »Nein«, schrie er auf und nahm ein Stück Holz vom Boden auf. »Hör nicht auf sie, Pepito! Steig in das Boot! Du auch, Graciela! Jannie, ich warne dich!«

Die Gestalt hielt inne und blickte ihn gütig an. »Aber was ich sage, trifft auch auf dich zu, Ron Tregarth«, sagte sie.

»Zurück!« schrie er verzweifelt und wußte dabei, daß man ihn gehört hatte, daß es nur noch wenige Sekunden dauern konnte, bevor irgendwelche anderen Leute aus den Lagern kamen und sie überwältigten.

Aber Jannie Storm wich nicht zurück.

Schluchzend schlug Tregarth blindlings mit dem brüchigen Stück Holz zu. Der alterstrockene Stumpf zerbrach, als er Jannies Gesicht traf, aber die Wucht des Schlages ließ sie zurücktaumeln.

Und Ron Tregarth hatte Zeit, in das Boot zu springen. Zum Glück sprang der Motor sofort an. Als sie davonfuhren, sah Tregarth, wie Jannie sich aufplagte und mit blutigem Gesicht die Arme nach ihnen ausstreckte. »Aber ich wollte euch doch die Ewigkeit geben!« schrie sie.

»Wir ziehen das Leben vor!« schrie er zurück und wandte sich ab, um seinen weinenden Sohn zu trösten.

Während sie den Fluß hinausfuhren, befürchteten sie ständig, daß ihnen ein anderes, schnelleres Boot folgen könnte und sie ihre Flucht verhindern würde. Aber niemand folgte ihnen.

Als Graciela bei Tagesanbruch zur Startrampe hinüberblicken konnte, hielt sie den Atem an. Hunderte von Menschen strebten auf die Rakete zu. Tregarth verzog ratlos das Gesicht und holte ein Fernglas heraus. Langsam, in einer unendlich langen Schlange stiegen die Menschen die Rampe empor. »Mein Gott«, seufzte Tregarth neben ihr auf und setzte das Glas ab. »Ich kann nicht glauben, daß sie das tun!«

Sobald die sternensamentragenden Menschen die Spitze der Rakete erreicht hatten, neigten sie sich vor und drückten ihre Stirn gegen den großen funkelnden Sternenstein.

Das Juwel in der Stirn berührte den Stein und wurde in ihn absorbiert. Dann stand der Mensch mit leeren Augen da und stürzte sich in die Tiefe.

Tregarth warf einen Blick auf Graciela und den Jungen und stellte dann ohne ein Wort den Motor ab. Das kleine Boot schaukelte sanft in den Wellen.

»Sollten wir nicht«, begann Graciela, aber er schüttelte den Kopf.

»Niemand wird uns jetzt noch folgen«, sagte er. »Sie werden bald starten.«

»Aber trotzdem...«

Er sah sie mitfühlend an. »In diesen Stein geht das über, was auch immer von deinem Mann und meiner Frau geblieben ist. Ich denke, ich würde sie gerne abfliegen sehen.«

Es dauerte länger als eine Stunde, bis der letzte Mensch am Rand der Rampe innehielt.

Dieser Mensch war Jannie Storm.

Sie drehte sich um und sah zur Bucht hinüber. Ob sie sie nun sehen konnte oder nicht, wußte Tregarth nicht, aber sie starrte einen Augenblick lang in ihre Richtung, bevor sie sich umdrehte und ihre Stirn gegen den Sternenstein preßte.

Leblos fiel ihr Körper in die Tiefe.

Der Rest geschah wie von selbst. Die letzte Abdeckplatte für den Sternenstein senkte sich an ihren Platz und klinkte sich ein. Und dann erzitterte die Luft, und ein Flammenstrahl schoß aus der Rakete. Langsam erhob sich der Sternenstein des Ewigen, hoch und immer höher... Bis er und das Raumschiff eine Rauchschwade war, die sich über den Himmel erstreckte.

»Sie sind fort«, sagte Ron Tregarth.

»Sie kommt nie mehr wieder«, schluchzte Pepito.

»Das ist es, was sie gewollt hat«, flüsterte Graciela dem Jungen zu. »Sie wollte uns die Ewigkeit schenken. Wir haben das Leben gewählt – selbst wenn wir eines Tages dafür mit dem Tod bezahlen müssen – aber sie wird immer I weitergehen.«

»Ohne uns«, sagte Tregarth, als er den Motor anwarf und auf das Meer hinaussteuerte, wo die Gaussberg Drei sie früher oder später auflesen würde. »Ich habe genug von diesem Land. Nur in der See liegt die Freiheit.«

»Ich werde auch nie mehr hierher zurückkommen«, erklärte Graciela.

Aber Pepito hatte den Kopf in den Nacken geworfen und startete auf die Spur, die sich über den Morgenhimmel zog. Nachdenklich sagte er: »Aber wenn ich eines Tages älter bin, werde ich es vielleicht tun.«

Ich bin ein Element des Ewigen, und ich lebe weiter. Aber ich lebe nicht länger im Ewigen. Ich bleibe zurück.

Ich bleibe zurück, auf daß das Werk des Ewigen verrichtet werde, denn ich bin mit der groben Aufgabe betraut, die kalte Metallmaschine zu überwachen, die die Beschleunigungen berechnet und den Countdown überwacht, der den Sternenstein des

Ewigen zur nächsten Etappe seiner endlosen Odyssee davonträgt.

Ich bleibe zurück, aber ich trauere.

Ich betrauere den Verlust all jener Elemente des Ewigen, die mir vorangegangen sind und mich allein und teilnahmslos in einer Welt denkenden tierischen Fleisches zurückgelassen haben.

Ich betrauere die Einsamkeit, die mir bevorsteht; aber ich verrichte das Werk des Ewigen.

Jetzt verrichte ich das Werk des Ewigen. Ich werde das Werk des Ewigen auch weiterhin verrichten. Noch lange nachdem der Sternenstein die Umlaufbahn des letzten toten Planeten dieses aufgegebenen Sterns verlassen hat, werde ich weitermachen. Denn ich bleibe in der Gewißheit zurück, daß sich eines Tages einige sterbliche Teile des tierischen Fleisches mit mir vereinigen werden...

Und dann werden wir uns mit den anderen vereinigen und sie ebenfalls erretten und emporsteigen, um den Rest des Ewigen an einem unendlich fernen Ort in einer unbegreiflich weit in der Zukunft liegenden Zeit zu treffen...

Dann werden wir alle wahrlich im Ewigen leben. Für immer.

Denn das Leben der Erde hat sein Ziel erreicht.

Ende